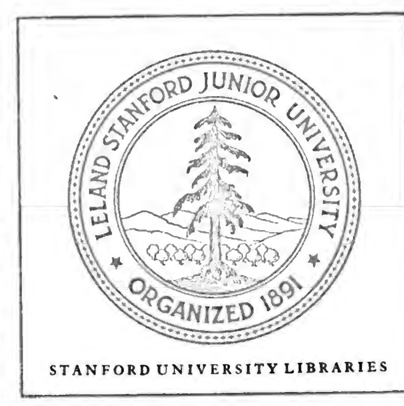
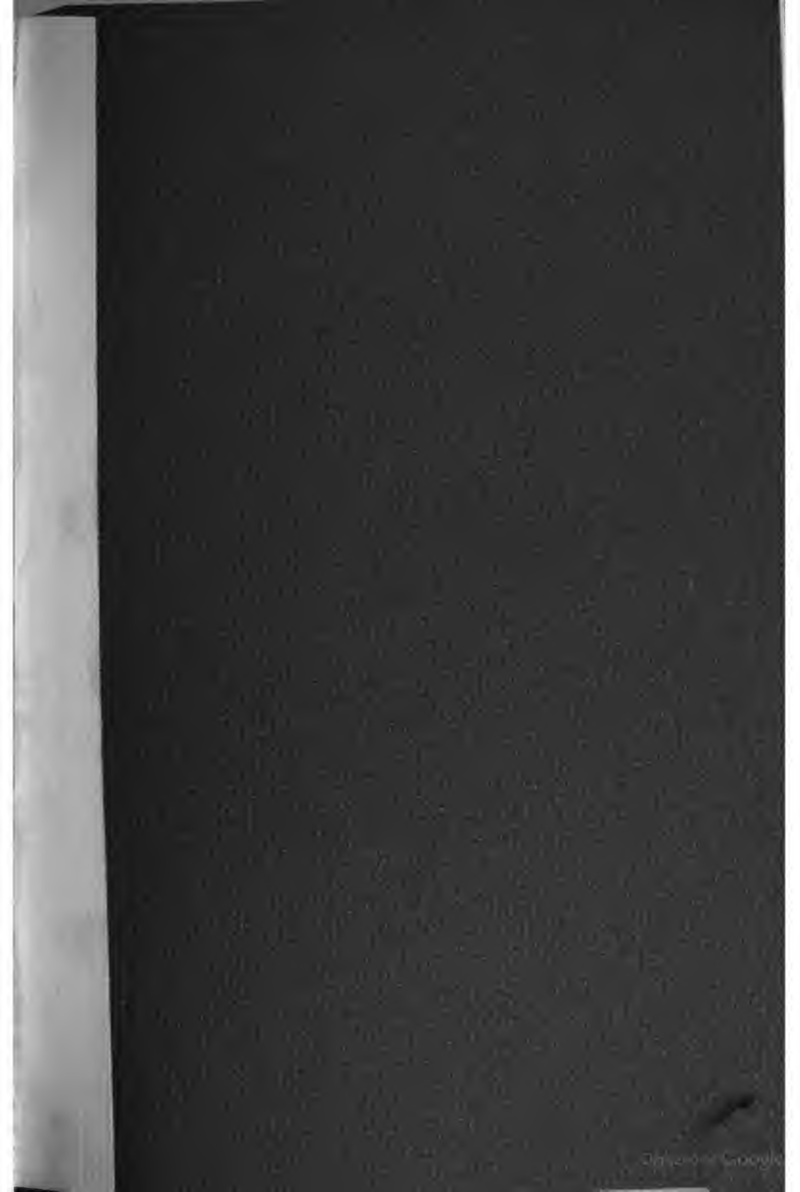

Stanford University Libraries
36105048233295


Digitized by Google


LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891



Die drei Gesellen.

Die drei Gesellen

Ein heiterer Roman

von

Karl Hans Strobl

Erstes bis fünftes Tausend.



L. Staackmann Verlag / Leipzig 1914

Altenburg S.-A.
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Meiner Frau und Freundin.

Dieses fröhliche Buch, das Dir als Trost
in Deiner Krankheit entstanden ist,
widme ich Dir.

Erstes Kapitel.

Wie die drei Gesellen beschlossen, die Stadt zu erobern.

„Potz Blatter und Flamm," sagte Betscholt, „das ist ein sauber und angenehm Städtlein. Schaut nur, wie fein grad und blau die Rauchsäulen aus den Rauchfängen aufsteigen."

Der Student hieb dem Betschold mit der Gerte, die er in der Hand hielt, freundnachbarlich über die Schenkel: „Wär dir wohl die liebste Kirche, wo die Säulen aus dem Herd aufsteigen und der Altar ein großer Schinken ist und die Orgelpfeifen lauter Bratwürste. Da wären denn wohl auch die Blasengel aus Wecken, und im Weihbrunn und Taufbecken wär nicht schnödes Wasser, sondern lauter Wein."

Der Lübecker sagte gar nichts. Er hatte sein Nähzeug hervorgezogen und den langen Riß in seinem Wams zu flicken begonnen. Den hatte er sich gestern geholt, als sie noch spät nachts durch den stockfinsteren Wald gestolpert waren.

Sie saßen alle drei auf dem Abhang, unter den letzten Bäumen des Waldes, im Schatten. Vor ihnen lag die Stadt, mit braunen und roten Dächern, zwischen dem heiligen Berg und dem Schloßberg eingezwängt. Auf dem heiligen Berg stand eine kleine Kapelle, und ein Kreuzweg zog sich im Zickzack an seiner Flanke hinab, bis zu dem klobigen Torturm. Auf dem Berg gegenüber aber stand das Schloß, das sah ganz kriegerisch

und stolz aus. Es schaute aus vielen Fenstern über Stadt und Land hin, und seine Türme schienen die weißen Wolken einzuladen, sich im Spiel um sie zu winden. Die Mauer, die sich um die Stadt zog, war grau und, weil es eben Frühling war, an manchen Stellen ganz hell übergrünt. Wie geballte Fäuste hoben sich die dicken runden Türme über sie.

Der Zwischenraum zwischen dem Waldrand, wo die drei Gesellen lagen, und der Stadt war mit Weinstöcken besetzt. Ein stacheliges Land, aus dem der Duft der Rebenblüte aufstieg. Der Heerbann des Bacchus, dachte der Student, Fähnlein hinter Fähnlein in Terrassen herabsteigend eines hinter dem anderen, mit den Lanzenspitzen in der Höhe, zum Sturm auf die Stadt anrückend, aber die Lanzen sind grün umwunden . . .

Als der Student seine Phantasie von der eßbaren Kirche vorgebracht hatte, da hatte ihn der Betscholt grimmig von der Seite angesehen, dann hatte er sich der Länge nach hingeworfen und war so liegen geblieben. Jetzt aber setzte er sich plötzlich auf und gab dem Nachbar einen Stoß in die Rippen: „Du hast recht, weiß Gott und Donner," sagte er. Dann reckte er seine kurze knollige Nase in die Höhe und sog die Luft ein: „Das riecht wahrhaftig, bei meiner Seele Seligkeit, nach Schweinebraten und Kraut."

„Du hast eine feine Nase. Es möchte es ihr keiner ansehen."

Auch der Lübecker hatte den Kopf gehoben und schnupperte ein wenig. Dann schüttelte er ihn und senkte ihn trübsinnig auf die Arbeit seiner Hände.

„Mondióh," murmelte er, „Schweinebraten! Wie lange ist das her . . ."

Betschsolt und der Student lagen nebeneinander, lang ausgestreckt, wie zwei Säcke. Sie hatten die Hände unter den Kopf gelegt und schauten in die Äste und den blauen Himmel darüber. Sie wollten die Rauchsäulen über den Dächern der Häuser nicht mehr sehen. Der Student versuchte ein Lied. Aber es wollte ihm nicht gelingen. Er versuchte es noch einmal, aber es kam nur ein Fauchen heraus. Da gab er es auf und strengte sich nicht weiter an.

Sie hatten einander in der Herberge kennen gelernt. Huffelin, der Student, kam aus Prag und war auf dem Weg nach Wien. Er wußte nicht, was er dort wollte, aber er sagte, wenn er vom Glück gesucht werde, so könne es ihn auch in Wien finden. Nach dem großen Kriege hatte in allen Reichs- und Hofkanzleien ein mächtiges Schreiben begonnen. Man war dabei, das heilige römische Reich mit Reskripten, Dekreten und kaiserlichen Verordnungen wieder einzurenken. Und in den drei Jahrzehnten seither war man immer mehr ins Schreiben geraten. Wo so viel Papier verschmiert wurde und die Tinte in so gewaltigen Strömen floß, da war wohl auch noch Platz für einen federgewandten Jünger der Rechtsgelahrtheit, der aus seinen Studien das eine begriffen hatte, daß es vor allem auf ein gutes Mundstück und auf einen kuriösen und reich geschmückten Stil ankam. Viel mehr hatte Huffelin aus den Hörsälen seiner Alma mater nicht mitgenommen, denn er hatte in Prag weniger dem

Studium der Institutionen und Pandekten als dem Leben auf der Kneipe und den Tanzböden obgelegen, bis ein hoher Senat nach einer großen Balgerei, bei der Huffelins Gegner arg zugerichtet worden war, mit dem consilium abeundi seiner Rechtsbeflissenheit ein Ende gemacht hatte.

Wenn es Huffelin doch ein wenig auf das Ziel seines Weges ankam, so war es Betscholt nur um den Weg selbst zu tun. Er wußte sich nichts Lieberes als das Walzen auf der Landstraße und trottete gemächlich durch das Leben. Ab und zu trat er auch bei einem Meister ein, denn er war seines Handwerks ein Schuster. Aber er hatte das erste Paar Schuhe, das er sich selbst gemacht hatte, noch kaum vertreten, wenn ihn schon wieder die Lust zum Wandern ankam. Dann sagte er dem Herrn Meister oder der Frau Meisterin schönen Dank, pfiff sich eins und kehrte der Stadt den Rücken zu. Lag in dem Straßengraben, hörte den Amseln zu und schaute zu, wie sich die Bauern auf den Feldern plagten. Manchmal saß er auch neben einem von den Strohschädeln auf, wenn einer grade mit seinem Wagen die Straße kam, fuhr ein Stück in die Welt hinein und erzählte zum Dank von seinen Wanderschaften im römischen Reich, in Flandern, Frankreich und Spanien.

Der Lübecker war der Feine unter den dreien. Er hielt sich still, macht kein Wesens aus sich, und wenn die anderen in den Herbergen mit den Fäusten auf die Tische schlugen, saß er in der Ecke und hielt den Kopf mit den Händen. Huffelin und Betscholt hatten

es bald heraus, daß mit ihm etwas Besonderes los sei. Und nach und nach war es ihnen gelungen, ihn zum Sprechen zu bringen. Sein Karren schien arg verfahren. Er war aus einer vornehmen Lübecker Familie. Die Liebe hatte ihn so weit heruntergebracht, daß er nun auf den Landstraßen herumziehen mußte und von der Hand in den Mund lebte. Da war eine vornehme und wunderschöne adlige Dame nach Lübeck gekommen, der es auf ihren Gütern zu langweilig geworden war, und die sich einen Winter lang in der Stadt vergnügen wollte. Oswald hatte sie bei dem Fackeltanz auf dem Rathaus kennen gelernt, mit dem die Hochzeit des Bürgermeisters gefeiert worden war. Und es war, als ob die Funken der Fackeln bei Oswald gezündet hätten. Bald brannte er lichterloh. Zu seinem Glücke und Jubel schien ihm das Fräulein Sophia gut zu sein, und bald konnte er sie seinen Eltern als Braut zuführen. Das gab eine gar frohe Zeit. Und die frohen Wochen reichten noch weit in den jungen Ehestand hinein, mit Gelagen, Schlittenfahrten und Festen, so daß die braven und sparsamen Lübecker die Köpfe zu schütteln begannen. Die jungen Leute aber trieben es immer weiter, wollten auch gar nicht aufhören, bis Oswalds Vater einmal ein ernstes Wort mit seinem Sohn sprach. Da kam dieser zur Besinnung, aber Sophia lachte nur und trieb ihn weiter an. Und was Sophia wollte, das geschah in Oswalds Haus. Es blieb beim alten Saus und Braus. Da zog der Alte die Hand von Oswald. Und nun sollten Sophias Gelder heran, von denen

Oswald noch keinen Pfennig gesehen hatte. Aber die Gelder blieben aus, die Verwalter auf den Gütern der Dame waren so säumig . . . . und eines schönen Tages entdeckte Oswald auf dem Rücken seiner Gattin zwischen ihren weißen Schultern das Brandmal der Stadt Rostock. Sophia war kein adliges Fräulein, sondern eine Gaunerin, die Sophia Meyers hieß, und die sie in Rostock schon einmal abgefaßt hatten. In seiner ersten Bestürzung eröffnete Oswald alles seiner Familie, und nun hatte es jeder schon immer gewußt, daß es mit Sophia nicht ganz richtig sei. Sie machten keinen kleinen Auflauf und verlangten, daß die Ehe für ungültig erklärt werden solle. Aber Oswald hatte sich inzwischen gefaßt und bereute es sehr, daß er Sophias Geheimnis seinen Leuten preisgegeben hatte. Er liebte sie trotz alledem zu sehr, um sie lassen zu können. Und darum entwich er eines Nachts mit ihr aus Lübeck. Sophia Meyers ging mit ihm, weil sie erwartete, daß Oswalds Familie den einzigen Sohn nicht werde draußen in der Welt herumlaufen lassen. So schlugen sie sich durch, so gut es gehen wollte. Oswald lernte von Sophia allerlei Künste, die ihm sehr zu statten kamen, allerlei Taschenspielereien und vor allem das Komödiespielen. Seine hübsche, frische Stimme gefiel einem verehrlichen Publiko, und wenn er sang, dann winkten ihm die Damen mit dem Taschentuch ihren Beifall zu. Zuletzt aber verschwand Frau Sophia von Oswalds Seite. Es war ihr zu langweilig geworden, auf seine Aussöhnung mit der Lübecker Verwandtschaft zu warten. Oswald selbst wollte nicht den ersten Schritt tun, und

den anderen fiel es offenbar nicht ein, nach ihm zu suchen. Und weil sich ein lustiger Kerl zur guten Stunde fand, ein Kerl, der den Jean Pottage Pickelhäring und Hans Wurst ausbündig gut zu spielen verstand und viel Zulauf hatte, so ging sie mit ihm und ließ Oswald zurück. Der konnte nun allein in der Welt herumziehen.

Seit vierzehn Tagen war er nun mit Huffelin und Betscholt zusammen. Und das gefiel ihm so weit ganz gut. Denn die zwei sannen nicht viel hin und her, lebten in die Stunde hinein und hießen den Herrgott einen guten Mann sein. Das tat ihm wohl, und er ließ den Leichtsinn seiner Kumpane auf sich wirken.

Aber jetzt war es so weit, daß die frohe Laune der beiden ausgegangen war. Und daran waren die blauen Rauchsäulen dort unten schuld und der Geruch von Schweinebraten, den die drei in der Luft zu spüren glaubten. Denn in der letzten Zeit war es ihnen recht schlecht gegangen. Sie waren durch einen Landstrich gekommen, der gerade in den letzten Jahren des Krieges von freundlicher und feindlicher Soldateska arg mitgenommen war, und der sich in den dreißig Jahren seither noch nicht ganz erholt hatte. Da sah man noch auf den Bissen und den Groschen und gab nicht, wenn man nicht mußte. Bürger und Bauer waren darin einig, daß sie allem fahrenden Volk mißtrauten. Da waren den Älteren noch die Marodeure von damals gar wohl im Gedächtnis und das Gesindel, das sich nach den Friedensschluß über das Land ergossen hatte.

Darum lagen Betscholt und Husselin jetzt ausgestreckt auf dem Moos und sahen lieber in den Himmel als auf die Dächer mit dem blauen Rauch. Und wie sie so in die Zweige sahen, merkten sie nach einer Weile, daß sie in einer ganz merkwürdigen Weise bewegt wurden. Das war wie ein Zupfen an jedem Blatt der Buchen, Eichen und Linden, die hier den Saum des Waldes bildeten. Ein Zupfen und Rütteln und ein Zerren, daß wahrhaftig ein Rauschen und Surren entstand, obzwar sich kein Windhauch rührte. Und dabei rieselte ein feiner Staub herunter, winzige Stücklein der Blätter, von feinen Scheren abgeschnitten, von Zangen abgezwickt und dann achtlos fallen gelassen, weil des Futters genug war. Da war ein ganzes Heer von braunen Tierlein an der Arbeit, den Wald zu verwüsten.

„Maikäfer!" sagte Husselin und deutete über sich. Sie hingen schwer und plump mit den Widerhaken ihrer Beinchen an den Stielen der Blätter. Sie klammerten sich an die Unterseite faul und unbeweglich in der Mittaghitze. Nur die Freßzangen waren in steter Bewegung, und wenn man genau hinschaute, so konnte man sehen, wie rasch sie arbeiteten. Es dauerte gar nicht lange, und so ein Blatt war bis auf den Stiel verschwunden.

„Die fressen noch den ganzen Wald auf," sagte der Lübecker. Er war mit Nähen fertig geworden und glättete jetzt die Naht mit dem Daumennagel.

Betschold seufzte: „Die haben's gut. Die sitzen im Schlaraffenland. Aber wir – so wie ich bin, möcht

ich mich, weiß Gott und Donner, vermessen, mich durch den Berg von Hirsebrei zu essen. Ja – die Maikäferlein . . .!" Er nahm einen Käfer, der neben ihm auf das Moos gefallen war, und ließ ihn zwischen den Fingern zappeln. „Sie säen nicht und brauchen auch nicht die Landstraße zwischen die Beine zu nehmen und haben doch alleweil zu beißen und zu nagen. Da bin ich einmal durch den Ardennenwald gewandert, in Frankreich, wißt ihr . . ."

„Laß deine Geschichten für die Herberg," sagte Huffelin brummig, „wo du dir einen Topf Bier damit verdienst."

„Neidest den Maikäfern ihr Futter?" lachte Betscholt. Dann warf er den Maikäfer in die Luft. Der breitete die Flügel aus, torkelte vom Licht geblendet hin und her und nahm zuletzt summend seinen Flug ins Gezweig.

Da setzte sich Huffelin auf und sah nach rechts, wo Betschold lag, und dann nach links, wo sich der Lübecker neben ihn gelegt hatte. „Wißt ihr – ich – ich muß euch sagen, ich bin dessen satt."

„Satt – was ist das? Das Wort kommt in meinem Verbario nicht vor," sagte Betscholt.

Huffelin hieb ihm mit der Haselgerte freundnachbarlich und vollsaftig über die Schenkel: „Ich hab genug von Herbergen und Landstraßen und Hungern und Lagern auf feuchtem Stroh und unter Büschen am Straßengraben. Ich möchte einmal seßhaft sein und ein Dach über dem Kopfe haben und meinen Topf Suppe zur Mittagszeit und ein paar Heller im Sack. Das möcht ich."

„Ich auch!“ sagte Betscholt und „Ich auch!“ seufzte der Lübecker.

Da begannen unten in der Stadt auf einmal von allen Türmen die Glocken zu läuten, als ob sie den drei Gesellen zurufen wollten, daß sie ihren Wunsch gehört hätten.

„Was ist das?“ murmelte Betscholt „ist doch noch nicht Mittagszeit. Nach der Sonne nämlich. Nach meinem Magen, mit Respekt zu melden, fängt Mittag um fünf Uhr morgens an.“

Das Läuten wurde immer voller und drang in den Himmel hinein, daß die blaue Glocke mit zu schwingen begann. Zugleich bemerkte Huffelin, daß aus dem Stadttor unten ein dichtes Gewimmel hervorkam. Schwarze Wämser, mit bunten Kleidern gemischt, glitzernde Piken und Musketenläufe und Fahnen darüber.

„Mag wohl eine Prozession umgehen wollen,“ äußerte sich der Lübecker. Auch der Schuster hatte sich aufgesetzt. „Nein,“ sagte er, „die haben gehört, daß wir kommen, und bringen uns die Schlüssel entgegen. Bürgermeister und Rat und Gemeine . . . und bücken sich vor den drei wohlgeborenen Herrn aus der Fern. Potz Flamm, mir wär's lieber, sie brächten uns anstatt der Schlüssel eine Schüssel – mit Schweinebraten.“ Damit fiel der Schuster wieder hintenüber, streckte die Arme von sich und vergrub die Finger in das kühle Moos.

Der Student aber ließ sich nicht stören: „Sie mögen uns empfangen, wie sie wollen. Wir wollen uns nicht darum kümmern. Ich hab gewaltig Lust, in dieser Stadt zu verweilen. Wer ruft mich denn nach Wien?

Kann ein ordentlicher Kerl nicht überall sein Glück machen? Und wir sind gar drei – Wenn wir uns helfen . . . da müßte der Teufel dawider sein, daß wir nicht ankommen könnten . . ."

„Wär schon just nicht übel. Meine Rappen wollen auch frisch beschlagen sein," sagte Betscholt und warf seine Beine in die Höhe, daß er die Schuhe im Liegen betrachten konnte. Die sahen freilich nicht sehr gut aus. Die Zehen hatten mehr Luft bekommen, als ihnen lieb sein konnte, und von den Schäften hingen die Fetzen herab.

Der Lübecker aber brummte: „Hat der Wallensteiner auch Stralsund haben wollen und hat es nicht bekommen."

„Der Wallensteiner hat ganze Schuhe gehabt und einen satten Magen. War also nicht so mächtig im Sturm wie wir. Wenn wir nur wollten. . . ."

„Es steht aber auch das dreibeinige Tier dort drüben auf dem Hügel."

„Wartet einmal, wartet!" fiel der Schuster ein. Er hatte seine Hände ganz unter das Moos vergraben und hatte bei diesem Spiel mit der Rechten etwas zu fassen bekommen. Eine Art Wurzel mußte das sein. Sie stak aber nur ganz lose in dem Boden, und als Betscholt noch ein wenig zog, brachte er sie ans Licht. Er hielt etwas auf Vorzeichen, und dieses sonderbare Finden hatte ihn aufmerksam gemacht. Er zeigte den Gesellen das Ding und drehte es nach allen Seiten. Dann riß er einen Büschel Moos aus dem Boden und reinigte die Wurzel von der Erde.

„Was soll das?" fragte Huffelin ungeduldig.

„Das . . das . . es ist ein Zeichen," sagte Betscholt.

„Du bist ein Narr . . . mit deinem Zeichen! und bleibst ein Narr, so weit du warm bist."

„Warte nur, warte! Hast du noch nichts von der Wurzel gehört, die sie im Paderbornischen gefunden haben? Bevor der große Krieg ausgebrochen ist. Hast noch nichts gehört? Also will ich's dir sagen. Aber du mußt gut darauf achten. Das war eine Wurzel, die war mannigfach gebogen und gestaltet. Und diese Gestalten haben einen Pferdekopf, einen Menschenkopf und ein Schwert gezeigt. Die ganze Wurzel ist blutrot gewesen und hat drei Tage lang ein blutrotes Wasser von sich gegeben. Ich habe selbst das fliegende Blatt gesehen und hab gelesen, was alles beschrieben war."

„Und was ist denn mit dieser Wurzel . . . ?"

„Diese Wurzel hat den großen Krieg bedeutet. Sie hat angezeigt, daß Roß und Mann durch das Schwert zugrunde gehen sollen, und daß im römischen Reich viel Blut fließen wird. Und so ist es hernach eingetroffen, auf ein Wort. Und jetzt, was siehst du hier in meiner Hand?"

„Ein Stück Holz, das in der Erde gelegen hat."

„Das ist ein Zeichen, sage ich dir. Du kannst es mir glauben. Die Erde bildet solche Dinge aus der geheimen Kraft, die in ihr fließt, und hebt sie auf, bis der Rechte kommt, der sie findet. Wenn du diese Wurzel mit dem rechten Sinn betrachtest, was siehst du?"

„Nichts."

„Sie ist wie ein Trog gestaltet. Wie ein Backtrog oder ein Futtertrog. Und wenn du sie drehst, so kannst du endlich einen Schuh erkennen. Wenn du sie aber von dieser Seite ansiehst, so wirst du bemerken . . . an dem Stiel da . . . daß sie eine Laute darstellt."

„Jetzt mußt du uns aber noch die Deutung geben."

„Die Deutung? Kommst du nicht von selbst darauf. Sie zeigt uns an, daß der Lübecker hier wieder singen wird, und daß man ihn um seines Singens willen gern sehen wird. Der Schuh, der geht auf mich. Betscholt wird wieder den Leisten zur Hand nehmen – jawohl. Und der Futtertrog bedeutet, daß wir alle hier endlich satt zu essen haben werden."

„Das Ganze also?"

„Daß wir uns entschließen sollen, zu bleiben – wie du gesagt hast."

„Die Deutung nehme ich an. Wenn ich auch deiner Wurzel nicht glaube. Ja – wir wollen bleiben. Ich bin nun schon drei Monate auf dem Weg von Prag nach Wien mit Kreuz und Quer, ihr, ihr seid noch länger auf der Reise. Es ist genug. Wir wollen zusammenstehen und einer den andern nicht verlassen. Keiner ohne den andren. Wenn einer hier sein Unterkommen nicht findet, so wollen wir alle weiter wandern. Eingeschlagen?"

Huffelin hielt seine breite Hand hin, deren Daumen von einem Degenstich krumm geblieben war. Betscholt legte seine kurzen Finger hinein und der Lübecker seine schmale Rechte obendrauf.

„Die Allianz ist abgeschlossen," rief Huffelin. „An das Gewehr. Wir erobern die Stadt."

Da griffen alle drei nach ihren mageren Ranzen und warfen sie auf den Rücken. Betscholt aber hatte vorher seine Wurzel sorgsam in einen leinenen Lappen geschlagen und in seinen Ranzen getan.

Zweites Kapitel.

Wie die Maikäfer verurteilt wurden und Huffelin einen alten Bekannten fand.

Sie gingen zwischen den Weingärten in einen Hohlweg hinab. Dann kamen sie auf einen Felsweg, der zu beiden Seiten mit Bäumen bestanden war. Hier merkten sie erst, wie arg der Maikäfer schon gehaust hatte. An diesen Apfel- und Birnbäumen war kein Blatt mehr. Die Äste und Zweiglein zitterten kahl und trübselig durcheinander. Noch immer hockten die Käfer auf den Bäumen. Die Toten lagen in Massen um den Stamm. Je weiter die drei kamen, desto merkbarer wurde ein übler Geruch, der über den Obstgärten lagerte.

„Es sieht manches von weitem besser aus," sagte der Lübecker, „als man es späterhin in der Nähe erfindet." Und Huffelin machte dazu im stillen die Anmerkung, daß der Lübecker dabei wohl mit einigem Recht an Sophia Meyers, die Gaunerin, denken mochte.

Der feierliche Zug, den die drei von oben gesehen hatten, war ein Stück auf der Landstraße vorgekrochen und bog jetzt auf den Feldweg ein. Er kam den Gesellen entgegen. Auf halbem Wege, zwischen den Weingärten, die auf dem Abhang lagen, und der Landstraße war eine Wiese. Sie lag kreisrund in einem Kranz von kahlgefressenen Obstbäumen. Vielleicht mochte sie einmal den Versammlungen unter freiem Himmel gedient haben, und jetzt noch gab es manchmal Festlich-

keiten und Tanz auf ihr. Hierher lenkte das Fähnlein der Scharwache, das den Zug eröffnete. Hinter ihm kamen die Schüler paarweise, in strengem Schritt wie Soldaten. Die Schüler der Jesuitenschule kamen zuerst, dann die der Dominikanerschule; denn die Jesuitenschule hatte heute den Vortritt, weil bei dem letzten Auszug die Dominikanerschule vorangegangen war. Und die frommen Väter hielten strenge darauf, daß diese Abwechslung eingehalten wurde.

Es hatte also auch unter der Geistlichkeit, die nach den Schülern kam, die Jesuitenschaft den Vortritt. An der Spitze des Kollegiums lächelte der Rektor Ermanuo Fistanelli einher, mit einem glattrasierten Gesicht, in dessen Wangen sich die Sonne spiegelte. Die Dominikaner folgten ihnen, voran der Guardian Kaspar Schenauer, mit gemessenen Schritten. Sie bemühten sich alle, sehr würdig auszusehen. Dann erst kamen die Weltgeistlichen.

Ein Fähnlein der Scharwache trennte diese Gruppe von der folgenden. Die bestand aus den Ratsherren mit dem Bürgermeister Gottfried Myrtha, dem Ratsschreiber und den Erwählten der Gemeinde. Der Nachrichter schritt ganz allein für sich. Er trug dem gestrengen Herrn Richter Elias Greinell das Schwert voran. Elias Greinell watschelte mühsam einher und wischte sich nach jedem dritten Schritt mit einem roten Tuch den Schweiß von der Stirn. Ihm zur Seite ging der hochgelehrte Herr Doktor Heinrich Brühschwein, dessen Weisheit im ganzen Land strahlte. Er war über den Schriften der alten Juristen äußerlich dürr und

trocken geworden, innerlich aber war er von Gelehrsamkeit vollgesogen wie ein Schwamm. In wohlerwogenem und ehrfurchtsvollem Abstand kam der Gerichtsschreiber Ulrich Lillgenblatt. Der hatte sein Vergnügen daran, zu sehen, wie die dünnen, gelbweißen Haare des Richters im Nacken zusammenklebten, und wie ihm der Schweiß unter dem Barett hervor bis in den Kragen des Talares rann.

Die Zünfte hatten ihre Fahnen entfaltet und folgten in stolzen Haufen. Mitten unter ihnen befanden sich die zwölf Schöffen, und die Zunft der Schuster war durch eine Anzahl von Chorknaben unterbrochen, die sich um ein Kreuz geschart hatten. Je drei Meister aus der Schusterzunft gingen mit brennenden Kerzen zu den Seiten des Kruzifixes. Das Volk, das nachdrängend hinterdrein kam, wurde durch eine Abteilung bewaffneter Bürger verhindert, den Zug zu stören.

Die drei Gesellen hatten am Wegrand haltgemacht und dem Aufzug zugesehen.

„Ich schätze," sagte Huffelin und schaute sachverständig drein, „daß hier ein feierliches Gericht gehalten werden soll."

„Aber ich sehe keinen armen Sünder," warf Betscholt ein. Inzwischen hatte die Spitze des Zuges die Mitte der Wiese erreicht. Die Scharwache und die bewaffnete Bürgerschaft bildeten einen Kreis, in dem die geistlichen und weltlichen Behörden Aufstellung nahmen. Der Ornat der Priester funkelte in der Sonne, die Talare und Wämser lagen als schwarze Klexe auf dem Grün der Wiese. Der umfangreichste Klex war der Richter

Herr Elias Greinell. Er hatte sich auf dem großen Sitzstein niedergelassen, der inmitten der Wiese, noch aus den Tagen der Vorzeit dalag. Und die Schöffen saßen im Halbkreis auf niedrigeren Steinen vor ihm mit ernsten Gesichtern wie die Holzmännlein im Chorstuhl. Da war also kein Zweifel mehr, daß hier Recht gesprochen werden sollte. Für den Gerichtsschreiber war ein Klapptisch hingestellt worden und ein Feldsessel, und er belud nun den Tisch mit einer Menge von Büchern, Papierrollen und Aktenbündeln. Betscholt sah es nicht gern, wenn sich die Justitia so feierlich dahermachte. Er hatte schon des öfteren mit der Gerichtsbarkeit zu tun gehabt und dabei noch jedesmal Kletten in die Haare gekriegt. Er wäre auch am liebsten weiter gezogen; aber Huffelin und der Lübecker waren sehr neugierig geworden und wollten nicht vom Flecke.

Der Richter hatte schon mehrere Male nach der Sonne geblinzelt und sich den Schweiß abgewischt. Seine Glatze leuchtete dabei im Umkreis.

„Dem hat auch Frau Venus alles Heu von der Oberbühne verfüttert," sagte Huffelin so laut, daß es zwei Bürgermädchen hörten, die in der Nähe standen. Sie sahen sich um, lachten und wurden rot, als ihnen der Student lustig zunickte. Betscholt, dem es unangenehm war, daß sich sein Geselle so über die Obrigkeit ausließ, gab ihm einen Rippenstoß.

Jetzt hatte sich Elias Greinell erhoben. Sein Schatten lag kurz hinter ihm. Er sagte: „Das Gericht ist eröffnet." Und setzte sich wieder in seinen Schatten hinein.

Nun erhob sich der älteste der Schöffen. Er stellte die Vorfragen. Ob die Ladung richtig erfolgt sei. Mit feierlichem Schnaufen antwortete der Richter, daß die Ladung von allen Kanzeln der Stadt und durch dreimaligen Anschlag an je elf Bäumen wohl erfolgt sei.

„Und sind der Ladung die Gerufenen gefolgt?" fragte der Schöffe weiter.

„Sie sind nicht erschienen. Doch ist ihnen in Anbetracht ihrer Kleinheit und ihres jugendlichen Alters ein Prokurator bestellt worden."

Doktor Heinrich Brühschwein trat vor und verneigte sich vor den Schöffen. „So kann also in das Verfahren mit Fug und Recht eingegangen werden?"

„Es kann eingegangen werden."

Darauf erhob sich am äußersten linken Ende des Halbkreises der Schöffen ein Mann, der von ihnen etwas abseits gesessen hatte; er sprach mit einer tiefen Stimme: „Ich klage wider die Sippe der Maikäfer, ihre ganze Brut samt den Engerlingen bis in das vierte Glied wegen gemeiner Gefahr und Schädlichkeit durch Benagen der Bäume und Verderben des Obstes."

Herr Elias Greinell sagte: „Ich habe die Klage wohl vernommen und bin bereit, darüber ernsthaft und nach den Gesetzen zu urteilen. Ist auch allerseits über die Vorlage gründlich und mit aller Sorgfältigkeit verhandelt worden, wie in den dort erliegenden Protokollis und Akten genau und deutlich verzeichnet ist. Der Gerichtsschreiber soll uns davon Wissenschaft geben."

Aber der älteste der Schöffen gab den Willen der Urteiler kund, daß man auf die Verlesung der Protokolle verzichte. Hingegen wurde der Ankläger aufgefordert, seine Anklage durch Zeugen zu erhärten. Da führte dieser sieben Kundschafter vor, die alle die Gemeingefährlichkeit der Maikäfer beschwören konnten.

Der erste hatte gesehen, wie ein Maikäfer auf dem Stamm des Apfelbaumes in die Höhe geklettert war.

Der zweite hatte gesehen, wie ein Maikäfer auf einem Blatt gesessen hatte.

Der dritte hatte gesehen, wie ein Maikäfer die Zangen geregt und gefressen hatte.

Der vierte hatte gesehen, wie ein Maikäfer den Rest seines Futters von sich gegeben hatte, aus dessen Art und Beschaffenheit zu sehen gewesen war, daß es Blätter sein mußten, die den Weg durch seinen Magen genommen hatten.

Der fünfte hatte gesehen, wie die Maikäfer abends um die Bäume schwärmten.

Der sechste hatte gesehen, wie zwei Maikäfer einander geliebt hatten, so daß daraus zu schließen war, daß dieses gefährliche Geschlecht keineswegs auszusterben gedachte.

Der siebente hatte gesehen, daß ein Maikäfer ein Kerzenlicht durch Flugschwirren ausgelöscht hatte und sodann in ein Tintenfaß gefallen war, so daß dadurch die absonderliche Bosheit dieses Geschlechts erwiesen war, die dem Menschen auch sonst mit allerlei Belästigungen zusetzte.

Elias Greinell hatte den Aussagen der Kundschafter

mit Kopfnicken zugehört . . . Jetzt wandte er seinen dicken, roten Kopf nach der anderen Seite, dem hochgelehrten Doktor Heinrich Brühschwein zu, der aufgerichtet wie ein dürrer Pfahl in der Sonne stand. Er gab ihm das Wort zur Verteidigung.

Brühschwein begann gleich zu sprechen. Mit einer dünnen, gleichmäßigen, eintönigen Stimme, daß es war, als hasple er ein endloses Band aus seinem Munde heraus: „Ich bin durch die hohe Gunst dieses Gerichts dazu berufen worden, denen unschuldigen Tierlein, die hier angeklagt worden sind, zum Anwalt zu werden, und ich bin nicht ungern diesem Ruf gefolgt, zuvörderst als ein Christ, dem es obliegt, sich aller unschuldigen Geschöpfe anzunehmen, dann aber auch als ein Jurist und Doktor beider Rechte, dessen ganz besondere Obliegenheit es ist, sich um die Unschuld zu kümmern, welche nach dem Ausspruch des Ulpianus vor allem der Fürsorge der Gerechtigkeit bedarf. Und es ist, wie Aulus Mamertius sagt und Papinianus in seinen Briefen bestätigt, immerhin besser, drei Schuldige laufen zu lassen, als einen Unschuldigen zu verurteilen, zumal dem wirklich Schuldigen doch nach der ewigen Einsicht Gottes die Strafe gewiß ist und nicht von ihm gewendet werden kann. Was nun die hier Angeklagten betrifft, so sind diese ganz gewiß im Stande der Unschuld; denn Gott hat sie so geschaffen, wie sie sind, er hat ihnen ihre Zangen gegeben, daß sie sich mit diesen durch das Zerschneiden der Blätter ihre Nahrung erwerben und nicht zugrunde gehen, weil jedes Geschöpf von Gott zugleich in sich den Trieb

gepflanzt bekommen hat, sich am Leben zu erhalten. Wenn der Maikäfer also den Bäumen Schaden zufügt, so befindet er sich nur im Stande gerechter Notwehr gegenüber dem Tod, und die gerechte Notwehr ist erlaubt, nach einem Dekret des Kaisers Basilius und der Meinung der angesehensten Juristen, besonders des Cajetanus und Pisinus. Zudem befindet sich der Mensch dem Maikäfer gegenüber im Unrecht; ja man kann sagen, er sei selbst schuld daran, daß der Maikäfer ihm und seinen Bäumen mit so üblen Gewohnheiten und Schädlichkeiten zusetzt, sintemalen doch nirgends in der heiligen Schrift im Buche Genesis zu lesen ist, daß der Maikäfer durch Verzehren der Blätter und Kahlfressen der Bäume im Paradiese besonderen Schaden angerichtet habe. Er wird vielmehr gleich dem Löwen und dem Tiger und anderen gefährlichen Tieren ganz ohne Harm gewesen sein, und wenn er schon von den Bäumen gefressen hat, so wird es Gott nach seiner Weisheit so eingerichtet haben, daß die Blätter sogleich wieder nachgewachsen sind. Aber der Mensch selbst hat durch seine Sündhaftigkeit und durch die Künste des Teufels sich gegen Gottes Gebot erhoben und sich vermessen, von dem Baume zu essen, also daß Not und Siechtum entstanden ist und er selbst ins Elend gemußt hat und überdies alles Tiervolk in seiner Natur eine solche Verwandlung erfahren hat, daß aus Friedlichen Reißende, aus Sanften Zornige, aus Stillen Brüllende geworden, dergestalt, daß zeither der Mensch mit fast allem Getier in ständigem Kampf und Widerstreben leben muß. Dazumal ist auch der

Maikäfer aus einem unschädlichen Tierlein ein schädliches geworden, und dieses ist nach Gottes Ratschluß geblieben, denn wenn es nicht in seinem Willen gelegen wäre, daß der Maikäfer dem Menschen als eine Erinnerung an die Sünde im Paradiese zusetze, so hätte er Noah den Befehl erteilen können, den Maikäfer nicht in die Arche mitzunehmen. Darum soll dem Maikäfer das Leben vergönnt sein; im Fall aber dennoch ein Urteil ergeht, daß er weichen sollte, so bin ich doch in der Hoffnung, daß ihm ein anderer Ort und Statt soll gegeben werden, auf daß er sich erhalten möge. Es ist den Maikäfern bei solchem Abzug auch ein frei sicher Geleit zu erteilen vor ihren Feinden, ob nun Menschen oder Tieren; sie sind nicht mit Knüppeln zu schlagen und nicht den Hühnern vorzuwerfen. Und wenn eine Käferin eben im Eierlegen ist, so soll sie schon verweilen dürfen, bis sie dies Geschäft für sich gebracht hat, und alsdann soll sie den Ihrigen ungefährdet nachfolgen."

Nachdem Herr Heinrich Brühschwein geendet hatte, sah er sich im Kreise um. Von den Gesichtern las er mit Behagen die Anerkennung seiner rednerischen Leistung.

Auch der Richter nickte dem gelehrten Mann zu, als er sich jetzt erhob. Seine Verehrung für die Wissenschaft des Doktors war groß und ehrlich. Der Richter gab das unumwunden zu, um so mehr, als auch der Erfolg glorreich über dem Haupt Brühschweins strahlte.

Etwas von diesem Respekt lag jetzt auch im Ton

der Frage, mit der sich Herr Elias Greinell an die Schöffen wandte: ob die Maikäfer schuldig seien oder nicht.

Auch auf die Urteiler hatte die Rede des Doktors ihren Eindruck nicht verfehlt. Sie zollten ihm schon auch ihren Beifall. Aber etwas anderes war es, mit schönen Worten über die Laus im Pelz zu sprechen, und etwas anderes, sie selbst darin zu haben. Was auch der Doktor da sagen mochte, es war sehr schön geredet, und mehr wollte kein Mensch davon verlangen. Es zögerte auch keiner der Schöffen, jetzt sein schwarzes Stäbchen in die Urne zu werfen, die der älteste herumreichte. Nur der Ratsherr Merth Markus bedachte sich eine Weile, denn er war sehr frommer Denkungsart, und einige Stellen in des Doktors Verteidigung hatten ihm doch auch diese Zweifel angeregt. Dann aber dachte er an seinen Obstgarten hinter der Zeil, den ihm das Viehzeug ratzenkahl gefressen hatte, und warf sein schwarzes Stäbchen in die Urne.

Sobald der Älteste verkündet hatte, daß die Schöffen die Maikäfer für schuldig erkannt hatten, hob Elias Greinell das Barett ab und wischte über den Kopf. Die Glatze blitzte über die Wiese hin. Dann begann er zu sprechen. Er war sich dessen wohl bewußt, daß er nie und nimmer den Doktor in der Wohlgesetztheit und Blumigkeit der Rede zu erreichen vermochte und daß alles Nacheifern vergebliches Bemühen war. Aber schließlich war er es doch der Würde des Gerichts schuldig, nicht gar zu weit hinter diesem berühmten Manne zurückzubleiben. Er erhob also die Stimme und führte

aus, daß die Berechtigung zu einem solchen Prozeß gegen Ungeziefer aller Art unabweisbar sei. Er berief sich auf die Bücher Mosis, auf die Bestimmungen des kanonischen Rechtes und auf den Gebrauch der Vorfahren. Man habe hier die Kundschafter vernommen, man habe auch die Ausführungen des hochgelehrten Prokurators gebührend nach dem ihnen innewohnenden Werte gewürdigt. Und endlich hätten die Schöffen auf schuldig erkannt. Darum spreche er jetzt im Namen des Gerichts die Strafe aus. Die Maikäfer seien auf 999 Jahre, 9 Monate, 9 Tage und 9 Stunden aus diesem Gebiete gebannt, mit allen ihren Sippen, Freunden und Bekannten, und sie dürften es nicht betreten, bei Strafe Leibes und Lebens. Wer den Maikäfern behilflich sei oder sie bei der Rückkehr unterstütze, der solle auf die gleiche Weise gebannt sein. Sie hätten die Gegend binnen drei Tagen zu verlassen, auf Fürspruch des Prokurators aber sollten sie ein frei sicheres Geleit haben, ungefährdet von Menschen und Tieren, und sollte ihnen verstattet sein, sich hinzubegeben, wohin sie wollten. Hingegen sollte es den Käferinnen nicht erlaubt sein, in diesen drei Tagen Eier zu legen, und sie hätten sich dessen bis zur Verlassung des Gebietes zu enthalten, dieweilen nach dem natürlichen Zugang der Dinge aus diesen Eiern im Verlaufe eines Jahres sich neue Maikäfer entwickeln müßten, und dieses mit der ausgesprochenen Bannung des Geschlechtes in Widerspruch stehe.

Hierauf zerbrach Herr Elias Greinell ein weißes Stäbchen und warf die Stücke hinter sich.

So waren alle zu Wort gekommen, nur die Maikäfer nicht. Wenn nicht etwa jener Maikäfer sprechen wollte, der gerade vom Rand der Wiese her über die Köpfe der Menge geflogen kam und vor des Richters Nase einen Tanz begann, zu dem er selbst die Musik machte. Aber der Richter schlug mit der Hand nach ihm und ließ ihn nicht mehr zu Worte kommen, denn das Verfahren war schon geschlossen.

Trotzdem aber war die Feierlichkeit nicht ganz beendet. Denn die Schuster waren seit jeher der Meinung gewesen, daß doppelt besser hält. Das wußten sie von den Sohlen her, und sie wandten es jetzt auch gegen die Maikäfer an. Gerade die Schuster hatten an den Obstgärten einen großen Anteil, und darum wollten sie auch ganz sicher gehen. Sie hatten gedacht: wenn die Käfer auf den Bannspruch nichts geben, vielleicht ist ihnen dann mit geistlichen Waffen beizukommen. Und darum hatten sie sich durch die Dominikaner aus einem nahen Kloster dieses Ordens ein wundertätiges Kreuz verschrieben. Das war ein Kreuz aus der Werkstatt des heiligen Crispinus, der schon deshalb hier besonders wirksam sein mußte, weil er der Patron der Schuster war. Vor diesem Kreuz hatte der Heilige oft seine Andacht verrichtet, und darum ging von ihm eine mächtige Kraft aus, von der man wohl mit einiger Sicherheit sagen konnte, daß sie sich auch gegen Ungeziefer aller Art richten werde. Um aber nichts zu versäumen, hatten sich die Schuster von den Dominikanern auch noch eine Rippe der heiligen Ursula und den Eimer des heiligen Florian erbeten, die in der

hiesigen Kirche verwahrt wurden. Nun ordneten sich die Schuster und einige befreundete Zünfte wie die der Gerber, der Sattler und der Handschuhmacher zum Zuge. Das Kreuz und die Reliquien wurden vorangetragen. Die Dominikaner und ihre Schüler schlossen sich an, während die Jesuiten kaltlächelnd zurückblieben und deutlich zu verstehen gaben, daß sie einem von den Dominikanern veranstalteten Umzug keinerlei Bedeutung und Wirksamkeit beimaßen.

Auch das Volk teilte sich in zwei Haufen, von denen der eine mit den Schustern ging, wohingegen der andere zur Stadt zurückkehrte.

Die drei Gesellen hatten dem wunderlichen Vorgang mit einigem Erstaunen zugesehen. Jetzt gerieten sie in den Strom der Zurückkehrenden. Sie schritten nunmehr munter unter ihnen hin, von neugierigen Blicken gemustert und auch ihrerseits neugierig Umschau haltend, welcher Art die Leute der Stadt, die sie zu erobern gedachten, wohl sein mochten.

Gerade vor Huffelin ging ein vornehmer Bürger, dessen Kleidung Wohlstand und Ansehen anzeigte. Das Fräulein neben ihm war wohl seine Tochter. Ihr Rock und ihr Miederleibchen waren von feinem Atlas, an den Schultern, den Ärmeln und am Hals mit himmelblauen Schleifen wohl geziert. Die saßen so zart und fein da wie Schmetterlinge. Hinten am Rock ging eine ganze Säule solcher Schmetterlinge bis zum Saume herab. Dieser Saum aber fegte im Straßenstaub und wirbelte kleine Wölkchen auf, die vor den Füßen Huffelins verdampften.

Plötzlich kamen die drei Gesellen mit ihren Nachbarn hinten und vorn in einiges Gedränge. Denn man war auf der Landstraße angelangt, und weiter vorn ordnete sich die Scharwache, und ihre Spielleute nahmen Aufstellung, um dem Zug mit Trommeln und Pfeifen in die Stadt vorauszumarschieren. Und weil Huffelin selbst immer im Gedränge umherschaute und hübsche Gesichter suchte, anstatt auf seine Füße zu achten, geschah es, daß er mit diesen Füßen auf den herabhängenden Saum des Fräuleins vor ihm geriet. Es gab einen scharfen Knacks im Atlasrock. Der Student aber merkte nichts davon. Erst als sich das Fräulein umwandte und ihn anfauchte: „Der Herr will mir wohl die Kleider vom Leibe reißen!", wich er bestürzt zurück.

So viel sah er auf den ersten Blick: zu den hübschen Gesichtern gehörte das Fräulein vor ihm nicht. Weil er aber ein artiger Mann war, sagte er etwas von Verwirrung und Bedrängnis und daß er als ein Fremder durch so viel Schönheit unter dem dasigen Frauenzimmer einigermaßen außer sich geraten sei, weshalb man ihm schon seine Unaufmerksamkeit zugute halten müsse.

Inzwischen hatte sich auch der Bürger umgewandt und den Studenten scharf ins Auge gefaßt. Als Huffelin nach einer tiefen Verbeugung und nach einem Schwenken des Hutes wieder zu seinen Gesellen treten wollte, sprach ihn der Alte an: „Ist der Herr vom Handwerk?"

„Nein," sagte Huffelin, „ich bin ein Kandidatus der Rechte und auf dem Wege nach Wien, wohin man

mich berufen hat, um einen Sekretärsposten in der kaiserlichen Hofkanzlei anzunehmen. Maßen aber der Frühling so schön und warm ist, und ich vom vielen Sitzen und Studieren ganz krumm geworden, bin ich mit mir übereingekommen, den Weg von Prag nach Wien zu Fuß zu machen."

Da sah ihm der Alte noch fester ins Gesicht und rief: „Wenn der Herr von Prag kommt, ist es schon recht. Dann grüß ich Ihn viel tausendmal und heiß Ihn herzlich willkommen."

Dem Huffelin war bei diesem Gruß nicht ganz wohl. Denn er hatte in Prag mehr Böses als Gutes angestellt und wußte nicht, ob dieser Willkomm wohlgemeint oder aus Schimpf und Spott bereitet war. Ganz gegen seine sonstige Art wurde er auf einmal holzböckisch und ungeschickt und stotterte einiges daher.

„Ich sehe schon," sagte der Alte mit einem Lächeln, „Ihr könnt Euch meiner nicht erinnern. So muß ich Euch denn meinen Namen sagen, Herr Kandidat. Ich bin der bürgerliche Kürschnermeister Franz Seidenader. Nun werdet Ihr doch wissen, wen Ihr vor Euch habt? Vor vier Jahren, nachts, hinter der Teyn-Kirche, in der engen Gassen ... Siehst du, Franziska, das ist der junge Mann, von dem ich dir so oft erzählt habe. Der damals mit seinem Raufdegen gegen vier böhmische Ohrlöffel gefochten hat. Ja. – Das war ein braves Stück. Ich hab's Euch nicht vergessen. Hier, meine Tochter Franziska, wird Euch bezeugen, daß keine Woche vergeht, wo ich Euer nicht zu mindest einmal gedenke."

Jetzt erst kam Huffelin die Erinnerung zurück. Das also war Franz Seidenader, den er damals davor gerettet hatte, auf gut böhmische Art behandelt zu werden. Das waren vier derbe Knotenstöcke gewesen, die auf seinem Kopf und Rücken auf- und absprangen. Huffelin hatte den Lärm gehört, als er eben aus dem alten Ungeld, wo seine Landsmannschaft beim Trinken saß, auf die Gasse getreten war. Jemand hatte um Hilfe gebrüllt. Aber Huffelin wußte es zu gut, daß sich die Stadtwache gern verzog, wenn es irgendwo so heiter zuging. Und weil ihm jede Gelegenheit zum Raufen willkommen war, hatte er seinen Degen gezückt und war hinzugelaufen. Dann hatte er den vier Kerlen, die da über den einzelnen Mann hergefallen waren, mit seiner Klinge ein wenig vor den Nasen gefuchtelt, und die waren verstoben. Der Mond hatte damals sehr heiter dreingeschaut, das wußte Huffelin noch. Der Mann hatte weniger heiter ausgesehen, etwas Blut und Beulen hatte es schon gesetzt. Aber die Geldkatze war gerettet, und das war die Hauptsache. Huffelin hatte weiter kein Aufhebens von der Sache gemacht, denn solche Dinge kommen zur Messezeit nicht selten vor, weil das böhmische Volk die deutschen Kaufleute nicht leiden mochte und gern die Gelegenheit wahrnahm, ihnen zu Leibe zu gehen. Aber der Mann hatte sich vor Dankbarkeit nicht zu lassen gewußt. Er hatte dem Retter erzählt, daß er nach Prag zur Messe gekommen sei, um Rauchwerk einzukaufen. Dann hatte er seinen Namen genannt und seine Herberge angegeben. Und er hatte den Studenten dringlich gebeten,

ihn am anderen Morgen dort aufzusuchen. Hierauf war er mit einem Nachtwächter, der eben daherkam, seines Weges gezogen, Huffelin aber war zur Kneipe zurückgekehrt. Dort hatte er sein Abenteuer erzählt, und die anderen hatten ihm zugetrunken in Anbetracht des klingenden Lohnes, den er am Morgen fassen würde. Da hatte es denn einen dichten Dampf gegeben. Und am Morgen hatte Huffelin den Namen des Mannes und die Herberge rein vergessen.

Jetzt aber stand Seidenader vor ihm und drückte seine Hand, und Franziska stand dabei und machte große und freundliche Augen.

„Ihr müßt mir die Ehre erweisen, Herr, mein Gast zu sein," sagte Seidenader. „Ich lasse Euch nicht. Ihr habt damals so christlich gehandelt, wie nur je ein Johanniter oder Ritter des deutschen Ordens. Und habt Euch dann meinem Dank nicht gestellt. Das verrät eine vornehme Gesinnung."

Huffelin dachte an seinen Dampf. Er ließ es jedoch auf der vornehmen Gesinnung sitzen. Weil man aber nicht gleich mit beiden Händen zugreifen soll, wenn einem sein Lieblingsgericht auf dem Präsentierteller entgegengebracht wird, äußerte er, daß er in Wien erwartet werde und nicht verweilen könne.

„Es wird nicht so pressieren," entgegnete der Kürschnermeister, „daß Ihr nicht einige Tage bei mir bleiben könntet. Die Herren in Wien müssen sich noch ein Weilchen ohne Euch behelfen. Ihr dürft mir nicht ausreißen."

Da gab Huffelin zögernd nach, weil er, wie er sagte,

fühle, daß er sich der Freundlichkeit seines Schützlings nicht entziehen dürfe, ohne ihn zu kränken. Nur wolle er vorher noch seine Wandergesellen verständigen, daß er zu bleiben gedenke.

Der Zug hatte sich inzwischen wieder in Bewegung gesetzt. Die Trommler und Pfeifer machten einen lieblichen Lärm, der aus der großen Staubwolke aufstieg und sich in die blaue Frühlingsluft verzog.

Betscholt und der Lübecker gingen ein Stück hinterdrein und sprachen von Huffelin und den Leuten, zu denen er sich da gesellt hatte. Eben als sie durch das Stadttor gingen, wandte sich der Student und kam zu ihnen zurück.

„Du hast dich dem braven Mann da vorn gar bald ins Hemd gebacken," sagte Betschold.

„Man kann es ihm ansehen, daß er Speck in der Tasche hat," fügte der Lübecker hinzu.

Huffelin berichtete kurz, was sich für ihn getroffen hatte. Betschold sah ein wenig neidisch drein. „Der hat's schon beim Zipfel," murmelte er. Und dann mahnte er daran, daß sie verabredet hatten, alle zu bleiben, oder alle zu wandern. In drei Tagen wollten sie sich wieder zusammenfinden.

Drittes Kapitel.

Wie Betscholt von Spanien erzählte, und wie er einen Meister fand.

Am Abend dieses Tages war der Ratskeller gesteckt voll. Es gab mehr als einen Punkt zu besprechen, und außerdem verlautete, daß der Rat für heute den Ausschank aus dem großen Faß ungarischen Weines gestattet habe, das schon so lange in den Kellern lag. Das war keine Kleinigkeit und verdiente volle Aufmerksamkeit. Denn für gewöhnlich wurde im Ratskeller nur einheimischer Wein geschenkt. Der war so gut, daß man sich gar keinen bessern wünschen mochte. Bisweilen aber ließ der Ratskellermeister auch einen fremden Gast im hölzernen Röcklein zu. Und das war ein sehr schlaues Unternehmen. Denn es kam vor, daß der eine oder der andere nach einiger Zeit des einheimischen Weins überdrüssig wurde und eine Abwechslung verlangte. Da war es gut, den Unzufriedenen einen fremden Wein zum Vergleich zu bieten; daß sie sich davon überzeugen konnten, daß man keine Ursache hatte, den eigenen zu verunglimpfen.

Wenn man die feuchten, schlüpfrigen Stiegen in den Keller glücklich hinunter gekommen war und sich weder den Kopf an der niedrigen Decke zerstoßen, noch das Schienbein irgendwo angerannt hatte, so bog man nach rechts in einen schmalen Gang. Der war so lang, daß die eine Unschlittkerze in der schmutzigblinden Laterne an der Wand bei weitem nicht hinreichte, ihn auch nur mäßig zu erhellen. Es war wie

der Eingang zu einer Gruft. Desto gemütlicher war es dann im Keller unter den Wölbungen, wo man auf richtigen Bänken vor breitmächtigen Tischen saß. Da waren zwei große Räume für die gewöhnlichen Gäste und dann noch ein abgesondertes Kämmerlein für die Herren vom Rat. Im Volkskeller hingen von den Wölbungen zwei Leuchterweibchen herab. Das eine hielt einen Spinnwirtel in der Hand und drehte bedachtsam den Faden. Hinten aber lief es in ein Hirschgeweih aus, und das war mit Kerzen besteckt. Das andere tat nichts, als nach den Männern ausschauen, die unter ihm saßen und tranken. Es war an einer langen, schwanken Kette befestigt, und wenn von irgendwo ein Luftzug in den Keller kam, dann drehte es sich im Kreise umher und schien mit den Augen nach jemandem zu suchen. Es war gar nicht so häuslich, wie das andere, schien vielmehr von leichtfertigem Sinn. Und daß es nicht ganz ungefährlich war, konnte dem Aufmerksamen schon daran kenntlich sein, daß es hinten zwei lange Fischschwänze hatte wie die Meerjungfrauen oder Nixen. Einige der Schuppen dieser Schwänze waren zu Dillen umgestaltet und trugen die Kerzen.

Es war eine ansehnliche Gesellschaft in dem Keller versammelt, und nachdem man den Ungarn zur Genüge erprobt hatte, begann man ein lebhaftes Für und Wider. Es war bei den meisten schon so, wie es der Ratskellermeister bei solchen Proben erwartete. Sie waren schon zum Eigenbau zurückgekehrt und lobten das heimische Gewächs.

„Ja," sagte der Bäcker Hans Kleinfeindt, „der ungarische Wein rinnt rasch durch die Gurgel und will sich nicht zu lange im Munde aufhalten, weil man ihm sonst auf seine Art kommen könnte. Unsern aber, den könnt ihr auf der Zunge behalten, so lange ihr wollt, der ändert seinen Geschmack nicht. Und das ist es, was den wahrhaft guten Wein ausmacht."

„Das sind seltsame Köpfe," erwiderte ihm der Blechschmied Franz Gerollt, „denen das Einheimische unter jedem Beding besser dünkt als das Fremde. Haben sich wenig in der Welt umgesehen. Sonst hätten sie finden müssen, daß nicht alles gut sein muß, was auf drei Meilen um den Kirchturm wächst." Der Blechschmied war in jungen Jahren auf der Wanderschaft gewesen und liebte es, sich darauf zu berufen. Er gehörte zu denen, die das Fremde gern loben, um so mehr, wenn sie sehen, daß es den Nachbarn ärgert. Jobst Voglmann, der Juwelier, leistete ihm dabei Beistand. Auch er tat sich auf seine Weltkenntnis etwas zu gute, denn er war auf seinen Fahrten bis Venedig gekommen, von wo er goldene Kettlein und Arbeiten aus farbigen Steinchen mitgebracht hatte.

Aber Christoph Pitzer, Kleinfeindts Zunftgenosse, nahm sich des südmährischen Weines an.

„Was wißt denn ihr Bäcker," lachte sie Gerollt an, „ihr vor eurem Ofen. Euch dorrt die Hitze den Hals aus, daß euch die Zungen heraushängen. Und dann ist euch gehupft wie gesprungen, welchen Wein ihr kriegt.

Wenn er nur naß ist. Sonst kann er sauer sein, wie er mag."

„Hab noch nirgends gehört," entgegnete der Schuster Jacob Klogler, „daß sich die Blechschmiede schon einen Preis für feine Zungen geholt haben."

„So fein wie die Zungen, die Meister Klogler in seine Schuhe näht, sind die unseren schon auch noch," sagte Gerollt, ohne sich zu besinnen. Und er hatte die Lacher auf seiner Seite. Denn es war bekannt, daß Klogler gern ein derbes Leder zu seinem Schuhwerk nahm und nichts dagegen hatte, wenn man es ihm für feines zahlte. Jetzt warf der Schuster dem Spötter einen zornigen Blick zu, aber er war ein wenig schwerfällig und fand nicht gleich eine passende Antwort.

Malt Hellefeuer, der mit den anderen am selben Tische saß, nahm das Wort. Er war Schuster und wollte den Genossen nicht in der Bedrängnis lassen. „Was!" sagte er, „ihr wollt euch um den Wein erhitzen. Laßt dem Ungarn sein Feuer und seinen raschen Gang durch die Kehle. Daß unser Wein gut ist, das hat sich mehr als einmal erwiesen. Wir haben ein Zeugnis dafür, das alles andere schlägt. Da war ich noch ein junger Bursch von fünfzehn Jahren, wie sich das zugetragen hat. Und es werden noch genug andere sein, die sich dessen ebenso gut entsinnen wie ich. So etwas merkt man sich. Das war, als der Torstenson mit seinen Schweden unsere Stadt drangsaliert hat."

„Jawohl, gewiß!" riefen einige.

„Wie war das? Wer hat uns von ihnen geholfen?

Wer hat die Stadt befreit? Niemand anderer als der Wein. Der Wein . ."

„Der Wein!"

„War das nicht ein erschreckliches Tribulieren und Trillen, das über uns ergangen ist? Die ganze Stadt voll Schweden. Ja, wenn es Schweden gewesen wären. Aber da waren kaum da und dort ein Hauptmann und Oberst richtige Nordländer. Die anderen Leute aus aller Welt, aus Nord und Süd, Kroaten und Franzosen, Schweizer und Böhmen, Erzvögel und Kernbösewichter. Da war nichts vor ihnen sicher, nicht das Geld in der Truhe, nicht das Kalb in der Kuh, nicht die Jungfrau unter ihren Röcken. Ich weiß noch, wie's bei meinem Vater selig im Haus zugegangen ist. Alles drunter und drüber. Den ganzen Tag ein Schlemmen und Saufen und Würfelklappern auf allen Tischen. Dann ein Quieken und Schreien von Weibsbildern auf den Stiegen und Böden und in den Kammern. Und wenn es lustig wurde, dann die Messer heraus . . . Aber der Wein, der hat uns gerettet. Denn der hat den Schandvögeln so gut geschmeckt, daß sie sich als rechte Bacchusdiener aufspielten. Tagtäglich toll und voll, dermaßen, daß sie übereinander gefallen sind wie die Karten, wenn man Häuser baut. Wer nimmt, kauft billig. Das haben sie bei sich gedacht und darnach sich gehalten. Bei solchem immerwährenden Pokulieren haben sich etliche zu Tode gesoffen. Die Dragoner sind von den Pferden gefallen wie die Vögel aus der Luft, wenn es recht kalt ist. Und sind ganze Patrouillen verloren gegangen, weil

sie sich verirrt haben und von den Bauern erschlagen worden sind. Und die Hälfte von allen Offizieren war immer im Loch, weil sie vom Torstenson auf Wache und Feldposten schlafend angetroffen worden. Dann hat der Torstenson auch ein paar von den Leuten durch die Spieße geschickt. Hat aber auch nichts geholfen. Der Wein war ihnen immer noch das lieb Brüderlein. Bis endlich der Torstenson eingesehen hat, daß der Wein ein noch stärkerer General ist und ihm alles Volk wegfängt. Da hat er sich drein gefunden und Befehl zum Rückzug gegeben, damit ihm nicht die ganze Armee zu Grunde geht."

„Drum müssen wir dem Wein dankbar sein," stimmten ihm die meisten bei. Und es entstand ein Rufen nach dem Schenkknecht, daß er die leeren Gläser fülle.

„Das ist eine ausnehmend lehrreiche Geschichte," sagte auf einmal eine fremde Stimme. Die Meister sahen sich um. Da saßen in der Ecke zwei fremde Gesellen, die bisher schweigend getrunken hatten. Nachdem die Meister ihre erste Neugier durch aufmerksame Betrachtung befriedigt hatten, waren die zwei vergessen worden. Jetzt meldete sich einer von ihnen, und das war eigentlich eine Verwegenheit, sich in ein Gespräch erbgesessener Bürger zu mischen. Die Blicke, mit denen die beiden gemessen wurden, sagten nichts von besonderem Wohlwollen.

„Wie meint Er?" fragte endlich Malt Hellefeuer, denn die Bemerkung ging vor allem ihn an, weil er ja die Geschichte erzählt hatte.

„Was Ihr erzählt habt, Herr," antwortete Betscholt,

„ist nach meinem Dafürhalten eine lehrreiche Geschichte. Sie gibt zu denken und erinnert an eine Historia aus der römischen Geschichte. Vom jüdischen General Hannibal, der seine Soldateska hat in Capua, einer Stadt in Italien, aus gleicher Ursache zu Grunde gehen sehen." Betscholt war auf seinen Fahrten mit allerlei Leuten zusammengekommen. Und er hatte Verschiedenes gehört und behalten, was er bei guter Gelegenheit mit Erfolg auszuspielen verstand.

So hatte er auch jetzt sogleich einige seiner Zuhörer gewonnen. Denen gefiel es, daß es in der Vergangenheit ihrer Stadt etwas gab, was sich mit den großen Vorgängen in der römischen Historia vergleichen ließ. Dadurch gewann die Stadt an Wert und war es erwiesen, daß sie mit vollem Recht neben berühmteren Namen bestehen durfte.

Malt Hellefeuer faßte den Fremden scharf ins Auge. Dem sah man es an, daß er sich viel in der Welt herumgetrieben hatte und manches erlebt haben mochte. Weniger deutlich war es, wie er zu seiner Bekanntschaft mit den Büchern über die römische Geschichte gekommen war. Betscholt seinerseits erwiderte diesen Blick mit einem lustigen Blinzeln. Auch ihm gefiel der andere ganz wohl. Malt Hellefeuer sah eher wie ein Grobschmied als wie ein Schuster aus. Seine Arme lagen wuchtig auf dem Tisch, und dort, wo sie einander kreuzten, wölbte sich ein ganzer Berg von Muskeln. Auf seinem Scheitel drehte sich ein Schopf von Haaren auf, gesträubt wie bei einem Kakadu. Und brennrot war er wie die ganze übrige Haar-

wildnis. Diese füchsige Farbe hatte den wackeren Malermeister David Konrad darauf gebracht, Malt Hellefeuer seinem Judas Ischarioth zum Vorbild zu nehmen, als er für die Dominikanerkirche sein heiliges Abendmahl ausgeführt hatte.

„Ja," sagte der Blechschmied Gerollt, „da unten in Italia kann einem wohl der Trinkteufel bald das Netz über den Kopf werfen. Aber hier bei uns müssen es schon Schweden sein, zusammengelaufenes Volk, arme Schlucker und Schindluder, denen der Wein so groß Ding bedeuten will."

Aber da trat der Betscholt für den hiesigen Wein ein. Er habe den Wein auch in allen Weltgegenden durchgeprobt, aber dieser hier sei einer, bei dem man schon seine Zeit versitzen könne. Nur einer sei, den man diesem zur Seite setzen könne. Da horchten die Bürger hoch auf. Malt Hellefeuer rückte auf seiner Bank ein wenig ab, so daß ein Platz entstand. Darauf zog sich Betschold aus seiner Ecke hervor und nahm seinen Gesellen am Arm mit.

„Mit Verlaub," sagte Betscholt und setzte sich so ruhig unter die Bürger, als ob er hier ein angestammtes Recht gehabt hätte. Der Lübecker zwängte sich zur Not neben ihn. Dann sah sich Betscholt im Kreise um: „Das ist der spanische," sagte er.

„Ihr wollt wohl gar in Spanien gewesen sein?" fragte einer.

Betscholt nickte; darauf hatte er gewartet.

„Und der Wein ist dort so gut?"

„Er rinnt auf allen Straßen. So schwer ist er

und so dunkel wie die Nacht. Und wie die Augen der Frauen dortselbst und ihr Haar. Der Wein ist dem unseren nicht vergleichbar, er ist unter einer anderen Sonne gewachsen. Das muß man sich merken. Wer sich's nicht merkt, dem drückt es der Wein in den Kopf."

„Und seid Ihr lange in Spanien gewesen?"

„Genug lange, um ganz trocken und dürr zurückzukommen. Es ist ein Land, in dem das Paradies und die Hölle dicht nebeneinander liegen. Da sind weite Striche, in denen nichts Grünes wächst. Die Sonne brennt da auf die Steine, daß die Sohlen wie Zunder von den Schuhen fallen. Und dann wieder kommt man in ein Gartenland, wo von allem die Hülle und Fülle ist. Da wachsen Blüte und Frucht am gleichen Baum, die Äste brechen vom Segen. Die Städte sind aus Gold und Marmor, und die Wasser haben ihren eigenen Gesang wie mit Engelszungen. Uns Deutschen aber ist das Land trotzdem nicht hold. Denn wir halten auf das Essen so gut wie auf das Trinken, ihr Herren. Wir wollen immer einen festen Grund gelegt haben. Dort aber weiß man nichts davon, und das ist betrüblich, weil dann der starke Wein um so früher über uns zur Oberhand kommt. Die Schenke oder Herberg heißt Posada. Aber was ist so eine spanische Schenke, ihr Herren? Vier nackte Mauern, sonst nichts. Die Hunde haben in ihren Hütten die Streu, auf der sie liegen können. Aber wer in Spanien reist, der muß alles mit sich führen, was er braucht. Matratzen und Betten, sonst kann er beim Herd auf

den Steinen liegen. Und er muß Schüsseln und Töpfe und Näpfe und Teller bei sich haben, sonst kann er das Maul in die Luft hängen. Und wenn er was essen will, so muß er sich selbst damit beladen. Denn was bekommt er in der Posada? Salat und Essig und Baumöl; das ist ein Futter für Ochsen, aber nicht für ausgewachsene Männer. In den Städten ist es besser, da bekommt man für schweres Geld und gute Worte doch ein Stück Fleisch und Butter und Käse. Aber man darf nicht zu viel erwarten. Ich sage euch die Leute dort haben noch niemanden essen gesehen. Unser einer ist dort ein Wundertier, und wenn man einmal mit vieler Mühe etwas zusammengetragen hat, was man bei gutem Willen eine Mahlzeit nennen kann, dann läuft die ganze Stadt zusammen, um den Deutschen essen zu sehen. Es ist ein Spektakel für die dürren Windhunde. Ich war dazumal im Gefolg eines hohen Herren – den Namen will ich für mich behalten –, der nach Spanien auf Brautschau gekommen war. Wir waren ein kleiner Trupp, nicht mehr als dreißig Mann. Und als wir uns einmal drei Tage lang in einer solchen Stadt aufgehalten haben, da kommt am Abend des dritten Tages so ein dürrer Storch von einem Bürgermeister mit noch drei anderen Störchen und verneigt sich zwanzig Mal vor unserm Herrn und bittet, wir sollten morgen weiterziehen. Sie wüßten sich die Ehre wohl zu schätzen und seien überaus glücklich, aber wir dürften nicht länger bleiben. Denn wenn wir noch einen Tag dalägen, so gäbe es Teuerung und Hungersnot, sintemal

wir schon die ganze Stadt leer gefressen hätten. Nein, sie sind nicht darauf eingerichtet, diese Windhunde und Schabhälse. Sie wissen nicht, was ein richtiger deutscher Magen ist. Einmal hat es einer probiert und hat uns auf unserem eigenen Mist foppen wollen. Das war ein Kerl, so groß und breit wie Ihr, Herr, nur hat er schwarzes Haar gehabt, nicht rotes. Der war Wirt in einer Posada und hat sich vermessen, es uns gleich tun zu wollen. Mein Herr hat gesagt: ‚Joachim Betscholt' – das ist mein Name – ‚Joachim Betscholt', hat er gesagt, „zeig ihm, was du kannst.' Ich hab es mir nicht zweimal schaffen lassen und hab mich zu dem Mann gesetzt. Und wir sind einen halben Tag gesessen und haben gegessen. Und wie wir fertig waren, da bin ich aufgestanden und hab nach einem Stück Brot verlangt, zum Nachessen. Der Wirt aber ist vom Stuhl herabgefallen und ist auf der Erde liegen geblieben, mit immerwährendem Geschrei, daß ihm der Bauch bersten wolle. Da hat es denn seltsame Tausendhändel gegeben. Denn das spanische Gesindel ist auf dieses Geschrei zusammengelaufen und hat gar grimmige Gesichter gemacht. Das war ein Schreien und Tun, als ob wir hätten den Wirt vergeben wollen, und ein Herumwischen mit den langen Klingen. Und war nicht früher Ruhe, bis wir nicht ein paar von den ärgsten Schreiern mit den Köpfen gegeneinander gestoßen haben, daß ihnen die rote Suppe aus den Nasen geronnen ist. Ich kann euch sagen, Herren, das schöne Land Spanien ist nichts für unsereinen. So gut der Wein dort ist, hier ist es dennoch besser,

denn man weiß hierzulande, was sich zum Weine schickt und wie des Trinkens Ordnung und Zucht sein muß."

Da stimmten dem braven Gesellen alle zu und krachten die Gläser zusammen, daß es ein gar lautes und wohlklingendes Geläute gab.

Im Ratsherrnstübchen saßen um dieselbe Zeit die Herren, deren Weisheit Wohl und Wehe der Stadt anvertraut war, und sprachen von Neuigkeiten draußen und drinnen. Herr Elias Greinell, der Richter, war da, die Herren Thomas Schram, Jakob Mathern, Merth Markus, der Gerichtsschreiber, Ulrich Lillgenblatt und Doktor Coelimpatius, der Schloßkaplan. Zu oberst aber saß Herr Gottfried Myrtha, der Bürgermeister, der hatte seine Hände auf den Tisch gelegt, daß man alle seine Ringe sehen konnte, vor allem den großen Siegelring, den er vom Kaiser erhalten hatte.

Auf dem Tisch stand ein Leuchter aus schwerem Silber, der hatte sechs Arme, die waren gar wundersam verschnörkelt, nach der neuesten Mode, die man eben in Frankreich aufgebracht hatte. Da wanden sich allerlei Blumen und Tiere durcheinander, und das Licht spielte auf Blättern und Gliedmaßen lustige Stücklein.

Hier sprach man mit besonnener Mäßigung, wie es sich für so weise Herren schickt. Thomas Schram wollte nicht so recht an den Erfolg des Gerichtsbannes über die Maikäfer glauben. Er war ein arger Spötter und zog gern gegenüber den Meinungen seiner Freunde des Konrad von Megenburg „Buch der Natur" an.

Dieses Buch innehaltet „von eggenschaft und natur des menschen, des himels, der tier, des geflügels, der kreuter, der steyne und von viel ander natürlichen Dingen." Stand aber nicht darinnen zu lesen, daß Maikäfer oder Feldmäuse oder Heuschrecken je vor einem Bannspruch gewichen wären.

„Darum sind auch die Schuster noch extra mit Kreuz und Rippe und Eimer durch die Felder gezogen," bemerkte Jakob Mathern.

Merth Markus aber teilte die Ansicht des Thomas Schram, obzwar er sonst immer sein Widerpart war. Freilich hielt er aus einem anderen Grunde zu ihm. Merth Markus glaubte nämlich schon daran, daß die Maikäfer durch einen Bannspruch vertrieben werden könnten. Aber er hielt den Bannspruch des weltlichen Gerichtes für nicht genug stark dazu. „Wisset," sagte er jetzt, „da mag man sagen, was man will. Es wäre doch besser gewesen, wenn wir uns die Malediktion vom geistlichen Gericht verschafft hätten."

Herr Elias Greinell seufzte und sagte dann mit einem tiefen Schnaufer: „Das geistliche Gericht in allen Ehren, Herr Merth Markus, und nichts gegen seine Einsicht und göttliche Einsetzung. Aber, um über die Maikäfer den Bann zu sprechen, bedarf es seiner nicht. Wenn alles nur sorgsam vorbereitet ist, mit Ladung und Satzung und Kundschaft und Umfrage' dann tut das weltliche Gericht dieselben Dienste."

„Wenn seine erzbischöfliche Gnaden nur williger gewesen wären!" warf Herr Merth Markus hin.

„Ja – fünfhundert Gulden für die Malediktions-

formel sind viel Geld," sagte der Bürgermeister Myrtha und ließ seine runden Augen im Kopfe rollen.

„Fünfhundert Gulden!" stimmte der Spötter Thomas Schram zu, „Schwerenot! Fünfhundert für eine Malediktion gegen die Maikäfer, so unschuldige und zarte Tierlein, die man zwischen zwei Fingern hinrichten mag. Für fünfhundert Gulden könnte man schon eben so viele Ochsen vermaledeien, als Maikäfer an unseren Bäumen sitzen."

„So bin ich also mit dem weltlichen Gericht, so zu sprechen, nur der Herren Notnagel gewesen und nichts anders," grollte der Richter, und der Zorn trieb ihm sein Fett von innen nach außen in großen Tropfen auf die Stirn.

Man bemühte sich, dies Herrn Elias Greinell auszureden. Aber es war doch so. Denn man hatte von Anfang an das Verfahren vor dem geistlichen Gericht eingeleitet, weil dieses nach der Meinung der Mehrzahl ja wirklich für derlei Prozesse zuständig war. Aber dann hatte sich herausgestellt, daß seine Gnaden der Herr Fürsterzbischof Dietrichstein, der in Olmütz saß und einen lustigen Hof hielt, für die formula maledictionis, mit der die Käfer verflucht werden sollten, fünfhundert Gulden verlangte. Das war teuer. Und eben auf diese Formel kommt es ja an. Und alles Bemühen, den hohen Herrn von seinem Preis abzubringen, war umsonst. Der Käferbann war nicht billiger zu haben, weil der Erzbischof vermeinte, man müsse sich ohne Bedingung an ihn halten. Aber da

hatten die sparsamen Stadtväter beschlossen, das weltliche Gericht anzugehen.

„Der hohe Herr wird sehr grimmig sein," äußerte Jakob Mathern, „daß man so über ihn hinweggegangen ist und seiner nicht geachtet hat."

„Wenn er uns das nur nicht bei anderer Gelegenheit zu verstehen gibt, daß wir ihn diesmal zornig gemacht haben."

Da mischte sich der Doktor Coelimpatius ins Gespräch. Sein rundes, behagliches Gesicht strahlte Zufriedenheit aus, besonders wenn er beim Wein saß und in guter Gesellschaft war. Er war geneigt, die Welt nicht so sehr als Tal der Zähren anzusehen, wie man es nach seinem Beruf hätte vermuten dürfen, sondern vielmehr als eine Stätte, wo sich ein gottgefälliger Wandel mit allerlei Lustbarkeiten gar wohl vereinigen ließ.

Er nahm sich jetzt auch des Erzbischofs mit allem Eifer an, weil er sich dem Kirchenfürsten in seinem Innern verwandt fühlte, ein so weiter Abstand ihn auch äußerlich von seinem Obern schied. „Um die Wahrheit zu bekennen, so ist dem Menschen gemeiniglich eine gewisse Zornmütigkeit innewohnend und die Lust, dem, der einem irgendwie eins versetzt hat, baldigst wieder eins zu versetzen. Diesem aber widerstreitet ganz sonderbar die christliche Liebe und Milde und verlangt, daß man seine Zornmütigkeit unterdrücke. Wie denn auch seine erzbischöfliche Gnaden in diesen christlichen Tugenden allen voranleuchtet. Zur Zeit, als ich noch in Olmütz am Domkapitel war, hab ich

mehr als einmal wahrnehmen dürfen, daß sie hierin ein hohes Beispiel sind. Was aber die Maikäfer anbelangt, so glaube ich allerdings, daß denen ein geistlicher Bann schädlich wäre, zumal ich anzunehmen geneigt bin, daß diese sozusagen ägyptische Plage nicht ganz ohne Bedeutung ist, sich vielmehr als ein Vorzeichen darstellt."

Der Doktor Coelimpatius liebte es, sich oft allerlei bedrohliche Dinge auszumalen, die bevorstünden. Das war, wie wenn Kinder sich im warmen Zimmer von Gespenstern erzählen, die draußen lauern. Es diente zur Erhöhung des Behagens an der Welt.

Merth Markus rückte auf seinem Stuhl und meinte, daß man dies doch nicht wohl sagen könne, weil in den letzten Jahren mehrfach in südmährischen Orten Ähnliches geschehen sei, ohne daß sich hinterdrein Arges ereignet habe. Dabei sah er aber doch nicht ganz sicher aus.

Coelimpatius neigte sich über den Tisch, so weit es ihm seine gute Fülle erlauben wollte, und flüsterte geheimnisvoll: „Es wäre nicht um das allein; es ist um das Zusammentreffen mit anderen Zeichen. Er ist wieder gesehen worden . . . der Alte, der ewige Jude. Er streicht wieder herum. Und das bedeutet immer irgend ein Unheil. Einer hat es auf dem Schloß erzählt, der ihn gesehen hat, ein wandernder Krämer . . . Ahasverus geht wieder durch unsere Länder."

Während des Gespräches hatte sich draußen in den Vorräumen ein Lärm erhoben, der immer mehr anschwoll und zuletzt die Aufmerksamkeit der Gäste in der Ratsherrenstube ablenkte.

„Holla, da geht's heute lustig zu," sagte Thomas Schram. Und der Bürgermeister schüttelte den Kopf, weil es ihm als Oberhaupt der Stadt zukam, zu allem unmäßigen Lärm seine Mißbilligung zu äußern.

Jetzt aber wurde es draußen still, ein paar Griffe auf einer Laute schwangen sich auf, und dann begann jemand zu singen.

„Na, muß man doch hören," sagte Coelimpatius, erhob sich, öffnete die Tür und blieb auf der Schwelle stehen. Die anderen drängten sich hinter ihm.

Da stand der Lübecker auf einer Bank. Er stand gerade unter dem Meerweiblein, das auf seinem schuppigen Fischleib die Kerzen trug. Es drehte sich lüstern über ihm und warf seine Blicke nach allen Seiten. Der Lübecker aber sang:

„Da trug er seinen tiefen Schmerz
Wohl in den grünen Wald
Und wollt ihn graben ein,
Sein Herz war ihm so starr und kalt,
Wollt seiner ledig sein."

„Wer wird sich mit solchen Schmerzen plagen," rief Hanns Kleinfeindt, „fort damit, in den Wald."

„Er grub ihm eine Grube tief,
Eine Grube lang und breit,
Und füllte sie mit Moos,
Dann legt er sich mit Schwert und Kleid
Der Erde in den Schoß.

Doch wie er lag und wartend sann,
Da rauschte es im Tann,
Das war ein schönes Waldfräulein,
Die kam und sah den jungen Mann,
Sprach: „Willtu, bin ich Dein."

Da kam er vor aus seiner Gruft
Und löst ihr goldnes Haar,
Und gab ihr Spiel um Spiel,
Bis alles wieder heiter war
Und ihm die Welt gefiel."

„Ein weiser Mann," brüllte der Schuster Malt Hellefeuer, „ist's nicht die, so eine andere." Bis alles wieder heiter war. „Drum lassen wir Weiber Weiber sein" – weißt du, wer das gesagt hat . . . der Hans Sachs von Nürnberg. Zur letzten Fastnacht haben wir das Stück gespielt. Der war auch ein Schuster, der Hans Sachs, wie ich."

„Und ich," sagte Betscholdt.

„Du auch . . . unsere Zunft hat gute Leute . . . Hans Sachs und ich und du," und Malt Hellefeuer umarmte den Gesellen und fuhr ihm mit seiner breiten Tatze auf dem Rücken auf und ab. Denn er hatte vorhin in eine Lache verschütteten Weines getappt und benützte jetzt Betscholts Wams als Wischtuch. „Und wenn du ein Schuster bist," fuhr Hellefeuer fort, „so können wir ja unsere Gäule zusammenspannen."

Malt Hellefeuer hatte sicher zu viel getrunken. Er hatte zuerst den Ungarn gar sorgsam geprüft und dann auf die Lobsprüche Betscholts hin auch dem heimischen Wein brav zugesetzt. Nun lag er wie ein Schiff vor widrigem Wind, bald auf dieser, bald auf jener Seite.

Aber auch die anderen waren ausnehmend fröhlich. Sie umringten den Lübecker und lobten ihn wegen seines schönen Singens und wegen seiner herzerfreuenden Stimme. Der Lübecker aber konnte seine üblen Grillen noch immer nicht los werden und sah

so sauer drein, daß alle ihr Bestes taten, um ihn zu erheitern. Sie lagen ihm so lange an, noch ein Stück zu singen, bis er ihnen den Willen tat. Zuletzt sang er selbst ein Schelmenlied. Das Lied vom Schnitzlputzhäusel. Und alle fielen ein und brüllten:

„Da tanzen die Tische und Bänke fest,
Pantoffeln unter dem Bette."

Und wenn sie mit einem Gesetzlein fertig waren, so fingen sie gleich mit dem nächsten an:

„So geht es im Schnitzlputzhäusel . . ."

Die Bürstenbinder stimmten aber daraufhin das Lied von den Leinewebern an:

„Die Leineweber haben eine saubere Zunft —
Harum, pitscharum, pitschum, tschum, schum.
Mittfasten halten sie Zusammenkunft —
Harum, pitscharum, pitschum, tschum, schum."

Dazu schlugen sie mit den Fäusten auf die Tische und stampften den Boden, als ob sie das Rathaus in seinen Grundfesten erschüttern wollten. Es waren nur drei Bürstenbinder da. Aber sie konnten für dreißig gelten, im Trinken und im Schreien. Die Leineweber ließen sich nicht lumpen und sangen den Bürstenbindern zum Trotz das Lied von der großen Gorgel, die war wie eine Orgel, „muß eines Bürstenbinders sein". Aber daraus machten sich die Bürstenbinder nichts, denn sie waren stolz auf ihren Ruf.

Dem Schustermeister Klogler war es den ganzen Abend über im Kopf gelegen, daß ihm der Blechschmied Gerollt vorhin mit seinen Schuhzungen einen Tort angetan hatte. Und er hatte lange über eine

Antwort nachgesonnen. Jetzt kam sie ihm. Er pflanzte sich also vor dem Blechschmied auf und sagte: „Und ist nur ein Glück, daß die Leute nicht ihre Schuhe von Blech haben wollen.“ Aber Gerollt verstand den Schuster nicht und nickte ihm freundlich zu.

Mitten im Getümmel war der Doktor Coelimpatius an den Lübecker herangekommen und hatte ihn an der Hand gefaßt. „Der Herr wird verzeihen,“ sagte er, „ich bin der edlen Musika von Herzen ergeben und freue mich des Genusses und der Erquickung, die meinen Ohren heute hier geboten worden ist. Das schönste Instrument, sagt Papst Gregorius, der den Kirchengesang so wohl reformiert hat, ist die menschliche Stimme. Darum ist der Lobgesang der himmlischen Heerscharen über den Wolken auch mit quasi menschlichen Stimmen ausgeführt. Wie dem Herrn wohl bekannt sein wird, habe ich die Ehre, bei seiner gräflichen Gnaden Schloßkaplan zu sein. Und weil ich meinem gnädigen Herrn für seine Ohren den vortrefflichen Schmaus wohl vergönne, so möchte ich Euch für morgen auf das Schloß laden, um dem Herrn Grafen etwas vorzumusizieren; da das gnädige Fräulein selbst der Musik beflissen ist, so findet Ihr auf dem Schloß ein vollständiges Arsenal aller Instrumente.“

„Wenn Ihr im Namen des Herrn Grafen sprechen zu können vermeint,“ antwortete der Lübecker, „so will ich wohl kommen.“

„Ob ich das vermeine? . . . ich bin dessen gewiß. Nehmt die Ladung als vom Herrn Grafen selbst ergangen an.“

Inzwischen waren Hellefeuer und Betscholt auch übereingekommen. Dem Meister fehlte ein Geselle, und Betscholt fand sich ohne Zögern bereit, bei ihm einzutreten. Darüber war der Schustermeister so gerührt, daß er Betscholt gar nicht mehr von sich lassen wollte und ihn immer an der Hand hielt. Er kreuzte von einem Tisch zum andern und erzählte jedem, daß er einen vortrefflichen Gesellen gefunden habe, einen ganz außerordentlichen Gesellen, einen Gesellen, der in Spanien gewesen sei und in vielen Ländern, wo die Füchse einander gute Nacht sagen, bis dort, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist. Betscholt zog er dabei immer hinter sich drein. Plötzlich drängte er ihn in eine Ecke und sagte: „Du . . . du . . . es ist nötig, daß du dich mir zu erkennen gibst . . . ob du wirklich so gescheit . . . also, wenn du so viel in allen Ländern herum . . . herumgetrieben – so wirst du auch ein Mittel, ein Mittel gegen ein böses Weib – wer mit allen Salben gerieben ist, wird auch da ein Mittel wissen. Du gehst hernach mit mir nach Haus. Aber wenn ich dann in der Kammer mit ihr allein bin, dann tut mir so ein Mittel not. Ja, du bist mein einziger Freund . . . mein einziger . . .“

Betscholt hatte eine Weile nachgedacht. Dann sagte er: „Ich weiß wohl ein Mittel. Aber Ihr müßt Euch strenge darnach halten und nicht von dem abweichen, was ich Euch sage. Wenn sie auf Euch eindringt, so strecket die Hand gegen sie aus – seht Ihr, so – und saget dazu! Prokustes daridudel plex. Merkt Euch das wohl: Prokustes daridudel plex! Und das müßt

Ihr so oft wiederholen, so oft sie Euch zusetzt. Immer die Hand ausgestreckt. Und das Wort dazu gesprochen. Ihr werdet sehen, wie das Wunder wirkt."

Es war schon längst zehn Uhr geworden, und der Ratskellermeister hätte auch schon längst die Bettglocken geläutet, wenn er sie nur gefunden hätte. Aber die hatten ein paar übermütige Burschen aus den Lagern genommen und versteckt. Nun bat der Kellermeister den gestrengen Herrn Bürgermeister, er möchte die Leute zum Nachhausegehen bewegen. Also trat Herr Gottfried Myrtha unter die Zechenden, sah sich nach allen Seiten um und sprach: „Ihr lieben Leute, jetzt geht nach Hause und stellt das Trinken ein. Morgen ist auch noch ein Tag." Aber es wollte heute keiner folgen. Sie hoben nur ihre Kannen und Gläser und tranken dem Bürgermeister zu. Und Gerollt trat sogar zu dem Stadtoberhaupt hin und legte ihm die Hand auf die Schultern und lud ihn ein, an seinem Tische niederzusitzen.

Plötzlich erhob sich eine fremdartige, kalte und unheimliche Stimme. Die sagte: „Gehet nach Hause! Es ist nicht die Zeit, zu zechen und fröhlich zu sein. Schauet über euch und um euch und ziehet euch in euch zurück. Denn es werden schlimme Tage kommen."

Da sahen sie einen Mann neben dem Bürgermeister stehen. Der sah ganz absonderlich aus. Sein Gesicht war so voll Falten und Runzeln, daß man eine ganze Hand voll Weißpfennige in ihnen hätte verstecken können. Sein graues Haar war lang und fiel über seine Schultern, der Bart reichte ihm bis zum Gürtel.

Aus dem Gewirr sah eine große höckrige Nase, über der zwei glühende Augen saßen, so enge an dem Nasenrücken, daß man glauben mochte, sie müßten ihn versengen. Der Mantel des Mannes war dünn und mit vielen Lappen aus andersfarbigem Tuch geflickt; der Hut glänzte fettig und hing ihm tief ins Gesicht. Auch die Schuhe waren uralt und mit hundert Blutzen besetzt, die einer auf dem andern saßen. Der Knotenstock war am oberen Ende glatt und am unteren abgeschabt, wie von langem Wandern.

Niemand hatte den Alten kommen gesehen. Er war auf einmal da, mitten unter ihnen und sprach seine Worte so drohend und seltsam, daß es ihnen allen kalt über den Rücken lief. Selbst die Ungebärdigsten erschauerten, und die am lautesten geschrien hatten, dämpften die Stimme zu einem Flüstern. Es dauerte auch gar nicht lange, so griffen einige nach Kappen und Hüten und gingen. Erst als der Keller halb leer war, sah man sich nach dem Fremden um, der aller Fröhlichkeit ein Ende gemacht hatte. Aber er war verschwunden, ohne daß es jemand bemerkt hatte.

Betscholt und Hellefeuer hatten einen schweren Nachhausweg. Es ging kreuz und quer über die Straßen, und der Meister rannte alle Ecken an. Es war nur ein Glück zu nennen, daß der Mond draußen war, sonst hätte Hellefeuer am Ende gar nicht heimgefunden. Dabei brummte er immer vor sich hin: . . . kristes dudel plex, damit ihm sein Bann nicht entfalle.

Als sie endlich vor dem Haus des Schusters ankamen und Betscholt mit dem großen Schlüssel im

Schloß hantierte, hörte er über sich ein Fenster klirren. Er drückte sich rasch in die Tornische. Und er hatte recht daran getan, denn gleich darauf gab es ein Rauschen und ein Klatschen, und Malt Hellefeuer stand da, von oben bis unten begossen, und prustete. Dann schüttelte er sich wie ein Pudel, blinzelte nach oben und rief: „Aber Herzallerliebste . . . liebste . . . ich bin's . . . der Malt . . ."

„Ich weiß schon, wer du bist," antwortete die Herzallerliebste, „ein grober Esel bist du, ein Saufsack und Pfifferling auf des Teufels Mist – das bist du und bleibst du in alle Ewigkeit."

„Vergeßt nicht: Prokrustes daridudel plex," flüsterte der Geselle.

„Ja, ja . . . daridudel plex," wiederholte Meister Malt. Dann schob er Betscholt vor sich her in den finstern Flur. Auf der Treppe erschien die herzallerliebste Meisterin, im Nachtgewand und mit einer Kerze in der Hand.

„Ich hab dir auch ein neuen Gesellen mitgebracht," schnaufte der Schuster hinter Betscholts Rücken.

„Wird auch was Rares sein, was du dir beim Wein geholt hast," schrie sie über das Treppengeländer.

Da machte der Geselle seinen schönsten Kratzfuß und sagte: „Verehrliche Meisterin, es wird mein einzig Bestreben sein, Euch in allen Stücken zufriedenzustellen."

Darauf kam die Meisterin die Treppe herab, leuchtete Betscholt in das Gesicht und brummte in etwas freundlicherem Tone: „Wir wollen sehen, wie Er sich dazu anstellt. Jetzt will ich Ihm sein Lager zeigen, wenn

ihn der Saufsack heute schon mitten in der Nacht dahergebracht hat."

Und sie schritt ihm voran durch die Werkstatt, nach einer Kammer, die nach dem Hof hinaus zu lag. Da stand das Gesellenbett. Die Meisterin schlug die Decke zurück und sagte: „Ich weiß nicht, wen mir der Saufsack da ins Haus geschleppt hat. Wir wollen morgen weiter sehen. Für jetzt: schlaf Er wohl und merk Er auf seine Träume. Ich halt etwas darauf."

Der Meister war nicht mitgegangen und hatte sich inzwischen die Stiegen hinaufgetappt. Betscholt hatte der Meisterin gute Nacht gewünscht und dann die Tür geschlossen. Er hörte, wie sie durch die Werkstatt ging und wie ihre Pantoffel auf der Treppe klappten. In seiner Kammer lag der Mondschein. Vorsichtig öffnete er wieder die Tür. Da entstand über seinem Kopf ein greulicher Lärm. Es war ein Schreien und Schlagen und ein Tumult, als seien da oben zwanzig Müllergesellen ins Raufen geraten. Und er hörte immer die Stimme des Meisters Malt, der einmal über das andere Mal ausrief: „. . daridudel plex." Aber die Meisterin schien gegen diesen Zauber gefeit. Denn sie ließ nicht ab, und erst allmählich wurde es stiller. Zuletzt knarrten die Betten, und dann gab es nur noch ein Murmeln, das auch nicht lange anhielt. Da legte sich Betscholt zufrieden in seine Klappe, zog die Decke bis zum Hals hinauf und schlief ein.

Viertes Kapitel.

Wie der ewige Jude, Ahasverus geheißen, in der Stadt auftrat.

Am anderen Morgen erzählte man es in der ganzen Stadt, daß es gestern in der Ratskellerei sehr bunt und toll zugegangen war. Als Anhang an die verschiedenen Historien kam aber überall der Bericht über das Erscheinen des Fremden, der dem Zechen ein Ende gemacht hatte. Wer nicht dabei gewesen war, lachte darüber; wer den Mann aber gesehen hatte, der schüttelte den Kopf. Die Vorsichtigen sagten, sie wollten sich ihren Teil denken; die anderen aber, die nichts hinter dem Zaum halten können, ließen sich geradezu vernehmen, daß der Alte wohl niemand anderes gewesen sein könne als Ahasverus, der ewige Jude. Oder Jan Roduyn. Oder Isaak Laquedem. Oder wie der beständige Wanderer sonst noch heißen mag. Man hatte doch auch schon da und dort davon sprechen gehört, daß der Jude wieder gesehen worden sei. So war er auch bei einer Kirchweih bei Retz erschienen und hatte den Lustigen mit seiner Stimme, die wie aus einem hohlen Hefen hervorkam, gleichermaßen die Laune verdorben.

Joachim Betscholt hing dem Gedanken an den Fremdling mit besonderer Hitze nach. Zuerst war der Alte ein Zunftgenosse, zum zweiten aber ein Wanderer wie Betscholt, und darin war er ihm sogar über. Der Geselle saß seinem Meister gegenüber, hatte einen Schuh

über den Leisten gespannt und sann. Bisweilen kam die Meisterin in die Werkstatt und schaute nach, ob Malt noch nicht ausgerissen war. Denn nach solchen Gelagen wie gestern hatte der Meister den großen Brand und nahm jede Gelegenheit wahr, der Gattin und dem ehrsamen Handwerk auszuwischen und irgendwo mit guten Freunden eine Maß oder zwei zu trinken.

Gleich bei der Morgensuppe hatte die Meisterin den neuen Gesellen nach seinen Träumen gefragt. Da hatte Betscholt den Mund mit dem Handrücken abgewischt und hatte zu erzählen begonnen. Zuerst hatte er nur von Maikäfern geträumt uud anderen Dingen ohne Sinn und Verstand. Dann aber gegen Morgen – dann war das Rechte und Besondere gekommen.

Da war die Meisterin näher gerückt, hatte die Ellenbogen auf den Tisch gestützt und dem Gesellen ins Gesicht gesehen.

Und bei solcher Nähe hatte Betscholt wahrgenommen, daß die Meisterin kein übles Weib zu nennen war. Zwar lag eine böse Falte gerade über der Nase und lief bis in die halbe Stirn, aber die Wangen waren noch rund und der Mund rot und das Kinn so voll und trotzig, wie es Betscholt gern mochte. Und das übrige war auch darnach angetan, Wohlgefallen zu erregen. Da hätte der Geselle der Meisterin gern einen recht schönen Traum erzählt. Und gerade zur rechten Zeit war ihm das Leuchterweibchen eingefallen, unter dem der Lübecker gestern sein Lied gesungen hatte.

Also begann er seinen Traum damit, daß er am

Meeresstrand spazieren gegangen war. Das war so gewesen, wie in Holland, und ein Kirchturm war da irgendwo gewesen und eine große Herde Kühe. Und auf einmal wäre eine große Woge an den Strand gerollt, und wie sich die Woge zerschlagen hätte, da wäre eine Meerjungfer dagestanden, und die hätte ihm mit der Hand gewinkt, und er hätte sich ohne Besinnen ins Meer gestürzt. „Da ist ein großes Schlucken gewesen, und das Meerwasser ist in mich eingeronnen und wieder aus, wie durch einen Schlauch, und habe ich auch den Geschmack gründlich zu verkosten bekommen. Ist aber bei weiten nicht so christlich und gut gewesen wie der Wein, den wir gestern im Ratskeller auf dem Tisch gehabt haben. Endlich sind wir auf dem Grund angekommen, wo der Meerkönig seinen Palast hat. Und da war alles von Gold und Silber gewesen und lauter Säulen von Wasser und alle Tore und Mauern auch, und Wasser ist da ringsherum gewesen und oben und unten. Der Meerkönig ist auf seinem Thron gesessen, und um ihn waren lauter Schwert- und Lanzenfische aufgestellt. Das war die Leibgarde. Und die Fische, die da geschwommen sind und sich vor dem König verneigt haben, sind mit menschlichen Angesichtern gesegnet gewesen. Da war ein ganz dicker mit einem großen Bauch, der hat dem gestrengen Herrn Richter ähnlich gesehen wie ein Ei dem anderen. Dann ein anderer magerer mit wunderlich aussehenden Glotzaugen, und den hätte man mit dem Herrn Doktor Brühschwein verwechseln mögen. Die Jungfern aber um den König hielten sich fein gerade

und schlank, so freundlich und voll Anmut, daß man sich gleich mit so vielen von ihnen hätte behängen mögen, als die Jakobsbrüder Muscheln tragen. Die schönste von allen aber war das Meerweiblein, das mich da mit hinunter genommen hatte. Das war vorne und hinten wohl gezieret uud mit allem versehen, was das Auge erfreut, also daß ich nicht lassen konnte, sie immerfort anzusehen, wie der Hund den gebratenen Kalbskopf. Und auf einmal war mir – was glaubt Ihr, Frau Meisterin, wem die Meerjungfer ähnlich sah?"

Die Meisterin schüttelte den Kopf; darauf schmiegte sie das Kinn noch fester in die Hand und stützte den Ellenbogen besser auf.

„Euch selbst, Frau Meisterin, und niemand anderem!"

Mit einem tüchtigen Klaps fiel dem biederen Meister Malt Hellefeuer sein Kiefer gegen das Schurzfell zurück. Er sah aus wie ein Nüssekuacker, der den Rachen aufspannt, und man konnte alle seine Zähne sehen, bis hinten, wo der Deckel auf dem Schlund sitzt. Also das war einmal ein Traum, der sich hören lassen konnte. So was hatte doch noch kein Geselle in der ersten Nacht geträumt, so viele ihrer auch schon die Meisterin befragt hatte. Aber dann kam ihm bei, daß dies doch ein gar sonderbarliches Ansehen gehabt haben müsse, wenn seine Herzallerliebste so als Meerjungfer dahergeschwommen sei, mit Flossen statt der Hände und Füße und mit grünen Schuppen auf dem Rücken. Und wie er sich so ganz recht in dieses Bild hineingefunden hatte, da schlug er mit der Faust auf den Tisch und begann zu lachen, als ob er zerspringen wollte.

Die Meisterin aber warf ihm einen wütenden Blick zu. Und sodann ermunterte sie den Gesellen, in seinem Bericht fortzufahren.

„Was ist da noch weiter zu erzählen?" sagte Betscholt. „Kann Ihr gar nicht sagen, Frau Meisterin, wie ausbündig mir alles in diesem Wasserpalast gefallen hat. Dann war es mir auf einmal, als käme ein langer Zug von Meermönchen und Seegreifen ... einer hinter dem andern ... wie die Diener bei den Tafeln aufzuziehen pflegten, die der hochselige Herr Fürst Lichtenstein gegeben hat. Jeder mit einer silbernen Schüssel, Frau Meisterin, und auf jeder Schüssel ein Lieblingsgericht von mir, wie ich es schöner angerichtet noch niemals geschaut, geschweige denn gegessen hab. Auf der ersten Speckknödl, auf der zweiten Blutwurst mit Sauerkraut, auf der dritten gebratene Schweinsrippen, auf der vierten gesülzten Schweinskopf ... Und wie die Diener mit ihren Schüsseln angewandelt sind, hat meine holdselige Meerjungfrau einen Wink nach hinten getan, und alle, so viele ihrer waren, haben hinter mir Posten gefaßt. Darauf hat meine Meerjungfer mich bei der Hand genommen und ist mit mir gegen den Thron des Meerkönigs vorangeschritten. Das war ein Tanzen und da ..."

„Und da ..?" fragte die Meisterin gespannt, als der Geselle sich verhielt.

„Und da ist mein Traum zu End' gegangen."

Das war eine Morgenmahlzeit gewesen, die sich über Gebühr gedehnt hatte. Und diesmal hatte die Meisterin, die sonst Malt Hellefeuer und seine Gesellen

und Lehrbuben immer in die Werkstatt schob, das Drängen und Tribulieren vergessen. Als man endlich zur Arbeit kam, hatte Joachim Betscholt mächtig zugegriffen. Aber nach einer kleinen Weile war er ins Nachsinnen geraten, und daran war Hannes, der Lehrjunge, schuld, der von einem Botengang mit der Frage gekommen war, ob der Herr Meister gestern auch den ewigen Juden gesehen habe.

„Seht Ihr, Meister," sagte Betscholt, nachdem er den Fall gründlich erwogen und sich zurecht gelegt hatte, „der ewige Jude! Das wäre so ein Garn, das sich recht in die Länge spinnen ließe. Ist er nicht auch ein Schuster, dieser brave Ahasverus aus Jerusalem? Potz Blatter und Flamm, muß der Kerl auf seinen Wegen was von Handwerksbräuchen erfahren haben, die Jahrhunderte herauf . . Ihr könnt's Euch an den Fingern abzählen, wie viele das gewesen sind. Und immer kreuz und quer durch die Länder und die Völker. Wenn der Kerl kein Bärenhäuter gewesen ist und immer fein die Augen aufgemacht hat, so muß er ja alle Stricke und Stücke, alle Listen und Tücken der braven Schustersleute von Christi Tagen bis auf unsere Zeiten angeben können. Woraus denn dann dies und das einem ehrsamen Handwerk zu Nutz und Frommen abzulernen wäre. Etwa wie die Sohlen billiger zu machen und ebenso gut anzubringen wären. Und wenn der ewige Jude ein rechtschaffener Schuster ist, so grüßt er auch allenthalben das Handwerk und läßt sich in der Herberge finden."

„Freilich wohl," sagte Malt Hellefeuer und riß die

Augen auf. Denn er hatte soeben ein prächtiges Loch aus der Werkstatt erblickt, und der Joachim Betscholt hatte dieses Loch aufgemacht. „Da könnte man schon eines und das andere fragen. Etwa nach dem hörnenen Siegfried, der allenthalben ledern war, nur nicht zwischen den Schultern, ob der etwa auf seinem eigenen Leder gegangen ist, oder doch noch extra der Schuhe bedurft hat."

„Den sollte man wohl in seinem Logement aufsuchen, den braven Ahasverus, von wegen des handwerklichen Grußes und des Anfragens."

„Müßt es dann nur der Meisterin sagen, daß wir gehen wollen. Mir gibt sie keinen Urlaub, weil ich gestern mit ihr nicht ganz überein gekommen."

Betscholt nickte nur und begann wieder zu arbeiten; als aber die Meisterin das nächste Mal in die Werkstatt guckte, da erhob er sich vom Schemel und brachte sein Sprüchlein von Ahasverus vor. Die Meisterin hörte ihm mit vielem Ernst zu und meinte endlich, ein richtiger, frischer Gesell solle keine Gelegenheit versäumen, etwas zu lernen. Und auf so einen guten Gedanken wäre ihr Klotz von Meister gewiß niemals gekommen. Und sie sollten nur gehen, aber zur rechten Zeit wieder daheim sein, denn heute gäbe es etwas Feines.

Dabei öffnete sie die Tür zur Küche. Und herein zog ein lieblicher Duft, der den Joachim Betscholt im Innersten ergriff. Denn es war der Duft von Speckknödeln, jenes Gerichts, das der erste der Meermönche auf silberner Schüssel getragen hatte.

Als sie vor das Haus traten, da rannte der Meister so schnell davon, daß es war, als könne er es nicht erwarten, aus dem Born des Ahasverus zu schöpfen. Nach einer Weile aber blieb er stehen und wandte sich nach seinem Gesellen um. „Joachim,“ sagte er, „sie hat einen Narren an Euch gefressen. Das macht Euer Traum.“ Dabei lachte er über das ganze Gesicht. „Aber das eine muß ich sagen,“ fuhr er fort, „ich danke dem Herrn, daß sie keine Meerjungfer ist. Denn das wäre mir gestern übel geraten, wenn sie statt der Hände so breite Fischflossen gehabt hätte. Und das . . . mit dem Bannspruch, mit dem Daridudel plex, das mag in anderen Ländern bei den Frauenzimmern verfangen. Die unseren geben nichts darauf.“

Betscholt brachte den Meister Malt Hellefeuer zur rechten Zeit zurück. Denn er hatte den Duft aus der Küche noch immer in der Nase und war gesonnen, der Meisterin zu zeigen, daß sein Traum die Wahrheit angezeigt hatte, und daß Speckknödl wirklich sein Lieblingsgericht seien. Aber den Ahasverus hatten sie bei der Morgensprache nicht gefunden. Und sie fanden ihn auch beim Dämmerschoppen nicht, wo sie ihn nach Feierabend suchen gingen.

Niemand sah den Alten in den nächsten Tagen. Der geheimnisvolle Fremde blieb verschwunden. Nur Christoph Zimbelin, der Nachtwächter, gab beim Bürgermeisteramt an, daß er einen langen, unheimlichen Schatten einmal um das Dominikanerkloster habe streichen sehen. Angerufen, habe der Schatten sich noch viel unheimlicher in die Länge gezogen und habe sich dann

plötzlich in das Dunkel einer Seitengasse geschnellt. Ob er denn nicht sogleich dem Schatten nachgegangen sei, wie dies seine Pflicht gewesen, hatte darauf Herr Gottfried Myrtha, der Bürgermeister, gefragt. Nein, das hatte Christoph Zimbelin nicht getan, aber er hatte den Fleck, wo der Schatten verschwunden war, aufs genaueste untersucht. Und was er denn gefunden? Hier – diesen ganz besonderen Blutzen von einem Schuh; und wenn man bedenke, daß der ewige Jude sicherem Vernehmen nach Schuhe trage, die aus vielen Hunderten solcher Blutzen und Flicken zusammengesetzt sein, so könne kein Einsichtiger zweifeln, daß der Schatten hinter dem Dominikanerkloster nur der Herr Ahasverus gewesen sein könne. Darauf beschloß der Gemeinderat, den gefundenen Blutzen der Schusterzunft zur Begutachtung zu senden.

In der Schusterzunft gab es bei der nächsten Meisterbesprechung ein großes Gerede hin und wider. Schließlich wurde dem Gemeinderat das Gutachten abgegeben, Blutzen sei Blutzen. Dieses Gutachten war gut, obzwar es dem Meister Malt Hellefeuer zu kurz schien, der denn auch den Zusatz beantragt hatte: ebenso gut, wie der gefundene Blutzen einem anderen Schuh angehören könne, könne er also auch dem Schuh des Ahasverus angehören. Aber für diesen Zusatz hatte er keine Mehrheit zusammengebracht.

Inzwischen aber waren Nachrichten von den Dörfern aus der Umgebung gekommen. Die Bauern, die zur Stadt kamen, erzählten, daß sich der Ahasverus auf dem Lande herumtrieb. Er kam mit der Abenddämmerung,

stellte sich auf dem Dorfplatz auf und begann zu sprechen, vom Ende der Welt und dem großen Strafgericht. Dann verkaufte er seine gedruckten Zettel und seine Pesttropfen. Nirgends blieb er länger als eine Nacht. Mit dem Morgengrauen war er wieder fort.

Außer diesem Auftreten des Ahasverus waren es noch andere Anzeichen, die den Furchtsamen zusetzten. Irgendwoher flog plötzlich das Gerücht in die Stadt, Rinder hätten zu reden angefangen. Als der Bäcker Hanns Kleinfeindt davon im Ratskeller zu sprechen begann, da schlug aber der Blechschmied Franz Gerollt mit der Faust auf den Tisch. „Seid ihr denn allzusammen von Gott und den Heiligen verlassen," schrie er, „kann euch denn Bären aufbinden, wer will, und was er will? Rinder haben zu reden begonnen? Hat man so etwas jemals schon gehört? Ich werde euch sagen, welch eine Bewandtnis es mit diesem neuen Wunder hat. Da ist ein Mann in Unter-Themenau mit Namen Rinder. Ich kenne ihn, er brennt Zwetschgengeist und läßt seine Kessel von mir ausbessern. Der ist schwer krank gewesen, ist im hitzigen Fieber gelegen und ist also schwer geschlagen gewesen, daß er nicht mehr hat reden können. Alle haben über ihn das Kreuz gemacht in der Meinung, daß er nimmermehr sich wird erheben können. Und nun ist mit Gottes Willen diesem armen Kranken die Vernunft wiedergekommen. Er hat sich erholt und hat wieder zu sprechen angefangen. Daher ist das Gerede in den Umlauf gekommen, Rinder hat zu reden begonnen. Eure Dummheit aber hat ein Zeichen daraus gemacht

und denkt dabei an Kühe, Ochsen und Kälber. Was freilich ein Wunder wäre, aber kein größeres als eure Dummheit und hirnschmelzende Verdrehtheit."

So erklärte Franz Gerollt in der Ratskellerstube den Meistern das Wunder nach seiner Art. Aber die wenigsten glaubten ihm. Sie sprachen nur nichts dawider, weil sie fürchteten, der Blechschmied könne noch gröbere Keulen schwingen und mit dem dicken Ende erst nachkommen.

Die drei Gesellen hatten sich, wie versprochen, am dritten Tag beim Brunnen auf dem Markt getroffen und erzählten einander, wie sie untergebracht seien. Betscholt lobte seinen Meister als einen gerechten und guten Mann und seine Meisterin über den grünen Klee.

Huffelin meinte, daß er einstweilen wohl zufrieden sein könne. Franz Seidenader sei ein umgänglicher Mensch und trachte, ihm den Aufenthalt recht angenehm zu machen. Nur die Jungfer ziehe bisweilen ein schiefes Maul, als sei ihr sein Verweilen im Haus nicht gerade zweimal lieb.

Der Lübecker sprach nicht viel über seine Aufnahme auf dem Schloß. Indessen ließ er es dabei bewenden, daß man bleiben wolle. Nur dürfe man einander nicht aus den Augen verlieren und immer bereit sein, zu gehen, wie man gekommen war.

Sie wollten auch fürderhin zweimal in der Woche zusammenkommen und einander die Neuigkeiten zutragen. Dann schlugen sich die drei seitab durch enge und dunkle Gäßchen bis in die Sankt Georggasse, in welcher

der Betscholt einen Weinwirt ausgefunden hatte, wo man ausbündig gut aufgehoben war. Und nun ging es an ein recht fröhliches Zechen. Und dabei stellte es sich heraus, daß jeder von den dreien mit kleinem Geld ganz wohl versehen war, so daß er auch außerhalb des Hauses nicht zu darben brauchte. Endlich rückten sie unter Lachen damit heraus, daß sie einander den Zustand ihrer Geldbeutel verheimlicht hatten, weil jeder glaubte, daß er der einzige sei, bei dem die Börse ihren leeren Bauch gefüllt habe. Und weil einer vom anderen fürchtete, er könnte sich auf die Gesellen verlassen und sich ganz auf den fremden Geldbeutel legen.

Huffelin stützte den Kopf eine Weile auf die Hand und saß ernst und nachdenklich da. Dann sagte er: „Gesellen, wißt, das will mir nicht gefallen. Das ist gar nicht brav gewesen. Wir haben uns wie Schelme betragen. Sollen wir nicht auch weiterhin Gutes und Schlimmes miteinander teilen? Aber es scheint, daß das gute Leben aus ehrlichen Kerlen rechte Schnarcher und Schabhälse macht."

Nach einigen Gläsern Wein aber war alles vergessen. Und die Abendsonne schien bei dem großen Schiebefenster mit den bleigefaßten Scheiben in die Wirtsstube hinein. Und die Gesellen lagen mit den Armen über den Tisch, hatten die Beine von sich gestreckt und schmauchten aus den großen Tabakpfeifen mit den tönernen Köpfen. In dem Gestell auf dem Tisch vor ihnen standen die Fidibusse in Reih und Glied. Da war alles in Ordnung, was zu dem neu-

modischen Rauchvergnügen gehörte. Hieß doch auch das Wirtshaus „Zur großen Tabakpfeife".

Als sie dann sehr lustig waren, bekannte Huffelin, daß ihm Franz Seidenader, der bürgerliche Kürschnermeister, angetragen habe, er solle seine Briefschaften besorgen. Und dafür habe er ihm ein angemessenes Gehalt bestimmt, dessen erste Rate gleich ausgezahlt worden sei.

Auch der Lübecker ging aus sich heraus und erzählte, daß ihn der Graf durchaus auf dem Schloß behalten wolle. Er sei ein Narr für die Laute und den Gesang. Und er habe ihm ein tüchtiges Stück Geld zugesteckt: weil ein braver Musikant auch was zu trinken haben müsse.

Jetzt erwarteten die beiden, daß auch Betscholt herausrücken würde. Aber der sagte gar nichts. Schweigend saß er da, zog an seiner Pfeife und blinzelte manchmal mit dem einen, manchmal mit dem anderen Auge wie ein Dachshund, der sich was Gescheites denkt.

Der Wein in den Gläsern war grün.

Die Rauchwolken, die weiß aus den Tabakpfeifen kamen, lösten sich auf, wurden immer dünner und zogen sich zuletzt als blasse Schleier über den Tisch hin.

Der Himmel über den Dächern draußen war ganz blutrot. Ein paar violette Fische schwammen in diesem Rot.

Der Turm des Dominikanerklosters starrte schwarz. Seine Kuppel saß wie eine Zwiebel auf einem schlanken Hals. Seitdem der große Wind vor fünf Jahren den alten Turmhelm abgetragen hatte, war der Turm mit

dem neuen Turban geschmückt, so groß wie der eines Paschas von drei Roßschweifen. Und der Knauf war jetzt doppelt so groß wie die Knäufe auf der Jesuitenkirche, und das hatte der Guardian eben haben wollen.

Jetzt löste sich aber von dem Turm ein Klang los. Der surrte zuerst nur dumpf, hob sich dann aber immer mächtiger und ging über die Dächer hin. Das war das Aveleuten. Mit dem begannen die Patres Dominikaner immer etwas zu früh, weil sie nicht wollten, daß ihnen jemand anderer zuvorkomme.

Als die drei Gesellen in der Dämmerung heimgingen, sahen sie über den Bäumen, deren Wipfel sich über die Gartenmauer des Jesuitenkollegs hoben, die Maikäfer schwärmen.

„Denen hat der Bann auch noch nicht viel anhaben können," sagte Huffelin. „Mußt es noch abwarten. Ist ja heute erst der dritte Tag," lachte Betscholt.

Dann gaben sie sich die Hände und gingen davon, jeder in sein Quartier. – Der Spott der Gesellen aber sollte dennoch zu schanden werden. Denn am nächsten Tage begann es zu regnen. Und regnete so sehr, daß es schon kein Regnen mehr zu nennen war, sondern ein Schütten aus Bütten. Acht Tage regnete es so ohne Unterlaß, und die Dachtraufen spien ihr Wasser durch blecherne Mäuler auf die Straße herab. Allenthalben war ein Plätschern von Bächlein und Bächen, und die Häuser zogen die Nässe in die Mauern wie Schwämme. In den Rinnsteinen schwammen die toten Ratten. Und wer draußen zu tun hatte, sah zu, daß er bald wieder unter Dach und Fach kam.

Als der Regen aufhörte und der blaue Himmel wieder die Oberhand gewann, da waren die Maikäfer fort.

Da war eine große Freude in der Stadt und auf dem Land. Und die Schuster waren nicht wenig stolz. Denn sie konnten doch mit allem Recht sich selbst den guten Erfolg zuschreiben. „Hat der Bann gewirkt?" fragte der Meister Jakob Klogler in der Herberge; „mit nichten! Aber unser Umzug hat dem Viehzeug die Pestilenz gebracht. Das Kreuz des Sankt Crispinus, die Rippe der heiligen Ursula und vor allem hat St. Florian seine Schuldigkeit getan. Der hat seinen ganzen Eimer über uns ausgeschüttet und die höllische Brut ertränkt."

Und die Freude wäre noch größer gewesen, wenn nicht inzwischen die anderen Anzeichen den Bedenklichen Angst und Sorge gebracht hätten. Der ewige Jude und die sprechenden Rinder, die in der Zwischenzeit zu gar bedrohlichen Gespenstern geworden waren.

Als Huffelin am nächsten Samstag aus dem Haus des Kürschnermeisters kam und den Weg nach der „Großen Tabakpfeife" einschlug, bemerkte er auf den Gassen ein recht absonderliches Rennen und Zusammenlaufen. Eben kam der Ratsherr Merth Markus vorbei. Der machte lange Beine und strebte dem Marktplatz zu. Huffelin sprach ihn an und fragte in aller bescheidenen Höflichkeit, die der Obrigkeit zukommt, wohin er es so eilig habe.

„Der ewige Jude soll in der Stadt sein. Er predigt auf dem Marktplatz," sagte Merth Markus und lief weiter.

Huffelin folgte ihm. Auf dem Marktplatz drängte sich eine Menge Volkes. Der Student arbeitete sich mit Ellenbogen und Knien voran und stand nach einer Weile dem Wundermann gegenüber.

Ahasverus hatte seinen Platz auf den Stufen des Brunnens gewählt. Von hier sah er mit seinen funkelnden Augen über das Volk hinweg, bloßen Hauptes. Das graue Haar fiel ihm über die Schultern, der Bart reichte ihm bis zum Gürtel. Der vielfarbige geflickte Mantel fiel in geraden Falten hinab, denn der Alte hielt die Arme unbeweglich am Körper. Hinter ihm standen die vier göttlichen Tugenden auf dem Aufbau des Brunnens. Sie drehten die Köpfe und horchten, was der Alte dem Volk zu sagen hatte. Auf dem Brunnenrand aber lag ein großer Pack gedruckter Zettel und stand eine Menge gläserner Tiegel, in denen eine grüne Salbe war.

Mit kalter und fremdartiger Stimme hielt der Alte dem Volk seine Gottlosigkeit vor. Wie man nirgends mehr daran denke, daß Christus den schweren Weg nach dem Kalvarienberg wegen der Sünden der Menschheit gemacht habe. Und wie man immer weiter sündige und nicht mit sich zu Rate gehe, was denn daraus werden solle. Denn Christus werde nicht gesonnen sein, sich noch einmal für eine Welt hinzugeben, die so voll des Undanks und der Bosheit sei. Durch das Werk des Erlösers seien nach dem göttlichen Ratschluß im ganzen nicht mehr als hunderttausendmaltausend Millionen Sünden gelöst worden. Und eben vor vierzehn Tagen sei man in das letzte Tausend Millionen eingetreten.

Man könne leicht ermessen, wie bald eine so durch und durch verderbte Menschheit mit diesem letzten kärglichen Rest werde fertig sein. Dann werde das Ende der Welt da sein. Mit Pest und Krieg und Hungersnot. Das möge man bedenken und sich beizeiten vorbereiten. Durch Lesung eines frommen Gebetes, verfaßt vom großen Priester Johannes aus Indien. Und der vorsichtige Mann werde auch gegen die Pest gerüstet sein wollen; wenn Gott dennoch wieder der Menschheit sein Erbarmen zuwenden wolle, so könne er durch eine höchst kostbare Salbe am Leben verbleiben. Diese Pestsalbe sei aus Öl von weißen Lilien und aus Dillensamen bereitet, und man sehe sie in jenen gläsernen Tiegeln dort. Das Öl von weißen Lilien bedeute den Saft der göttlichen Reinheit, und der Dillensamen sei die Kraft des Wachstums der Erde. Und man müsse diese Salbe erhitzen, bis sie ganz flüssig sei, sodann in ein weißes Tuch gießen, dieses ausdrücken und das Fleckchen so heiß als möglich auf den Leib legen. Essig und scharfe Speisen seien gut dazu zu essen.

Damit hob der Alte seine Arme unter dem Mantel hervor, ergriff sein Paket gedruckter Zettel und eine Anzahl seiner Tiegel und hielt sie den Zuhörern hin.

Auf den Zetteln war ein Ackerfeld zu sehen mit einer Stadt im Hintergrunde und ganz schwarzen Wolken darüber. Aus denen ragte ein Arm mit einem Schwert hervor. Unter dem Bilde aber stand: „Wahrhafftige und Würkliche Prophezeyhung eines herannahenden und schon aufgezogenen Welth-Ungewütters in der letzten Stunde vor Mitternacht, genannt der Welthen Ende

wegen erschröcklicher Bosheyt und Unbusfertigkeyt der Menschen verhängt, auch der hierbei ereignenden Erdbebungen, Hungersnöte, Heuschrecken, Raupen, Mäuse, sowie der Kriegsläufte getan durch den Erzpriester Johannes von Indien, ans Licht geben bei Christoph Kreytzer in Leyden in diesem Johr."

Als aber die Zuhörer halb vor Angst erstarrt und weil sie dem unheimlichen Fremden nicht näher zu kommen wagten, noch nicht zugriffen, fuhr der Alte fort: „Habt ihr nicht in allerletzter Zeit schon an der Plage der Maikäfer hier in Eurer eigenen Gemarkung erkannt, daß Gott wider euch ist? Ich sage euch, daß dies nur ein ganz kleiner Teil von dem ist, was euch erwartet. Und noch hat der Herr diesmal Gnade vor Recht ergehen lassen und die Plage von euch genommen. Aber seine Langmut währet nicht mehr lange. Ich habe seit den Tagen Christi alle Völker gesehen und bin durch alle Zeiten seither gewandert, und ich sage euch, daß es in der Historie immer so ist, daß Hochmut und Unbußfertigkeit vor einem grausamen und erschrecklichen Fall einherziehen, gleich wie Herolde. Glaubet dem Alten der Tage, glaubet dem ewigen Wanderer."

Schon drängte das Volk näher an den Alten heran. Die Weiber seufzten; aber auch auf den Gesichtern der Männer spielten die Farben unter sich. Schon streckte sich eine Menge von Händen nach den Zetteln und Tiegeln des Alten. Und es schien, als wolle eine große gemeinsame Angst über alle Anwesenden kommen. Aber da geschah etwas, was niemand erwartet hatte.

Es entstand ein Stoßen und Schieben in der Menge, sie zog sich zusammen, wirbelte herum, und wie aus einer Beule brachen mit einem Male ein paar Männer aus ihr hervor. Der Ratsbüttel Hohenloch, der Leutnant der Scharwache Knobelauch und sechs Mann von der Wache mit ihnen.

„Auf Befehl des Herrn Bürgermeisters", sagte der Ratsbüttel, indem er neben den Alten trat, „verbiete ich Ihm hiermit jedwedes weitere Predigen und Sprechen." Dabei wollte er seine Hand auf den Arm des Alten legen. Aber der blitzte den braven Hohenloch mit seinen glühenden Augen an, daß dem die Hand herabsank.

„Ich bin der hohen Obrigkeit allemal zu Diensten," sagte der Alte, „denn Christus ist auch der Obrigkeit gehorsam gewesen und hat also ein Beispiel für alle Zeiten gegeben. Aber es wird mir wohl verstattet sein, zu fragen, was der hohen Obrigkeit beliebt."

„Ihr sollt mir auf das Rathaus folgen und den Ausweis leisten," brummte Hohenloch. Man konnte sehen, daß er, obwohl er sich zu seinem Werke mit einigen Maß Wein gestärkt haben mochte, nun vor den blinkenden Augen des Alten seine Nüchternheit gewann und seinen Mut verlor.

Der Alte sah um sich, ob er etwa die Menge zur Zeugenschaft für sich anrufen solle. Aber die Bürgerschaft stand stumm und betreten um ihn herum. Einer schaute den anderen an. Der hohe Rat mochte seine Gründe haben, den Alten vorzufordern. Also gab sich Ahasverus drein, deutete dem Leutnant, daß er für Fortschaffung seiner Habe sorgen möge, und schritt in-

mitten der Scharwache davon. Das Volk wich zu beiden Seiten zurück und gab eine Gasse frei. Ein Teil folgte dem Zug bis zum Rathaus. Die Besonnenen und Bedachtsamen aber blieben zurück, besprachen den Vorgang nach allen Seiten und gingen dann auseinander.

Huffelin hatte dem Schauspiel mit Erstaunen zugesehen. Als sich das Volk verlief, gewahrte er Merth Markus neben sich, der dem Alten kopfschüttelnd nachstarrte.

„Warum wohl der Bürgermeister dem Alten das Predigen verwehrt hat?" fragte er den Ratsherrn.

Aber der wußte es nicht.

„Ihr könnt es doch wohl erkunden," fuhr der Student fort, „Ihr seid ja selbst ein Stück Obrigkeit, in deren Namen der Mann abgeführt worden ist."

Da besann sich Merth Markus, daß Huffelin wohl recht hatte, zog also die Beine auf und lief dem Zug nach.

Huffelin aber setzte seinen Weg zur „großen Tabakpfeife" fort. Dabei sann er darüber nach, was ihm wohl an dem Alten so bekannt erschienen war. Es war ihm gewesen, als hätte er den Mann schon irgendwo gesehen, obzwar er sich nicht erinnern konnte, dem ewigen Juden jemals schon begegnet zu sein.

Fünftes Kapitel.

Wie der Ahasverus eine Prüfung bestehen mußte, und wie er sich aus dem Staube machte

Dem Bürgermeister Gottfried Myrtha selbst wäre es niemals eingefallen, dem Ahasverus, oder wer sonst der Prädikant sein mochte, das Sprechen auf dem Markte zu verwehren. Aber da war gleich nach der Frühmesse der Jesuitenrektor Ermanno Fistanelli auf das Rathaus gekommen und hatte im Namen des Kollegiums gegen die Predigt des Alten Einsprache erhoben. Es war dem Bürgermeister nichts anderes übrig geblieben, als dem Rektor den weltlichen Arm zu leihen. Ermanno Fistanelli verstand es, sich mit aller Höflichkeit zu erwirken, was ihm zuträglich dünkte.

Als die Scharwache den Alten nach dem Rathaus führte, stand der Rektor an einem Fenster des Refektoriums und sah freundlich nach der Straße hinaus.

Ahasverus wurde zuerst vor den Stadtschreiber Hunesfeldt gebracht. Der war ein wichtiger Mann und füllte seinen Platz aus. Und weil er sich bewußt war, daß von der ersten Vernehmung eines Eingebrachten alles abhing, so hatte er sich zu diesem Behufe wohl vorbereitet und seine Fragen fein säuberlich zurechtgelegt.

Aber er kam nicht dazu, sie an den Mann zu bringen. Denn als Ahasverus vor ihm stand, ergriff er sogleich selbst das Wort. Er sei vor Kaisern und Königen gestanden, habe mit Franz dem Ersten von Frankreich zur Nacht gespeist, habe bei Kaiser Rudolf dem Zweiten auf dem Hradschin gewohnt, sei mit Kaiser Karl dem

Großen gegen die Hunnen gezogen, sei von dem fürchterlichen Tammerlan in seinem Zelt beherbergt worden. Und er sei keineswegs gesonnen, einem Stadtschreiber Rede und Antwort zu stehen, sondern verlange, daß man ihn nach Rang und Stand behandele und durch eine Kommission befrage.

Der Stadtschreiber schnappte einige Male nach Luft. Dann sagte er, er wolle das Begehren dem Herrn Bürgermeister submissest überreichen. Und ließ den Alten inzwischen in ein Stübchen über dem Zimmer des Torwächters bringen. Denn er getraute sich nicht, den sonderbaren Gast im Kotter einquartieren zu lassen. Hatte doch der Herr Rektor selbst verlangt, man solle dem Mann keine Gewalt antun, sondern ihn würdig behandeln. Außerdem konnte sich Herr Hunesfeldt nicht verhehlen, daß ihm der Alte nicht so erschienen war, als ob man sich ungestraft an ihm vergreifen könnte. Gottfried Myrtha meinte, man könne dem Ansinnen des Inquisiten opinione juris schon willfahren, sintemalen es nichts Ungewöhnliches sei, daß schwierige Facta kommissionsweise untersucht würden. Als zum Beispiel die vorlängst geschehene Rechtsfrage über das Stadtsigill, wegen der das punctum litis mit seiner erzbischöflichen Gnaden noch immer nicht ausgetragen sei. Also wolle er darauf bedacht, sein, eine gute und wohlgelahrte Kommission zusammenzuberufen.

Die Wahrheit aber war, daß der Bürgermeister nach dem, was dem braven Hunesfeldt von dem sogenannten Ahasverus widerfahren, keine Lust hatte,

ein Gleiches zu erleben. Entweder: der Inquisit war wirklich der ewige Jude. Da konnte man nicht wissen, was aus sothanem Anhalten, gefänglichem Einziehen und Befragen erwüchse, und da war es immerhin besser, daß mehrere da waren, um sich in alles zu teilen. Oder der Inquisit war ein geriebener Gauner. Dann würden ihn mehrere Fragsteller auch besser einkreisen und in die Enge treiben können als ein einzelner.

Nachdem der sogenannte Ahasverus durch fünf Tage an seinem einsamen Ort in Gewahrsam gehalten worden war, wurde ihm angekündigt, daß er nach dem Mittagessen die Kommission erwarten dürfe. Der Alte hatte sich während dieser fünf Tage damit begnügt, die Leute zu betrachten, die vor dem Rathaus standen und nach seinem Fenster starrten. Oder er hatte mit einem rostigen Nagel allerlei Sprüche in die Wände seiner Zelle geritzt. Es waren Sprüche in vielen Sprachen, und manche darunter waren auch in so seltsamen Zeichen geschrieben, daß sie den Wärter mit Grauen erfüllten. Er hatte pflichtgemäß dem Herrn Stadtschreiber gemeldet, daß Inquisit die Wände mit Zaubersprüchen bemale. Aber Hunesfeldt hatte ihm geantwortet, er solle sich zum Teufel scheren. Denn Hunesfeldt war froh, daß ihm die Sache abgenommen worden war und ihn nichts mehr anging.

Eine Stunde nach dem Mittagläuten trat die Kommission bei dem Inquisiten ein. Es waren der Rektor des Jesuitenkollegiums Ermanno Fistanello, der Guardian der Dominikaner, Kaspar Schenauer, der Herr Richter Elias Greinell, Herr Dr. Heinrich

Brühschwein, der Bürgermeister Gottfried Myrtha und als Abgeordneter des Rates Herr Franz Seidenader. Der Stadtschreiber Hunesfeldt kam mit seiner Schreibmappe, aber er fühlte sich außer aller Verbindlichkeit und zeigte deutlich in seinen Mienen, daß er diesmal den anderen allein alle Verantwortung übertragen habe. Als letzter schob sich Huffelin durch die mit eisernen Bändern beschlagene Tür. Er hatte hier eigentlich nichts zu suchen. Aber er hatte seinem Gastfreund so lange zugesetzt, daß er ihn mitnehmen möge, bis dieser beim Bürgermeister die Erlaubnis erwirkt hatte.

Der Torwächter schleppte so viele Stühle herein, daß sich alle Herren setzen konnten, bis auf den Inquisiten und den Studenten Huffelin. Der Inquisit lehnte an der Wand am Fenster nnd Huffelin ihm gegenüber neben der Tür. Und Huffelin glaubte zu bemerken, daß der Alte ihn mehr als einmal mit forschenden und, fast hätte man meinen mögen, besorgten Blicken betrachtete.

„Dominus tecum“, begann der Rektor Ermanno Fistanelli das Verhör.

„Dominus vobiscum“, antwortete der Alte mit ruhiger Stimme.

„Qua de causa in nostram urbem venisti?“

„Propter necessitatem.“

„Qualis est haec necessitas?“

„Stultitia, superbia et iniquitas hominum.“

„Er scheint im Lateinischen wohl bewandert,“ warf der Guardian ein, der dem Rektor nicht das ausschließliche Wort gönnte.

„Er nennt sich den Alten der Zeiten, den ewigen Wanderer? Will Er damit sagen, daß Er Ahasverus ist, der Schuster von Jerusalem, der unsern Herrn und Heiland von seiner Schwelle gestoßen hat, der Zeuge der Kreuzigung war und seither verdammt ist, zu wandern bis zum jüngsten Tage?"

„Ich bin es," sagte der Alte schlicht.

Darob entstand unter den Herren ein Bewegen der Köpfe und ein Rücken auf den Stühlen. Nur Ermanno Fistanelli bewahrte seine freundliche Ruhe und sah dem Alten immer in die Augen.

„Wie kommt es denn, daß Er als Prediger auftritt und Christenleuten von Buße und Versöhnung mit Gott spricht, da Er doch ein Jude ist?"

„Es mag den Herren zur Nachricht dienen, daß ich längst dem höllischen jüdischen Irrglauben abgeschworen habe. Gott hat an mir ein Wunder getan und meine Bekehrung erwirkt. Ich bin ein Christ geworden, zu Aachen getauft, und Herr Einhard, Karls des Großen bewährter Geheim- und Geschichtsschreiber, ist mein Pate gewesen."

Da regte sich in Herrn Elias Greinell der Ehrgeiz des Richters. Er wischte sich den Schweiß von der hohen Stirn, fuhr auch einmal über den Nacken und stellte die Frage: „Kann Er mir dann auch simpliciter et sine circumstantiis explizieren, warum Er dann den Christenleuten so heftig von Buße und Bekehrung spricht, wiewohl Er sich doch anderseits wird sagen müssen, daß bei eintretender vollständiger Besserung der Menschen und Auslöschung aller Sündhaftigkeit

das göttliche Strafgericht aufgeschoben, wo nicht aufgehoben werden kann und der jüngste Tag in weite Ferne gerückt wird, so daß Sein ewiges und beschwerliches Wandern noch nicht so bald ein Ende findet, während er contrarie, im entgegengesetzten Fall, schon bald könnte von seiner Verfluchung erlöst werden.

„Es ist die christliche Liebe, gestrenger Herr," antwortete der Alte sanft, „die es mir gebietet, dem Volke also zu sprechen. Denn es wäre wohl gut für mich, wenn der jüngste Tag meinem Wandern ein Ende machte. Aber es wäre nicht gut für die Christenheit, wenn sie in ihren Sünden dahinführe. Die christliche Liebe aber sieht nicht auf das eigene Heil, sondern auf das Heil der Nächsten."

„Bene, optime!" brummte der Guardian.

Der Rektor sah ihn von der Seite an und sagte dann mit freundlicher Stimme: „Aber Er wird sich gleichwohl ausweisen müssen und einige Fragen beantworten. Das wird ihm zu tun unschwer gelingen, wenn Er der ewige Jude ist und auf seinen Fahrten, wie es heißt, alles erfahren hat, was sich jemals auf der Welt begeben."

„Ich bin bereit, zu antworten," sagte Ahasverus.

„Kann Er mir also sagen: Wann ist Adam von Gottes Hand erschaffen worden?"

„Das ist geschehen am 25. Martii des Jahres 5199 vor der Geburt unseres Herrn," antwortete Ahasverus ohne Besinnen.

„Und wann ist die Sünde in die Welt gekommen?"

„Da waren Adam und Eva erst sechs Stunden alt, und da ist die Sünde in die Welt gekommen."

„Warum ist Eva aus einer Rippe des Adam erschaffen worden und nicht etwa aus seinen Sohlen oder seinem Haupt, wie die heidnische Göttin Pallas Athene aus dem Kopf des Zeus soll fertig hervorgesprungen sein?" Diese letztere Wendung galt dem gelehrten Herrn Dr. Brühschwein, der für einen guten Kenner der klassischen Autoren bekannt war. Zugleich konnte sich der Rektor damit über den dummen, unwissenden Dominikaner erheben, der von solchen Dingen nichts verstand.

Ahasverus sah den Jesuiten ruhig an und antwortete: „Eva ist gemacht aus einem Teil in der Mitte des Leibes. Nicht aus den Füßen, weil sie nicht unter dem Mann, und nicht aus seinem Haupt, weil sie nicht über ihm sein soll, sondern in allen Dingen gleich und mittelbar, ein Leib und eine Seele. Und Eva ist gemacht aus einer Rippe, Adam aber aus Erde, darum müssen die Frauen auch mehr reden als der Mann. Denn die Rippe ist ein Knochen, und wenn jemand Knochen und Beine in einen Sack tut und ihn rüttelt, so muß das mehr Lärmens machen, als wenn er in einen Sack voll Erde stößt."

Dabei blitzte dem Alten der helle Schalk aus den Augen. Und die gestrengen Herren konnten sich eines Schmunzelns nicht erwehren, bis auf Ermanno Fistanelli, der sich ärgerte, weil ihm der Inquisit so kecke Antwort gab. Der Dominikaner hingegen reckte seinen dürren Hals aus der Kutte und drehte ihn vergnügt nach allen Seiten, wie ein Geiervogel.

„Es wird gut sein, in der weltlichen Historie weiter zu fragen,“ sagte er, „da doch der Inquisit in den geistlichen Dingen vortrefflichen Bescheid weiß.“

„Kann Er mir etwas vom makedonischen Alexander sagen? Wer war denn dessen Vater?“ fragte Ermanno Fistanelli mit freundlichem Lächeln.

„Der Ägypterkönig Nectanebus.“

Da ging wieder eine Bewegung durch die gelehrten Herren. „Ich habe immer gehört und gelesen, es sei der Makedonierkönig Philippus gewesen,“ sagte der Jesuit sanft.

„Das ist ein Irrtum der Historienschreiber. Ich bin damals noch nicht auf Erden herumgegangen, aber ich habe es vernommen von einem Ururenkel des großen Alexander, der zu den Zeiten des Kaisers Basilius als Einsiedler am Berge Ararat gewohnt hat. Besagter Nectanebus war König von Ägyptenland und mußte vor seinen Feinden fliehen nach Makedonien, wo eben Philippus König war. Und dort lebte Nectanebus von Wahrsagen und Traumdeuten, denn er war geheimer Wissenschaften kundig. Und als der König Philippus einst auf Reisen war, kam er auch in den Palast, um der Königin zu prophezeien. Da sie ihm aber wohl gefiel, so wahrsagte er ihr, daß der ägyptische Gott Hamon zu ihr kommen werde, in der Gestalt eines Menschen mit Hörnern an der Stirn, so wie er in Ägypten in den Tempeln stehe. Und des Nachts kam dieser Nectanebus heimlich mit Zauberweise als Gott Hamon zu ihr, und so ward dann Alexander geboren. Dem König Philippus aber hatte

geträumt, daß seine Gemahlin von einem Gotte einen Sohn empfangen werde, und also verzieh er ihr, wie er von seiner langen Reise heimkam. Alexander aber hatte nicht Haare auf dem Kopf, sondern eines Löwen Mähne, seine Zähne waren spitz, seine Augen ungleich, eines schwarz, eines weiß, und seine Gebärden waren ungestüm. In seiner Wildheit hat er auch seinen eigenen Vater getötet. Er ging mit dem Wahrsager Nectanebus auf das Feld, um die Sterne zu sehen. Und Nectanebus las in den Sternen, daß er von seinem Sohne würde getötet werden. Da stieß ihn Alexander, um den Sterndeuter lügen zu strafen, in einen tiefen Graben. Und Nectanebus klagte mit gebrochenen Gliedern: ‚Ich wußte wohl, daß ich von meinem Sohn würde getötet werden, und konnte mich doch nicht bewahren.‘ So erfuhr Alexander, daß er des Nectanebus Sohn war.“

Darauf schwieg Ermanno Fistanelli, denn er wußte nicht, was er dem Ahasverus entgegnen sollte. Herr Heinrich Brühschwein aber räusperte sich und tat den Mund auf: „Wer war wohl der tollste Mann?“

„Das war der Kaiser Nero, der wollte durchaus selbst ein Kind zur Welt bringen. Da gaben ihm die Ärzte einen Trank, davon brach er einen Frosch, den ließ er zu Rom erziehen. Und die Stätte, wo dieser Frosch erzogen ward, hat auch ihren Namen von ihm. Das ist der Latran oder Lateran, so geheißen nach dem Lateinischen: lata rana, ein breiter, dicker Frosch.“

„Und wer war wohl der frömmste Mann?“

„Das war der deutsche Kaiser Heinrich, der Siebente seines Namens. Der wurde von seinem Beichtvater

zu Pisa vergeben, als er das heilige Abendmahl nahm. Und als ihn das Gift hinwarf und seinen Leib zu schütteln anfing, da wollten ihm seine Ärzte helfen und das Gift von ihm vertreiben. Aber das wollte er nicht gestatten und sprach: ‚Das wolle Gott nicht, daß ich meinen Herrn und Heiland von mir vertreibe, bei dem ich ewiglich soll sein.‘ Also starb er nach zehn Tagen an St. Bartholomä im Jahre 1313. Und da bin ich selbst dabei gewesen und habe alles gesehen und gehört. Der war wohl der frömmste Mann.“

Jetzt aber hielt es der Guardian an der Zeit, auch einmal eine Frage anzubringen. Was denn der Herr von dem Priester Johannes wisse, von dem die Prophezeiung auf seinen Zetteln sei.

„Der Priester Johannes ist tausend Jahre alt geworden und hat in Indien ein großes Reich im Namen Gottes begründet und regiert. Da sind viele Hunderttausend Heiden zum Christentum bekehrt worden. Er hat auf der Spitze eines Berges gewohnt und mit Moses und Elias gesprochen, die ihn beraten haben. Sein Bart ist so lang gewesen, daß er ihn hat an den Gürtel binden müssen. Die Brote in diesem Reich haben alle das Zeichen des Kreuzes getragen. Und alle Bäume sind an Gerüsten gezogen gewesen, die in Form eines Kreuzes gestaltet waren. Alle hundert Jahre einmal ist der Priester Johannes mit mir zusammen gekommen auf einer Insel im Arabischen Meerbusen. Bei unserem letzten Begegnen hat er mir seine Prophezeiung vom Weltende übergeben.“

„Genug!“ unterbrach Ermanno Fistanelli und winkte mit der Hand.

Aber Elias Greinell hatte noch eine Frage vorbereitet, die ihm absonderlich boshaft und gescheit dünkte: „Da Er zuerst ein Jude gewesen ist," sagte er, „und dann den Segen des Christentums kennen gelernt hat, so wird Er mir wohl sagen können, wie viel die Juden wert sind und wie viel die Christen."

Und Ahasverus antwortete, ohne sich zu besinnen: „Von ungetauften Juden gelten dreißig einen Pfennig, denn so sind sie nach der Eroberung Jerusalems in die Gefangenschaft verkauft worden. Von Christen aber gehen neunundneunzig auf einen Juden, der sich taufen läßt, denn der ist ein Sünder, der Buße tut, und über den wird im Himmel mehr Freude sein als über neunundneunzig Gerechte."

„Es ist genug," sagte Ermanno Fistanelli, indem er seinen Stuhl zurückschob. Hierauf erhoben sich die anderen. Der Rektor wandte sich zum Gehen: „Er hat uns heute vorläufige Auskunft gegeben, aber Er wird noch in Gewahrsam bleiben, denn wir wollen Ihn noch ein anderes Mal befragen und auch noch in anderen Sprachen, als Chaldäisch, Arabisch, Persisch, Hebräisch. Und da wird Er uns ja auch gut antworten können, wenn Er wirklich der ewige Jude ist."

Damit ging er, und die anderen folgten ihm; Huffelin stand bescheiden an der Tür und wartete, bis alle hinausgegangen waren.

Dann war er mit einem Satze bei dem Alten: „Gott grüß Euch, Jodokus Rintfleisch, Ihr habt Euch wacker gehalten."

„Ihr habt mich erkannt?"

„Wie kann man Euch verkennen, wenn Ihr zu sprechen anfangt. Ihr habt Eure Sache so brav gemacht, wie nur je auf der Szene. Indessen, es ist nicht Zeit, zu schwätzen. Ich muß Euch helfen, sonst kommt Ihr nicht fort von hier."

„Ihr meint? . . ."

„Dem Jesuiten taugt Ihr nicht. Er neidet Euch Eure Kunst. In zwei Tagen, nach Anbruch der Nacht, haltet Euch bereit. Ihr werdet mich pfeifen hören. So wie damals, zu Prag, wenn wir auszogen, um der Scharwache Eselsköpfe anzuhängen. Auf Wiedersehen."

Als Huffelin auf den breiten Treppenabsatz kam, scholl ihm vom unteren Stockwerk Lärm und Gezänk entgegen. Der Student beeilte sich, die Vorangegangenen einzuholen.

„Und ich sage Euch," schrie der Guardian, „es ist der ewige Jude. Das ist ein Zweifel, der mir nicht eingehen will. Hat er Euch nicht auf jede Frage rasch und sicher Antwort gewußt? Wer anders hätte Euch so können Auskunft geben als Ahasverus selbst, der alles erfahren hat?"

Aber der Rektor erwiderte sanft und mit leiser Stimme: „Er mag wohl auf einfache Leute und ungeschulte Köpfe Eindruck machen, aber nimmermehr auf Männer, die gemeiniglich den Dingen nachzudenken gewohnt sind."

Dem Dominikaner quollen die Augen vor wie einem unsinnigen Tier, und er war ganz rot im Gesicht geworden: „Damit wollt Ihr sagen, daß wir nicht zu denken gewohnt sind? Sagt es nur frei heraus. Aber

ich weiß, daß Euch der ewige Jude nicht zu paß kommt. Weil er einen großen Zulauf von Leuten hat. Und weil Ihr selbst den Leuten die Köpfe warm machen wollt mit Missionspredigten und allerlei Unwesen. Indessen, ich werde es den Leuten sagen, daß der ewige Jude hier ist, und daß sie es glauben dürfen."

Der Rektor zuckte die Achseln und wandte sich den anderen zu. Aber die hüteten sich, ihre Ansichten zu offenbaren. Die geistlichen Herren mochten sich ihren Zank nur selbst ins Reine bringen. Man war ja solchen Zwist seit langem gewohnt.

Am Abend dieses Tages holte Huffelin seine Gesellen. Zuerst Betscholt, den er mit der Meisterin allein in der Dämmerung fand, dann gingen sie zusammen auf das Schloß und ließen den Lübecker herausrufen. Und alsbald zogen sie der „großen Tabakpfeife" zu, um dort Kriegsrat zu pflegen.

Der Schankwirt brachte Wein und Pfeifen, stellte auch zwei Kerzen und Fidibusse auf den Tisch und ließ die drei allein.

Der Wein in den hohen Stangengläsern war rötlich und manchmal von hellen Funken durchblitzt.

Der Rauch aus den tönernen Pfeifen wallte gelb und bräunlich über den Tisch hin und wirbelte in Schwaden um die Gläser.

Grün und kalt rann das Mondlicht draußen über die Dächer in die dunkeln Schluchten der engen Gassen. An der Straßenecke streckte vom Erker des alten Münzhauses eine steinerne Fratze die Zunge heraus.

Huffelin berichtete den Gesellen von dem drolligen

Kauz Jodokus Rintfleisch, der als ewiger Jude Ahasverus seinen Handel betrieb. Und wie er der gelehrten Kommission aufgespielt hatte. „Ich kenne ihn unter dem Namen Jodokus Rintfleisch, das war zu lustigen Zeiten in Prag. Gott allein mag wissen, wie viele Namen mein guter Rintfleisch noch sonst haben mag. Dazumal aber hat er Jodokus Rintfleisch geheißen. Wir haben zusammen ein paar Nächte um die Ohren gehauen. Ihr müßt wissen, daß wir das in Prag gar wohl verstehen, wenn wir einmal dazu aufgezogen sind."

„Anderswo kann man's auch nicht übel," sagte Betscholt mürrisch. Er war verdrießlich, daß ihn Huffelin heute vom Hause geholt hatte, wo doch der Meister nicht daheim war.

„Dieser gute Rintfleisch ist mit einer Bande von Schauspielern in Prag gewesen. Der Hauptmann der Bande hat Christian Janetschky geheißen."

„Christian Janetschky aus Nürnberg?" sagte der Lübecker. Er kannte fast alle fahrenden Komödianten in Deutschland. Hatte er sich doch mit Sophia Meyers lange genug unter ihnen herumgetrieben.

„Gewiß, derselbe. In einem leeren Kornspeicher in der Altstadt hat ihnen der Rat verstattet, zu spielen, und es war auch allemal sauber bestellt, dafür haben schon wir Studenten gesorgt, daß es den Komödianten nicht schlecht ergehe. Jodokus Rintfleisch hat die lustige Person gemacht. Daneben hat er aber auch noch eine Dame ohne Unterleib gehabt, die er um einen Groschen in einem Verschlag gezeigt hat. Die hat dann nachher auch immer wacker mitgetrunken."

„Wohin hat die's denn getrunken, da sie doch ohne Unterleib gewesen ist?" fragte Betscholt.

„Das wird mit Spiegeln gemacht," belehrte ihn der Lübecker, „es ist eine optische Augentäuschung. Du möchtest schwören, daß sie in der Hälfte entzwei geschnitten ist . ."

„Ich bin besagtem Rintfleisch noch für manche lustige Stunde verbunden. Und ich habe ihm damals zugesagt, wenn es ihm einmal an die Zähne brennen würde und ich ihm helfen könnte, so würde ich's gerne tun. Nun ist es so weit, und ich muß mein Wort einlösen. Ihr müßt mir beistehen."

Aber die beiden zeigten wenig Lust dazu. Sie wandten die Köpfe nach links und rechts und zogen an ihren Pfeifen. Wie sich denn der Huffelin das denke? Und ob er sich's nicht doch etwas zu leicht vorstelle? Und daß man auf schlimme Manier mit der Obrigkeit dabei über quer kommen könne. Bis endlich Huffelin aufdonnerte und sie fragte, ob sie denn wirklich so verdammte Ducker und Erbsenzähler geworden seien und ob sie ihre Herzhaftigkeit an die Stiefelsohlen genagelt hätten. Und daß man sich ja schämen müsse, mit ihnen Geselle gewesen zu sein, wenn sie sich nicht aus ihren Schneckenhäusern hervorgetrauten. Und es wäre gar nichts dabei, wenn sie noch einen Rest von Courage hätten. Da ließen sich die zwei doch aufrütteln und sagten dem Studenten ihre Hilfe zu.

Es ging wirklich ganz leicht. Viel leichter, als sie sich's gedacht hatten. Am Abend des anderen Tages klopfte Betscholt an das Tor des Rathauses. Der

Wächter hatte eben seine Runde gemacht, alle Türen abgesperrt und alles in Ordnung gefunden. Er sah noch einmal aus dem Fenster. Die Straße lag schon ganz leer und still. Eben als er sich ausziehen wollte, hörte er draußen das Klopfen. Da stand einer und sagte, er wäre hierher bestellt worden.

Wer ihn denn bestellt hätte?

Es sei jemand in der Werkstatt gewesen und hätte ausgerichtet, daß er bei Anbruch der Nacht ins Rathaus kommen solle. Der Herr Bürgermeister habe ihn bestellt.

Da stand der Wächter auf und ließ den Mann ein.

Als der Fremde in der gewölbten, mächtigen Einfahrt stand, setzte der Wächter sein Verhör fort. Wer er sei?

Er sei der Schustergeselle Betscholt beim Meister Malt Hellefeuer.

Und wozu ihn denn der Herr Bürgermeister bestellt hätte?

Er solle auf ein neues Paar Schuhe Maß nehmen.

Jetzt? Um diese Zeit? Vielleicht dem Herrn Bürgermeister? Der sei schon längst zu Bett gegangen. Oder dem Herrn Stadtschreiber? Oder dem Herrn Leutnant Knobelauch? Oder dem Ratsbüttel Hohenloch? Oder dem Ratskellermeister? Die träfe er alle beisammen und noch wachend. Aber da müsse er in den Ratskeller gehen, und damit sei er hier an die falsche Tür geraten. Denn der Eingang zum Keller liege gerade an der entgegengesetzten Seite, und da müsse er um das ganze Rathaus herumlaufen.

Nein, er solle hier beim großen Tor anklopfen, habe man ihm gesagt, und er hätte dem Herrn Peter Gänsemann ein Paar Schuhe anzumessen. Aber das müsse heimlich geschehen, damit es niemand merke.

Da gab sich der Torwächter in ein Lachen, daß es unter dem Gewölbe dröhnte. Ein paar Scharwächter steckten die Köpfe bei der Tür der Wachtstube hinaus, die gegen den Hof zu gelegen war. Betscholt fuhr den Mann grimmig an, warum er so lache. Der aber lachte nur noch mehr und schwor, daß es noch niemals einen so köstlichen Spaß gegeben habe. Daraufhin kamen die Scharwächter herbeigelaufen und wollten wissen, was man da zu lachen habe.

Betscholt war zornig geworden, schaute wild um sich und sah so aus, als ob er alsbald anpacken wolle. Wenn man nicht bald aufhöre, zu grinsen, so werde er sie lehren, wie man mit Schusterfäusten aus Gesichtern Brei mache. Darauf wollten etliche von der Scharwache mit ihm Händel beginnen. Und einer rief, diese Frechheit solle ihm gesegnet sein wie dem Hunde das Grasfressen.

Aber da ergriff der Torwart Betscholt beim Arm und zog ihn immer noch lachend aus dem Haufen hervor, dem Rathaushof zu. Die Scharwächter folgten auf dem Fuße. Da stand inmitten des Hofes, ganz hell vom Mond beschienen, der Brunnen. Ringsum zog sich der Hof mit doppelten Bogengängen im Viereck. Man hätte glauben können, dort drüben im Schatten lehnten ein paar Leute an der Brüstung und schauten herab.

Auf dem Brunnen aber stand auf halbhohem Sockel eine kleine Figur, kurzweilig anzusehen. Die war dem berühmten Nürnberger Brunnenmännlein nachgebildet, war wie ein Bauer gekleidet und trug unter jedem Arm eine Gans.

Hier habe der Gesell seinen Peter Gänsemann, lachte der Torwart. Dem solle er die Schuhe anmessen. Da habe sich jemand mit ihm einen saftigen Scherz gemacht.

Sobald die Scharwächter begriffen hatten, um was es ging, entstand ein Wiehern und ein Tosen wie damals, als der Herr die Teufel aus den Säuen austrieb.

Betscholt riß seinen Hut ab, warf ihn zur Erde, sprang mit gleichen Füßen darauf und sagte, er wolle dem Kerl, der ihn so genasführt, gehörig heimleuchten, wenn er ihn erwische.

Ja, daran täte er recht, der verdiene es nicht besser, johlten die Scharwächter. Aber er müsse es machen, wie die Nürnberger und ihn zuvörderst erwischen.

Es sei ein niederträchtiges Stück, einem ehrlichen Schustergesellen so etwas anzutun. Gewiß, schrie Betscholt, und er wolle dem Schellenträger und Leimstängler schon heimleuchten, daß er den Mond für einen Kupferkessel und jeden weißen Hund für einen Bäckergesellen anschauen solle.

Nachdem die Scharwächter und der Torwart an des braven Gesellen Zorn ihre genugsame Kurzweil gehabt hatten, ließen sie ihn gehen. Es war aber auch an der Zeit. Denn eben kam der Herr Stadtschreiber aus dem Ratskeller. Und als er oben über die Galerie im zweiten Stockwerk ging und den Lärm im Hofe

hörte, schrie er hinunter, man solle sich zum Teufel scheren und das Maul halten, damit man der Bürgerschaft mit nächtlichem Randalieren kein übles Beispiel gebe.

Inzwischen aber hatten Huffelin und der Lübecker draußen im Schatten des Torturmes die Leiter angelegt und Ahasverus, den ewigen Juden, auch Jodokus Rintfleisch geheißen, aus dem Fenster geholt.

Christoph Zimbelin, der Nachtwächter, der eben um die Ecke biegen wollte, sah ein paar verdächtige Schatten um die Mauern streichen. Weil er aber in einem von ihnen den ewigen Juden zu erkennen glaubte, riß er sich zurück, wandte sich und machte sich aus dem Staube. Denn man konnte nicht wissen, welcherlei Hexenwerk da wieder vor sich ging.

„Ihr müßt Euch verändern," sagte Huffelin, als sie den Alten durch die abgelegensten Gassen zur Stadtmauer brachten. „Ihr müßt anders aussehen, wenn Ihr durchwischen wollt."

„Da sollt Ihr recht haben," antwortete Jodokus Rintfleisch; und mit ein paar Griffen riß er sich den falschen Bart vom Gesicht, nahm die wallenden Haupthaare herab und steckte alles in die Taschen seines Mantels. Mit gänzlich verändertem Ansehen stand er vor ihnen.

Da gab der Lübecker einen leisen Laut von sich. „Meister Leberwurst," murmelte er, „es ist wahrhaftig Meister Leberwurst."

„Schon wieder einer, der mich kennt," gluckste der Komödiant, „und du . . . beim geheizten Nobiskrug,

es ist der Lübecker. Gluck, gluck, Kamerad, welche Rolle spielst du hier? Ja, wir kennen uns sehr gut," fuhr er zu Huffelin gewandt fort, „wir haben manches Stück zusammen fertiggebracht. Zur Zeit, als er noch mit der kuriosen Sophia Meyers durch die Welt gelaufen ist. Er hat immer die zärtlichen Liebhaber agieren müssen, die schmachtenden – mit Gesang und sattsam verdrehten Augen. Für einen lustigen Part war er nie zu gebrauchen. Bist du endlich vernünftig geworden, Kamerad, und siehst die Welt für einen Suppenlöffel an, mit dem man in seine Taschen schöpft? Das sollte mich freuen."

Dem Lübecker schien es nicht zu gefallen, daß sich ihm aus dem Juden Ahasverus oder Jodokus Rintfleisch der Meister Leberwurst geschält hatte. Er lief vorwärts und flüsterte, man müsse sich beeilen, damit nicht Lärm geschlagen werde, ehe man aus der Falle sei.

„Ich . . . ich . . . bin mit meiner neuen Gestalt und Darstellung ganz zufrieden gewesen," sagte der Komödiant, „hat auch genug Geld eingebracht. Und vor allem, es war ein gutes Stück, das ich mir da selbst erdacht habe, und alle haben auf ergötzliche Manier mitgespielt."

Der Schustermeister Jakob Klogler hatte einen Garten hart an der Stadtmauer. Hier ging es über den Zaun. Dann war ein freundlicher Schweinestall da. Der lehnte sich sanft an die Mauer, und von seinem Dach aus war es nicht schwer, die Höhe zu erklimmen. Jodokus Rintfleisch oder Meister Leberwurst schwang

sich hinauf, grüßte noch einmal zurück und schwenkte seinen breiten Hut. Dann hörten sie ihn außen in den Graben plumpsen. Ein Pfeifen sagte ihnen, daß er wohlbehalten unten angekommen war.

Es gab ein großes Gezeter, als der Torwart am Morgen merkte, daß sein Vogel aus dem Käfig entwischt sei. Sogleich verfiel er darauf, daß der Gesell vom gestrigen Abend irgendwie seine Hand im Spiel gehabt haben könnte. Betscholt wurde also vorgeführt und verhört. Aber er wußte sich von jedem Verdacht zu reinigen, indem er sich auf das Zeugnis seiner Meisterin berief. Die bestätigte denn auch, daß sie dabei gewesen wäre, als ein fremder Junge, den sie nicht kannte, den Betscholt auf das Rathaus bestellt habe. Den Namen Peter Gänsemann aber mochte der Schelm erst genannt haben, als der Gesell mit ihm vor die Tür gegangen war. Also mußte Joachim Betscholt entlassen werden, ohne daß man ihm etwas anhaben konnte.

Sechstes Kapitel.

Wie die Jesuiten mit den Dominikanern zu streiten begannen.

Wenn aber auch Ahasverus selbst nicht mehr in den Mauern der Stadt weilte, sein Gespenst war zurückgeblieben. Sein Name sollte zu einem Schlachtruf werden.

Damit hatte der biedere Guardian Schenauer schon das Richtige getroffen, daß es dem Rektor der Jesuiten nicht sehr zu paß gekommen war, einen fremden Prediger aufkommen zu sehen, der großen Zulauf vom Volke haben würde.

Denn Ermanno Fistanelli hatte im Sinn, ein paar Ordensbrüder von der Mission in seiner Kirche predigen zu lassen. Das hatte außer dem Ansehen, das dadurch das Kollegium bekam, noch seinen besonderen Grund. Vor zehn Jahren war ein Sohn der Stadt, der dem Orden der Jesuiten angehörte, auf den Inseln, die man Molukken nennt, von den Heiden getötet worden. Er war als Missionar dorthin geschickt. Aber die Heiden hatten ihm einen Spieß durch den Bauch gesteckt, die beiden Enden auf Holzböcke gelegt und ihn über langsamem Feuer gebraten. Dadurch war der Pater Chrysostomus – von Hause aus hieß er bloß Binder – zu einem Märtyrer geworden. Und Ermanno Fistanelli hätte sich für einen schlechten Rektor gehalten, wenn er nicht diesen Umstand ausgenützt hätte, um seines Kollegiums Ruhm und Einfluß zu vermehren

und es über die Dominikaner zu erheben. Er hatte beim Erzbischof einen Stein im Brett. Und galt auch sonst für einen eifrigen und unermüdlichen Diener der Kirche.

Auch der Guardian Schenauer war ein eifriger und unermüdlicher Diener, aber – wie seine Feinde beim Erzbischof aussprengten – mehr ein Diener Gottes als der Kirche. Und weil Gott sich selbst wohl zu helfen vermöge, die Kirche aber derzumalen in ihren Grundfesten erschüttert sei, so sei es notwendiger, dieser auf den Dienst zu sehen als jenem. Außerdem aber hielt man dafür, daß der Rektor dem Guardian an Klugheit überlegen sei. Und weil der Rektor also wohl angeschrieben beim Erzbischof und ebenso bei seinem Provinzial war und seine Fäden sogar bis zum Jesuitengeneral in Rom gesponnen waren, getraute er sich gar wohl, einen feinen Plan auszuführen. Er wollte nämlich seinen braven Märtyrer von den Molukken, besagten Binder, selig sprechen lassen. Der Prozeß war schon im Gange. Und wenn die Erhöhung des gebratenen Binder einmal geschehen war, so hätte Ermanno Fistanelli damit zweierlei erreicht. Zuvörderst hätte er den Dominikanern und ihrem Löffel einen Tort angetan. Das sollte ihnen zum immerwährenden Ärger bestellt sein, als ein Span im Fleische ihres Ansehens. Denn die Dominikaner hatten nicht einmal einen gewöhnlichen Wundertäter oder frommen Einsiedler, geschweige denn einen Seligen. Zum zweiten aber war damit ein Anhang unter der Bürgerschaft der Stadt gewonnen. Denn Bekanntschaft und Verwandt-

schaft des gebratenen Binder war groß. Und auch die anderen wären wohl nicht wenig stolz gewesen, wenn sie sich hätten eines selig gesprochenen Glaubenshelden als eines Sohnes der Stadt berühmen können.

Diesen Zwecken sollten die Missionspredigten dienen, die Ermanno Fistanelli hatte veranstalten wollen. Den Leuten sollte gesagt werden, was an der Mission so Großes war, mit allem Drum und Dran, damit sie recht eigentlich wüßten, was sie an ihrem gebratenen Binder hätten.

Alles das war dem Kaspar Schenauer nicht entgangen. Er hatte des Ermanno Fistanelli Fadenziehen mit Fleiß in acht genommen. Und darum war ihm der Ahasverus schon sehr zu recht gekommen. Nahm doch das Aufsehen, das dem ewigen Juden geschenkt war, ebensoviel an Aufmerksamkeit für die Seligsprechung des dasigen Märtyrers hinweg.

Und am Sonntag donnerte Kaspar Schenauer, wie er es angekündigt hatte, von der Kanzel und kollerte dazwischen, daß es doch sicher und gewiß der ewige Jude gewesen sei, den man ein paar Tage in der Stadt beherbergt habe. Und da dürfe man schon allen Zweifel dahinten lassen, wenn auch der oder jener darüber die anderen verwirren wolle. Denn der Mann sei wirklich aller Dinge wissend gewesen, die sich seit Erschaffung der Welt auf Erden zugetragen hatten. Er sei auch keine Antwort schuldig geblieben. Schließlich: sei das Entweichen des Gefangenen auf so geheime und rätselhafte Art auch noch ein guter Beweis für seine absonderliche und sozusagen überirdische Beschaffenheit. Und dadurch habe man sich eines Predigers

beraubt, dem von Gott große Macht gegeben sei. Man dürfe sich auch nicht wundern, daß er eine Stadt verlassen habe, wo man ihn durch Verschulden einiger allzu Gescheiter so übel empfangen. Zuletzt lief die Predigt darauf hinaus, daß der kein guter Christ sei, der nicht an des ewigen Juden Sendung und hier geschehenes Auftreten glaube.

Hierauf entgegnete Ermanno Fistanelli von der Kanzel der Jesuitenkirche mit sanfter Stimme, daß der ewige Jude nur ein heidnisches Spielwerk sei, sintemalen auch die Türken und Sarazenen eine Figur hätten, die ewig auf der Erde umherwandere. Und er sei nichts als eine Einbildung der ganz Einfältigen, die immer etwas haben müßten, um ihren unchristlichen Aberglauben daran zu hängen. Die gemeine Vernunft, die dem Glauben in allen gewöhnlichen Dingen nicht widerspreche, lasse nicht zu, daß man einer solchen törichten Phantasie auch nur eines Augenblickes Dauer gebe. Wenn also in irgend jemandem die gemeine Vernunft ebensowenig vorhanden sei als das wahre Christentum, so möge er nur an den ewigen Juden glauben: die einsichtigen und wirklichen Christen würden sich von einem solchen Irrwahn abwenden.

Darauf ließ Kaspar Schenauer den Pater Kasimir los. Der war ein Bauernsohn und von Gott mit ungeheuerlicher Grobheit begnadet. Und wenn es eine Sache galt, wo einer ein Maul haben mußte wie ein Schlachtschwert, so wurde immer der Pater Kasimir geschickt. Der kam denn auch mit allen Höllensappermenten und brüllte, daß der freundliche Engel, der

über seinem Kopf drei Falten des Kanzelbaldachins zusammenhielt, zu zittern anfing. Und bei einem Haar wäre er heruntergefallen. Auch die Zuhörer zitterten und hätten sich gerne die Ohren zugehalten. In des Paters Kasimir Rede wimmelte es von Blitz und Donner und höllischem Feuer; und die Jesuiten und ihr Anhang wurden Ketzer, neue Arianer, Dämonen genannt, die dem Teufel die Seelen zutreiben, und Schweine, die den Weinberg Gottes verwüsten. Hierauf bestieg als Kämpe der Jesuiten Pater Quirinus die Kanzel ihrer Kirche. Auch er war ein Meister der Rede, aber wenn Pater Kasimir mit Keulen dreinschlug, so gab Pater Quirinus gefährliche Degenstöße. Er focht mit dem Stilett und hatte auch allerlei feine Tränklein bereit, die dem Feind die Hände lahm und den Verstand krumm machen. So begann er mit allerlei Fabeln aus dem Tierreich, insonderheit von Eseln und Rindviehern. Und ließ, wenn er die natürliche Dummheit dieser Tiere genugsam ins Licht gesetzt hatte, durchblicken, er meine niemand anderen als die Patres Dominikaner. Da war ein großes Lachen in der ganzen Kirche. Und als Pater Quirinus sah, wie vergnügt die Leute über solcherlei Fabeln waren, gab er immer noch eine hinzu, daß es so lustig in der Kirche zuging, nicht anders als auf dem Tanzboden zu Fastnacht. Zuletzt gab Quirinus eine kurze Resolution oder Zusammenfassung. Sagte, daß die Patres Dominikaner Schwindler und Betrüger wären, die mit der Dummheit des Volkes spekulierten, und daß man ihnen ihre Leimspindeln schön unberührt und unbesetzt lassen möge.

Auf diese Predigt aber ging der Tanz los, der der guten Stadt Verwirrung und Unheil bringen sollte.

Sowohl die Patres Dominikaner als auch die Patres Jesu hatten eine lateinische Schule. Und zwischen den Studenten war es schon zu unterschiedlichen Malen auf dem Marktplatz zu allerlei Gewörtel gekommen, wenn sie einander beim Heimweg begegneten.

Der Tanz begann aber erst damit, daß des Merth Markus Junge, der zu den Dominikanern ging, dem Jungen des Thomas Schram, der bei den Jesuiten zur Schule war, eine Ohrfeige gab. Die beiden Jungen waren sonst Freunde gewesen. Aber seit dem Anfang des Zwistes hatten sie sich voneinander abgewandt. Und da Roman Markus von seinem Professor Grammatical, dem benannten Pater Kasimir, gehört hatte, es sei verdienstlich, den Jesuitenbuben bei vorkommender Gelegenheit eins hineinzuwischen, so tat er nach den Worten seines Lehrers.

Die Ohrfeige des Roman Markus war so tüchtig gewesen, daß der Junge des Thomas Schram das Konterfei von fünf Fingern einen halben Tag im Gesicht behielt. Aber Roman sollte sich seines Sieges nicht lange freuen. Schon am nächsten Tage fiel der Junge des Schram mit fünf anderen über den Feind her und drosch ihm die Knochen weich.

Aber da ermannten sich auch die anderen Studenten der Dominikaner. Und es kam auf dem Marktplatz zu einer Schlacht. Es gab eine Menge ausgeschlagener Zähne und eingeschlagener Köpfe; denn die Schüler hatten den Bauern die Marktstände umgerannt, den

Bänken die Beine ausgerissen und damit aufeinander losgehauen. Der Ratsbüttel Hohenloch, der dazwischengetreten war, um Frieden zu stiften, war von beiden Parteien versohlt worden. So klein das Studentenzeug war, sie hatten sich zu zwanzig und dreißig an ihn gehängt und waren Herr über ihn geworden.

Erst als die Scharwache geholt worden war, gelang es, die Kämpfer auseinanderzutreiben.

Am nächsten Tage jedoch wurde das Spiel erneut. Diesmal aber zogen auch die ältesten Studenten, die aus den obersten Klassen, vom Leder. Und weil die schon gar den Degen an der Seite trugen, gab es ein paar Stiche und Hiebe, die einer Rauferei zu Prag alle Ehre gemacht hätten.

Des Blechschmiedes Gerollt Sohn stach den jungen Mathern durch den Arm. Johann Voglmann bekam von des Stadtschreibers Hunesfeldt Sohn einen Hieb, der ihm das Degengefäß zerschlug und die Finger entzweischnitt.

Die Scharwache hatte scharfen Dienst und mußte aufpassen, daß dieses Schlachten nicht stündlich fortging. Es fand sich aber doch immer ein Ort und eine Stunde, wo man in Haufen aneinandergeraten und sich für einige Zeit mit kräftigem Prügeln unterhalten konnte.

Aus diesem Zwist erwuchs für die ganze Stadt eine schwere Parteiung. Die Väter standen zu den Söhnen, die Mütter hingen an der Ehegatten Rockschößen, und die ganze Vettern- und Basenschaft schloß sich zur Kriegskumpanei zusammen. Da gab es Bündnisse und Föderationen auf Schutz und Trutz, darin keines vor dem

andern zurückstehen wollte. Zuletzt war die Bürgerschaft in zwei Hälften gespalten. Wie die Jungen zwitscherten, so sungen die Alten. Allüberall in Zünften und Herbergen war man zerstritten und miteinander überworfen. Und vom Morgen bis zum Abend gab es da und dort Lärm und Gezänk und bedrohliches Getümmel. Man sah einander mit scheelen Augen an. Und wie bei den Jungen gingen auch bei den Alten die ältesten Freundschaften aus dem Leim.

Am Montag schickte der Stadtschreiber Hunesfeldt dem Goldschmied Voglmann den Ring zurück, den er ihm geliefert hatte, mit Vermelden, er könne den Ring nicht gebrauchen, weil der Stein unedel sei und ein gemeines Feuer habe.

Am Dienstag bekam der Stadtschreiber wieder den Ring zurück. Dazu ließ ihm der Goldschmied Voglmann sagen, daß er den Ring für des Stadtschreibers Eheliebste schon vor vierzehn Tagen abgegeben hätte, und daß damals der Stein für gut und nicht für zu gering befunden worden sei. Der Stein, der jetzt in dem Ringe sitze, habe freilich kein edles Feuer und könne auch nicht mit dem verglichen werden, den Voglmann seinerzeit eingefaßt habe.

Am Mittwoch fand der Meister Thomas Schram, als er aus dem Ratskeller kam, vor dem Haus seines Nachbarn Merth Markus einen Balken so über die Straße gelegt, daß er in der Finsternis hinfiel und sich die Nase zerschlug.

Am Donnerstag hörte der Schuster Jakob Klogler in seinem Garten ein höllisches Gegrunze. Er lief

mitten in der Nacht mit allen hunderttausend Sapper-
menten hinunter, so wie er war. Da hatten sich seine
Säue über den Garten hergemacht und verwüstet.
Nicht zu rechnen die edlen Rosen und kleinen Obst-
bäumchen, die da zerbrochen und verdorben waren.
Irgend jemand mußte aus Bosheit die Tür des
Schweinestalles geöffnet haben.

Am Freitag stülpte die Magd des Thomas Schram
dem Knecht des Merth Markus eine Bütte voll Wasser
über den Kopf, als er am Brunnen vorüberging. Der
Knecht zog sein Messer und sagte, er wolle sie nieder-
stechen wie eine Sau. Aber da setzten sich alle Mägde
wider ihn, gossen Wasser über ihn aus und warfen ihm
Steine an den Leib, daß er sich schleunigst aus dem
Staube machen mußte.

Am Samstag wollte der Bäcker Hanns Kleinfeindt,
der des Jakob Klogler Nachbar war, über seinen Hof
gehen. Als er über die Jauchengrube hinschritt, brach
plötzlich ein Brett ein, und der Bäcker sank bis an den
Hals in den Unrat. Und er wäre vielleicht sogar ganz
erstickt, wenn ihn nicht einer der Gesellen von der Back-
stube gesehen hätte und ihm zur Hilfe gelaufen wäre.
Als man ihn herauszog, schaute der Schuster Klogler
über den Gartenzaun und lachte recht höhnisch: er wisse
jetzt, wie man die Bäcker lausen müsse, wenn man sie
recht stimmen wolle, und der Nachbar würde sich jetzt
wohl kein zweites Mal mehr unterfangen, den Riegel am
Schweinestall aufzumachen. Am selben Tag wäre dem
Maler David Konrad von des Franz Gerollt einem
Gesellen mit einem Bolzen beinahe ein Auge aus-

geschossen worden. Und am späten Abend gab es noch einen großen Widerpart der Hausfrauen gegeneinander auf offener Straße. Sie fuhren sich mit solcher Macht in die Haare, daß manche von ihnen ein Büschel davon in Händen behielt.

Da ließ der Bürgermeister Gottfried Myrtha noch vor Nacht für morgen Sonntag eine außerordentliche Sitzung des Rates zusammenrufen.

Nach der Messe kamen sie alle in die Sitzungsstube, und nicht einer fehlte. Es war aber, als ob man zweierlei Arten von Bestien, die sich miteinander nicht vertragen, in einen Käfig gesperrt hätte. Sie gingen umeinander herum, knurrten, fauchten, bleckten die Zähne, gerade, als ob sie jetzt und jetzt schon zuschnappen wollten. An den braunen, mit Holz bekleideten Wänden standen in halber Höhe auf dem umlaufenden Gesimse lustige Tänzerfiguren. Die waren aus Holz geschnitzt. Mit allerhand absonderlichen Grimassen sahen sie auf die Versammlungen herab, die in diesem Raum stattzufinden pflegten. Ihre Glieder waren recht seltsam verrenkt und gegeneinander verdreht. Sie zeigten auf ihrem Gesims die Stellungen der Sarabande, der Courante, Gigue und Allemande und noch vieler anderer Tänze mehr. Denn der große Saal diente bisweilen auch den Tänzen und feierlichen Reigen bei großen Festen. Heute aber sahen die Tänzer recht verwundert drein. Denn da unten ging es gar nicht so friedlich zu wie sonst, war auch kein Gähnen und Maulaufreißen und heimliches Schlafen, sondern eitel Lärm und Kampfbegierde.

„Es geht nicht so weiter," begann Gottfried Myrtha seine Rede, „der Geist der Zwietracht ist in die Stadt gefahren. Und man muß trachten, Ordnung zu machen. Wohin sollen wir kommen, wenn Bürger gegen Bürger steht?"

Aber da schrien beide Parteien auf ihn los. Daran hätte schon längst gedacht werden sollen. Und es sei eine Schmach und Schande, was die Jesuiten und ihr Anhang sich herausnähmen. – Nein: die Dominikaner und ihre Spießgesellen wollten die ganze Stadt beherrschen und allen Gewalt antun.

Gottfried Myrtha stand auf keiner von beiden Seiten. Denn er hatte keinen Jungen, der in die Lateinschule gegangen wäre. Deshalb wurde er von beiden Seiten arg befehdet. Er stand aber wie eine Mauer und wartete, bis er wieder zu Worte kam. Dabei besah er seine Hände und ließ seine Ringe blitzen.

„Es ist ein betrüblicher Anblick," fuhr er fort, „und hat ein arges Ansehen, wenn die Gemeine so in Unfrieden gefallen ist. Es ist nicht meines Amtes, zu entscheiden, wer recht hat, und wer im Unrecht ist. Aber es ist unsere Pflicht und Schuldigkeit, den kostbarlichen, goldenen Frieden an der Hand zu nehmen und ihn in unsere Stadt zu geleiten."

Er schere sich den Teufel um den goldenen Frieden, schrie der Schneider Hanns Brenn, der Ratsherr Merth Markus habe ihm ein Tuch geliefert, das unter den Händen zu Stücken zerfalle. Und er müsse ihm dafür eine Buße geben. Damit ging der Schneider auf Merth Markus los. Wiewohl der Schneider kein sehr

mutiger Mann war, so war es Merth Markus noch minder. Er lief eilends davon, hinter den großen, grünen Kachelofen in der Ecke und umfaßte ihn mit den Armen, als ob er ihn besteigen wollte.

Seine Freunde warfen sich dem wütenden Schneider entgegen und hielten ihn fest. „Laßt sie nur, die Dominikaner," riefen die von der Gegenpartei, „sie wissen noch nichts davon . . ."

„Was wissen wir nicht?"

„Daß der Pater Binder nun doch selig gesprochen worden ist. Wir haben Nachrichten aus Rom . . . er ist selig gesprochen worden und darf Gebete empfangen . ."

Das fuhr freilich wie ein Unwetter unter die Partei der Dominikaner. Sie zogen die Köpfe ein und ließen die Arme hängen. Das war ein schlimmer Schlag. Aber dann kamen sie nur in um so größeren Zorn. Sie schlugen um sich, als ob sie hirnschellig geworden wären und drangen mit geballten Fäusten auf den Feind ein. Da setzte es ein paar mächtige Stöße und Schläge von hüben und drüben. Herr Elias Greinell ward von einem gewaltigen Kämpen so wild gegen die Mauer geworfen, daß einer der hölzernen Tänzer auf dem Sims ins Wanken geriet und herabfiel. Hierdurch geriet das arme Sarabanden-Männlein dem zornigen Malermeister David Konrad in die Hände. Der warf es mit einem kräftigen Schwunge nach dem Kopf des Herrn Thomas Schram. Aber der bückte sich gerade noch zur rechten Zeit, als ob des Kaisers Majestät vorbei käme. Und so flog das Männlein über ihn hinweg und geradenwegs beim Fenster hinaus. Auf der

Straße blieb es mit zerschellten Gliedern liegen. Und die beiden Heerhaufen der Jungen, die da vor dem Rathaus standen, stürzten sogleich aufeinander los, jeder willens, dem andern nicht ein Stück der Beute zu überlassen. Also daß die Scharwache unter das Gewehr treten und beim Tor hinauslaufen mußte.

Inzwischen hatte oben im Saale der Bürgermeister versucht, die Vernunft wieder auf den Damm zu bringen. Aber Hanns Brenn, der rasende Schneider, hatte den großen Tintentopf ertappt, der vor des Stadtschreibers Sitz stand, und ihm dem Bürgermeister auf den Kopf gestülpt. Da rann denn der schwarze Saft dem gestrengen Herrn über das Antlitz, daß er, im Augenblick verwandelt, dastand wie der Mohr im fremden Land. Die Halskrause war hin und das neue Sonntagswams und sogar bie seidenen Strümpfe bekamen böse Flecken.

Aber die Missetat des Schneiders hatte ihre guten Folgen. Denn kaum hatten die Ratsherren ihr Oberhaupt als Mohren erblickt, so begannen alle zu lachen. Und in diesem Lachen wurden sie alle einig, wie sie denn doch im Grunde gute und verträgliche Nachbarn waren und nur durch die sonderbaren Ereignungen der letzten Zeit an verschiedenen Strängen zu ziehen begonnen hatten.

So kam es denn, daß zum Ende ein Beschluß gefaßt wurde: man solle an die Patres Jesuiten und die Patres Dominikaner zu gleichen Teilen Bitte und Geheiß ergehen lassen, daß alle weiteren Umtriebe und Feindseligkeiten eingestellt würden.

Als der Rektor der Jesuiten, Herr Ermanno Fistanelli, den Ratsbescheid erhielt, lächelte er sanft und mitleidig, faltete das Schreiben zusammen und legte es zu unterst in die abgelegenste Lade seines Schreibtisches. Jetzt hatte er einen gebratenen Märtyrer, der selig gesprochen war. Und es kam ihm nicht bei, das Heft aus den Händen zu geben.

Als der Guardian der Dominikaner, Herr Kaspar Schenauer, den Ratsbescheid erhielt, schlug er mit der Faust auf den Tisch, drückte das Schreiben zu einem Knäuel und warf diesen mit großer Kraft in die Ecke des Zimmers. Jetzt war der Kampf einmal aufgenommen worden und mußte bis zum Ende geführt werden. Jetzt mußte sich erweisen, wer stärker war.

Wer am meisten Vergnügen von dem entbrannten Zwist hatte, das war der Meister Malt Hellefeuer. Denn die stets wechselnden Ereignungen und Vorkommnisse gaben hundert Vorwände, die Schürze wegzulegen und das Ausgehwams anzuziehen.

„Ich muß wohl nachsehen, ob die Studenten heute wieder aneinander geraten sind?“

„Ich muß wohl nachsehen, was der Bäcker Hanns Kleinfeindt unserm braven Meister Klogler angetan hat, als Entgelt für das Bad in der Jauchengrube?“

„Ich muß wohl nachsehen, ob des David Konrad sein böses Auge schon wieder gut geworden ist.“

„Ich muß wohl nachsehen, ob der Richter Elias Greinell sich wieder von seinem Schrecken erholt hat, weil er doch vor kurzem in der Ratsstube aufs allerhöchste ist verunglimpft worden.“

Und fort war er. Seine Gattin, die sonst dem Meister auf die Beine und die Finger sah, daß er nicht ausging und die Geldschatulle wohl in Ruhe ließ, hatte nichts einzuwenden. Es sei ihr ganz nach dem Sinn, sagte sie, daß er auszöche, um Nachrichten heimzubringen. Zuerst hatte er immer den Gesellen Betscholt aufgefordert, sich zu ihm zu halten, weil doch in diesen unsicheren Zeiten zwei besser gingen als einer. Aber Betscholt gab zur Antwort, die Arbeit mache sich nicht allein. Und darin gab ihm die Meisterin recht. Es war nur zu verwundern, daß die Arbeit doch nicht fleckte, trotzdem der Geselle immer zu Hause blieb.

Malt Hellefeuer zog also auf Kundschaft aus. Er zog bei beiden Parteien herum. „Ich brauche ja keinem zu sagen, was ich von diesen Dingen halte, und was es nach meinem Erachten mit diesem Ahasverus für eine Bewandtnis hat." So pflegte er daheim zu sagen. Und danach richtete er seine Reden ein. Wenn er mit den Dominikanern beisammen war, so richtete er sein Geschütz gegen die Jesuiten, und wenn er bei den Jesuiten saß, so zog er gegen die Dominikaner los. Und so kam es, daß er von beiden Parteien traktiert wurde und keinen Tag ohne einen Zopf, der unter keiner Perücke zu verstecken war, nach Hause kam.

Auch Huffelin hatte seine helle Freude an dem Kriegslärm. Er fand es sehr spaßhaft, daß die Studentlein so schön raufen konnten und mit dem Degen fechten, wie die Brüder von der Universität. Und daß die Alten auch einander so auf dem Kragen saßen.

Eines Tages war er draußen vor der Stadt gewesen

und hatte den Weinberg seines Gastfreundes besucht und wohl betrachtet. Die Beeren standen in den Trauben dicht beisammen und doch wieder nicht so enge, daß es ihnen an Licht und Wärme gemangelt hätte. Sie rundeten sich und waren prall von lauter Saft. Es versprach alles ein gutes und gesegnetes Jahr für den Wein.

Als er gegen die Stadt zu kam, bemerkte er etliche Haufen von den Studenten der Patres Jesuiten. Die lungerten vor dem Tor im Straßengraben und auf den Feldrainen und waren mit Degen und Schleudern wohl versehen.

„Hallo, Kameraden," rief er sie an, „was macht ihr denn hier?"

Da räkelte sich ein langaufgeschossener Junge aus dem Graben: „Wir warten," sagte er. Dabei machte er eine Miene wie ein alter Kriegsmann und schlug auf seinen kurzen Degen, daß es klirrte.

„Wer soll euch denn da wohl des Weges kommen?"

„Die andern, die Hundsfötter von Dominikanerstudenten. Die haben uns durch einen Boten herausfordern lassen. Sie haben uns sagen lassen, daß sie heute wollten vor das Tor kommen und unsere Sache zur Entscheidung bringen." Damit warf sich der Student wieder auf seinen Platz, als hätte er nicht gemeines Gras unter sich, sondern eine Streu von Lorbeeren, wie sie einem Sieger geziemt.

Da beschloß Huffelin zu bleiben, und sich die Sache anzusehen, wie wohl dieser trojanische Krieg ausfallen würde. Setzte sich also neben eine Linde, zog die

Beine an und wartete mit den anderen. Da hörte er um sich herum ein gewaltiges Renommieren von Heldentaten, die schon begangen worden waren, und die man noch zu verüben gedachte. Einige sprachen auch Lateinisch. Und Huffelin merkte an den Phrasen, daß die aus dem gallischen Krieg des Julius Cäsar waren. Wenn sie von ihren Haufen sprachen, so sagten sie nicht anders als die Legiones. Und jeder Anführer war ein Centurio.

Nach einer Weile kam auch wirklich aus dem Tor ein starker Trupp der Feinde. Und hernach wieder einer und noch später ein dritter. Die verzogen sich zunächst ins Feld, daß die Torwache nichts merken sollte, und sammelten sich weiter draußen wieder. Auch die waren mit Degen und Stöcken und Schleudern gerüstet und bückten sich allerwegs nach Steinen, die sie in die Tasche steckten.

Indessen waren aus den Büschen und hinter den Hecken die Cohorten der Jesuitenstudenten hervorgekrochen und wandten sich dem Gegner zu.

„Alea jacta est. Dulce est pro patria mori," rief ihnen Huffelin noch zu. Dann begann der Kampf. Mit einem schrecklichen Geheul wie zehntausend Hunde, denen man in die Schwänze gekniffen hat, gingen die Parteien aufeinander los. Zuerst begannen sie mit Steinen zu schießen.

„Die werfen zu stark," schrie ein kleiner Junge, der immer den Kopf einzog, wenn ein Stein an ihm vorbei surrte.

„Laß sie nur," brüllte ein Centurio dawider, „so

werden wir wenigstens im Schatten fechten." Bumms, hatte er einen Stein an der Nase, daß ihm gleich das Blut in hellen Strömen hervorschoß.

Da wischten die Größeren mit ihren Degen vom Leder und begannen, den Feind anzustürmen, als ob sie alle zusammen brennende Zündschwämme dort eingelegt hätten, wo es am meisten beißt. Wie die anderen nun den Ernst verspürten, gingen sie auch nicht schlecht dawider an. Nun war kein Steinwerfen mehr. Mit Zähnen und Fäusten fielen sie einander an, rauften sich an den Haaren und an den Ohren und gaben einander ihre Stärke genugsam zu erkennen. Bald war einer oben, bald unten, bald drängten die, bald jene die anderen vom Fleck, und keiner wollte weichen.

Huffelin lachte vor Vergnügen, wie die Buben so wacker raufen könnten. Es war ihm doch beinahe, als jucke ihn sein Degen an der Seite.

Der Kampf zog sich herum und zerschlug sich in ein Gewirbel von einzelnen Haufen. Aber zuletzt war es doch, als gewännen die Jesuitenstudenten die Oberhand. Der Feind wich an einigen Stellen zurück, und mit großem Geschrei eiferten die Freunde einander an, den anderen zu zeigen, daß sie die Meister zu bleiben gedächten.

Von den Weinbergen her, auf einem schmalen Feldweg, kam ein Frauenzimmer geschritten. Sie trug eine Bütte auf dem Rücken und ging trotz der Last stark und gerade. „Die kommt just nicht zur rechten Zeit," dachte Huffelin, als er sie sah, „ein solches Gemetzel taugt nicht für die Augen eines Frauenzimmers. Jetzt wird sie alsbald Zeter und Mordio schreien."

Aber die Frauensperson tat nichts dergleichen. Sie erreichte die Straße, sprang über den Graben und wandte sich der Stadt zu; das Getümmel, das gerade vor ihr am ärgsten war, schien sie gar nicht zu kümmern.

„Was Teufel," murmelte Huffelin vor sich, „die hat es in sich, der scheint alle frauenzimmerliche Angst und Bangigkeit gänzlich zu ermangeln."

Indem hatte die ganze Rauferei ihre Entscheidung genommen. Den Dominikanerstudenten war der Buckel vollgehauen, und sie rissen jetzt eben auf der ganzen Linie aus. Nur auf der Straße war noch ein Knäuel, der nicht auseinanderkommen konnte. Da schienen sie irgendeinem den Rückzug verlegt und ihn noch besonders vorgenommen zu haben. Es war ein Winseln, Quieken und Schreien aus dem Haufen, als ob da ein Ferkel an den Spieß gesteckt wäre.

Gerade als das Frauenzimmer an dem Haufen vorbeigelangen wollte, riß sich etwas aus dem Knäuel los und flog gleich einem Ball gegen ihre Röcke. Der Ball war nichts anderes als ein kleines Studentlein, dem sie da mitgespielt hatten. Und als der Bube in die Röcke des Frauenzimmers griff und sah, daß da jemand Erwachsener war, raffte er sich auf und floh heulend hinter den Rücken der Person. Aber die anderen waren wie der Wind hinter dem Buben drein und umstellten die zwei, daß sie keinen Schritt machen konnten. Sie waren wohl der Meinung, daß des Jungen Jacke noch nicht ganz voll sei.

Aber das Frauenzimmer fuhr ihnen unsanft entgegen: „Was wollt ihr wohl, he? Schämt ihr euch

nicht, zu zwanzig über einen herzufallen. So große Bengels wie ihr über den armen Buben." Dabei faßte sie den Geflohenen an der Hand und zog ihn ganz zu sich heran.

Die Bedränger aber erhoben neuerdings ein Geheul. Sie solle ihnen den Kerl herausgeben, er habe einen Centurio mit einem Stein zwischen die Augen geschossen, daß der wie ein Sack hingefallen sei. Und sie würden es nicht zulassen, daß sie um die Rache gebracht würden.

„Ich habe nicht Zeit, mich mit euch hier mitten auf der Straße zu verweilen," antwortete das Frauenzimmer, „gebt mir meinen Weg frei."

Da begannen die Jesuitenstudenten neuerdings um sie zu drängen. Einige erhoben die Knüttel und die Fäuste, und einer trat vor, streckte die Hand nach dem heulenden Studentlein und wollte es wegreißen. Aber da saß ihm in einem Hui des Frauenzimmers Hand im Gesicht, daß es nur klatschte. Und dann ging es nach links und rechts in den dichten Haufen hinein, lauter Ohrfeigen, eine immer saftiger als die andere. Es war, als ob der Schwung dieser Hand gar nicht mehr zur Ruhe kommen wollte.

Und mit einem Mal tat es noch einen Riß im Wirbel, und Huffelin stand neben dem Frauenzimmer und reckte die Fäuste vor. „Ihr Höllenbande übereinander," rief er den Jungen zu, „jetzt ist es aber wirklich genug. Gebt uns in des Teufels Namen den Weg frei, oder ich krache euch die Köpfe zusammen, daß euch die Ohren klingen sollen. Manete retro. Marsch auf die Schul-

bänke zurück und eure Spickhölzer eingesteckt, sonst werdet ihr die Hasen sein, die hier eingesalzen werden."

Etliche wollten dawider murren, fletschten die Zähne, zuckten auch mit den Armen, als ob sie sich nicht ruhig halten wollten. Aber die Gescheiteren zogen sie am Wams zurück, denn es war ja zu sehen, daß der Geselle nicht gesonnen war, mit sich Spaß treiben zu lassen.

„Kommt," sprach Huffelin zu dem Frauenzimmer, „ich will Euch bis an euer Haus bringen."

„Ich will dem Herrn nicht zur Last sein. Ihr braucht Euch meinetwegen nicht zu mühen."

„Ihr könntet wieder ins Gedränge kommen."

„Da dürft Ihr ohne Sorge sein. Ich komme schon wieder heraus."

„Ei, der Tausend, die Jungfer hat Kurasch. Aber es ist wahr, Sapperment, Ihr habt brav zugeschlagen. Indessen, es war doch gut, daß ich zugegen war."

„Ich habe keine Ursache, Euch zu danken. Wär' auch allein zurecht gekommen. Viele Zahnstocher geben auch eine Hitze!" Und dabei besah sie ihre rechte Hand, mit der sie vorhin ihre braven Kopfstücke ausgeteilt hatte.

„Ihr seid mit dem Mund nicht schlechter beisammen als mit der Hand," sagte Huffelin, „möchte mich mit Euch nicht eines ernsthaften Spieles unterwinden. Immer wacker losgerieben, als ein rechtes Reibeisen."

„Ihr könnt mich auch meinen Weg allein machen lassen, wenn ich Euch zu scharf und kratzig bin. Ich hab' Euch nicht gebeten, mit mir zu gehen."

Aber Huffelin ließ sich seine Gäule nicht abspannen. Es fiel ihm nicht bei, das Frauenzimmer allein zu

lassen. Dazu fand er sie viel zu wohlgeraten, mit ihren breiten Schultern und den runden Armen, die bis über den Ellenbogen bloß waren. Ihre Wangen waren rot und mit leichtgebräunten Sommersprossen da und dort bedeckt. Die Augen sahen gerade aus und hatten nicht einen Blick für den Begleiter, der gern den Galan gespielt hätte, wenn ihm die Jungfer nur dazu hätte ein wenig mehr Mut machen wollen. So konnte er nur neben ihr hergehen und mit allerlei Redensarten versuchen, sie aus ihrer Hinterhältigkeit hervorzukriegen. Das Studentlein zottelte hinterdrein, hielt sich dicht zu ihnen und sah sich nur bisweilen um, ob ihm seine Feinde nicht doch auf den Fersen geblieben wären.

Was sie denn da in der Bütte trüge, fragte Huffelin, nachdem er mehreres versucht hatte, was sie hätte zu freierem Reden bringen sollen.

Es sei nichts als gute Ackererde für das Gärtlein, die sie vom Feld geholt habe. Denn im Gärtlein sei der Boden schon so ausgesogen, daß er müsse notwendig erfrischt werden.

Huffelin riet bei sich darauf, daß dieses Frauenzimmer eine dienende Person sein müsse. Er sah ihre Kleidung an. Die war wenig prunkvoll und adelig, sondern von gröbstem Stoff und Schnitt. Ein faltiger Rock und eine große blaue Schürze, ein Leibchen aus derbem Zeug, unter dem die Hemdärmel bis zum Ellenbogen heruntergingen, die Haare glatt nach hinten gestrichen und in ein Netz zusammengefaßt. So sahen die Mägde aus.

Daneben ging Huffelin wie ein rechter Stutzer einher. Mit seinem seidenen Wams und seinem feinen Mantel darüber, den weiten, unten mit Spitzen besetzten Hosen, den Sporenstiefeln, die oben breit offen standen, dem wallonischen Reiterkragen, dem Degen an breitem Bandelier, dem Hut mit der wallenden Feder und der neuen goldgewirkten Hutschnur, die ihm Herr Seidenader verehrt hatte. Ein Mann, der sich à la mode trug, neben einer Magd. Und Huffelin fand es recht eigentlich verwunderlich, daß er so neben der Frauensperson einherging, am hellen lichten Tag, durch die Straßen der Stadt, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen, was für Gedanken sich die anderen darüber machen könnten.

Und er ging neben ihr einher, bis zu des Herrn Richters Elias Greinell Haus. Und als er zum Abschied seinen Hut abnahm wie vor einem Fräulein, da hatte er so viel erfahren, daß sie bei Herrn Elias Greinell als Magd in Diensten stand, und daß sie Hermenegild hieß und Gilda gerufen wurde.

Huffelin sah noch das Haustor an, das Gilda nicht eben sanft geschlossen hatte, als der Lateinschüler seinen Arm berührte und sagte: „Domine, gratias ago Vobis, quoniam me ex iniquitate . . .," aber da konnte er nicht weiter, denn er war noch klein und des Lateinischen nicht genug mächtig.

Aber Huffelin gab ihm einen freundlichen Klaps an den Kopf, „. . . extraxistis! Amen," ergänzte er. „Et nunc ad matrem!"

Siebentes Kapitel.

Wie es dem Lübecker auf dem Schloß erging.

Auf dem Schloß über der Stadt wohnte der alte Graf Drostenhoff. Der gehörte zu dem großen, verzweigten und mächtigen Geschlecht der Drostenhoff, die in Niederösterreich, dem Tirol und Bayern viele Schlösser und Burgen hatten und beim Kaiser in Wien hohes Ansehen und Gunst besaßen.

Von allen Schlössern und Burgen der Drostenhoffs gehörte dem Grafen Siegismund Drostenhoff nur diese eine, mit den wenigen Äckern, Auwäldern und Weinbergen, die hier in der Umgebung lagen, und mit ein paar hundert Bauern in einem Dorf.

Und dabei hatte der Graf einst über mehr als ein Dutzend Schlösser geherrscht und über so viel Land, daß ein kleiner Fürst hätte mit einem solchen Besitz zufrieden sein können.

Es war aber nicht der Wein, der den Grafen Siegismund um den Glanz seiner Herrschaft gebracht hatte. Obzwar der Graf gern die Kehle weit machte, um einen tüchtigen Schluck hinunterzugießen.

Und es waren auch nicht die schönen Frauen, die der Graf in seiner Jugend zu Wien und auf seinen Reisen zu Paris und London karessiert hatte. Denn er war nicht so dumm gewesen, lange zu verweilen, wo man ihn nur wegen seines Geldes und nicht wegen seiner Person gern litt.

Sondern es waren die Würfel, obzwar der Graf kein wüster Spieler war und niemals aus dem Spiel

eine Leidenschaft und Wissenschaft gemacht hatte. Und eigentlich war es nur eine übermütige und unversehens angeflogene Laune, die ihn sein großes Vermögen gekostet hatte.

Das war zu Prag gewesen, im Jahre 1620, bevor der Winterkönig noch die Schlacht am Weißen Berge verloren hatte, und bevor ihn die Flugblätter als englischen Pikelhäring abkonterfeiten. Damals war der Graf zwanzig Jahre alt gewesen. Und die jungen Edelleute, in deren Gesellschaft er in jener Nacht gewesen war, waren ebenso alt oder nicht älter als er. Aber er war der einzige Katholik unter den Utraquisten, und das hatte einem aus der Kumpanei den Gedanken eingegeben, eine Wette vorzuschlagen. Es sollten die Würfel über die Einheit des Glaubens Recht sprechen. Wenn das Spiel sich für den Grafen entschied, so wollten alle fünfzehn utraquistischen Edelleute, wie sie hier saßen, den Glauben des Grafen annehmen. Wenn aber der Graf verlieren sollte, so müßte er gehalten sein, sich zu den Utraquisten zu schlagen.

„Und so sollte der Zwist im ganzen heiligen römischen Reich auch durch ein Würfelspiel zu entscheiden sein," hatten alle durcheinandergejohlt.

Der Graf hatte das Spiel gehalten. Es machte ihm Freude, als einziger 15 brave Edelleute aufzuwiegen. Aber die Würfel hatten sich gegen ihn gewendet, und er verlor. Um ein einziges Auge zwar, aber das Spiel war verloren. Da hatte der Graf nach seinem gegebenen Wort den Glauben seiner Väter und seiner ganzen Familie verlassen und war Utraquist geworden.

Und weil er nichts halb tun wollte, was er tat, so hatte er sich von nun an mit seiner ganzen Kraft für den Winterkönig eingesetzt.

Und so war er mit ihm ins Unglück geraten. Er war zum Tod verurteilt worden. Aber weil es doch nicht anging, daß einer aus dem Geschlecht der Drostenhoffs als Rebell enthauptet werde, so hatten sich seine Verwandten beim Kaiser zu Wien für ihn eingesetzt und seine Begnadigung erwirkt. Doch die Güter waren ihm bei diesem Anlaß eingezogen worden, und er hatte nichts behalten als die magere Herrschaft, das Dorf mit den paar hundert Bauern, und das Schloß, auf dem er saß.

Weil der Graf aber einen harten Kopf hatte, mit dem man hätte Mauern einrennen können, so blieb er auch weiter bei dem Glauben, der ihm durch die Würfel zugefallen war. Er selbst befand das als recht und gut, obzwar er sich sonst den Teufel um Glaubenssätze scherte und die eine Religion nicht geringer und nicht höher schätzte als die andere. Aber er hielt an seinem Wort fest. Das wollte ihm seine ganze Verwandtschaft nicht gelten lassen und machte ihm mehr als einmal den Vorschlag, ihn durch den Papst als einen guten Katholiken, der nur zeitweise vom Teufel verführt worden war, in seinem Gewissen zu erlösen. Als Graf Siegismund davon nichts hören wollte, wandten sich alle von ihm ab und überließen ihn sich selbst.

So hauste er auf seinem Schloß mit einer entfernten Nichte, dem Junker Fridolin, dem Burgkaplan

Doktor Coelimpatius, der eigentlich Mathias Klempat hieß, und dreizehn und einem halben Reisigen, die seinen Heerbann bildeten. Denn der alte Eberhard konnte nur für einen halben Mann gelten, dieweil er nur ein Auge hatte, taub und lahm war und an Beulen litt, die immer am Hals begannen und dann über den ganzen Körper spazierten.

Seit jüngster Zeit war noch der Lübecker zu den Bewohnern der Burg gekommen.

Und der war nicht nur in das Turmzimmer, sondern auch in das Herz des alten Grafen eingezogen. Die Brücke aber war die edle Musika gewesen.

Daß der Doktor Coelimpatius ihn aber damals an der Hand genommen und über diese Brücke geführt hatte, das hatte seine eigene Bewandtnis gehabt. Die Ursache war keineswegs Begeisterung und herzbrüderliche Neigung für die göttliche Schönheit der Melodia und Harmonia gewesen, sondern recht eigentlich der zinnene Krug, aus dem der Graf am Abend vorher seinen letzen Trunk getan hatte. Dieser zinnene Krug, war, nachdem ihn der Graf geleert hatte, zugleich dessen letztes Argumentum in seinem Zank mit dem Burgkaplan gewesen.

Der sehr gelehrte Doktor Coelimpatius war ein trefflicher Poet, Kenner der edlen Sprachen, der Grammatik, Logik, Rhetorik, der geheimen Wissenschaften und des Hebräischen, aber von der göttlichen Musika verstand er so viel wie der blecherne Wetterhahn auf dem Schloßturm von Astronomie. In theoria wußte er von alten Tonarten, von phrygischen und

lydischen Skalen, von der Reform des Kirchengesanges übergenug anzugeben, in praxi aber konnte er den Grundton von der Quinte nicht unterscheiden. Für gewöhnlich hütete er sich sorgsam, sich bei solcher Unkenntnis ertappen zu lassen. Manchmal aber, wenn ihm der Wein in die Krone gestiegen war, dann fuhr der Geist des Widerspruchs in ihn, und er behauptete, ein Ton sei wie der andere und die ganze Musika sei nichts als eine Medizin, mit der der Teufel die Jungfern mürbe machen wolle.

Aber da konnte der Graf nicht schlecht aufbegehren. Nichts ging ihm so nahe, als wenn ihm einer seine Musika verschimpfieren wollte. Er liebte auch gute Bücher, ein schön geschnitztes Möbel, einen damastenen oder gewirkten Wandbehang, einen bronzenen Leuchter, aber die Musika stand ihm über allem. Wenn in seiner Kasse nicht immer eher Dürre als Hochwasser gewesen wäre, so hätte er sich wohl sein ganzes Schloß mit schönen und wertvollen Dingen vollgestopft. Vor allem aber hätte er sich dann eine Kapelle gehalten, mit ein paar verschnittenen Knaben, wie er sie zu Rom in der Peterskirche singen gehört hatte.

Am Abend vor der Auffindung des Lübeckers nun hatte der Geist des Widerspruchs in dem guten Doktor Coelimpatius eine wüste Orgie angestellt und hatte ihn angetrieben, dem Grafen mit unsinnigen Meinungen und mißverständlichen Auslegungen über das Wesen der Musika zuzusetzen. Der Graf hatte entgegnet, zuerst mit Worten, dann mit Werken, indem er einem Sessel das Bein abbrach und damit auf den Tisch

polterte. Und zuletzt hatte er seine zinnene Kanne dem Doktor Coelimpatius an den Kopf geschmissen.

Auf dieses letzte Argumentum war nun der Kaplan in sich gegangen. Und am nächsten Morgen hatte er bei sich bedacht, wie er es anstellen solle, um die Wolken von der Sonne der Gunst seines gräflichen Herrn zu zerstreuen. Da war der sangeskundige Gesell in der Ratskellerei gerade wie vom Himmel gefallen. Und er hatte sich in seiner Rechnung auch nicht geirrt. Der Graf hatte den Lübecker empfangen wie die Apostel den heiligen Geist am Pfingstfest.

Ein paar Tage später hatte der Graf seinem Gast schon seine Raritäten gezeigt; sogar jene ganz besonderen, die er sonst nur seine besten Freunde sehen ließ. Da war vor allem die Sammlung altertümlicher Waffen, die im Erdgeschoß untergebracht war. Unter diesen wieder in erster Reihe der berühmte Harnisch des Zwergkönigs Laurin. Das war ein Rüstungsstück nicht größer als für einen zwölfjährigen Knaben. Aber reich in Niello gearbeitet und so fest gefügt, daß man ihm ansehen konnte, er sei für den Ernst bestimmt gewesen.

„Ich bin immer der Meinung gewesen," hatte der Lübecker gesagt, „daß der Zwergkönig Laurin sein Heim bei der Burg Tirol hat. Ich bin auch dort vorbei gekommen. Und da haben sie mir eine Höhle gezeigt, in der der Zwerg Burzinigale seine Hausung hat, mit Beifügen, daß dieser Zwerg Burzinigale kein anderer sei als der König Laurin, der im Rosengarten gesessen ist."

Aber da hatte der Graf den Kopf geschüttelt: „Er ist schlecht berichtet, Lieber. Dieser Zwerg Burzinigale ist ein Tropf und Schlucker, der sich von König Laurin nur den Glanz geborgt hat. Der wahre Zwergkönig Laurin, derselbe, den der Held Dietrich überwunden hat – welchen als einen arianischen Ketzer nachher der Teufel geholt hat –, besagter Zwergkönig Laurin ist nach seiner Überwindung und Besiegung ein Gaukler geworden. Er ist durch alle Lande gezogen bis zu den Türken und Heiden, ist auch ins Venetische und nach Rom gekommen und auf seiner Fahrt auch hier gewesen. Und weil ihm hier das Geld ausgegangen ist, wie es bei Fahrenden öfters sich zu ereignen pflegt" – hier hatte der Lübecker mit dem Kopf genickt –, „hat er bei seinem Herbergswirt diesen Harnisch versetzen müssen. Hat ihn aber hernach nicht wieder ausgelöst. Da hat ihn denn mein gottseliger Großvater um zwölf Goldgulden erstanden."

Und weil der Graf vorhin des Helden Dietrich Erwähnung getan hatte, der als ein Ketzer vom Teufel geholt worden war, und weil ihm seine Leber wieder ein absonderliches Drücken verursachte, hatte er hinzugefügt: „Jetzt wird mich auch wohl bald der Teufel beim Kragen haben."

„Das wolle Gott verhüten," hatte der Lübecker erwidert.

Hierauf hatten sie ein prächtiges Geschützrohr besichtigt, das auf einem Ehrenplatz stand. Es war ein Stück aus vergoldetem Metall, in Form einer Säule, deren Kapitell die Mündung bildete, über und über

mit Ornamenten und Figuren geschmückt, mit Trophäen und Fahnen, Löwen und Chimären, alles sauber ausgeführt und mit rechter Kunst erdacht. Nahe dem unteren Ende war das gräfliche Wappen angebracht, die drei Hufeisen auf schrägem Balken im Felde, und bewacht war es von zwei wilden Männern mit Schurzfellen und Keulen. Die Griffe oben waren von zwei Delphinen gebildet.

„Was sagt Er wohl zu diesem Stück?" hatte der Graf gefragt.

Der Lübecker hatte das Stück genau betrachtet, dann hatte er geantwortet: „Meister Albert Benning aus Lübeck hat seine Sache gut gemacht. Es ist ein meisterliches Werk."

„Ihr kennt den Meister?" hatte der Graf erstaunt gefragt.

Da war der Gesell sehr verlegen geworden. Aber nach kurzem Besinnen hatte er gesagt: „Ihr seid so freundlich gegen mich gewesen, Herr Graf, daß ich gegen Euch nicht hinter dem Berge halten will. Ich will Euch meinen Namen nennen, obzwar ich ihn sonst niemanden mitteilen mag, da ich nicht gekannt sein will. Und ich weiß, daß mein Geheimnis bei Euch wohlaufgehoben ist. Wie sollte ich den Meister Albert Benning nicht kennen? Ist er doch mein Vatersbruder. Ich bin kein hergelaufener Gesell, sondern aus guter Familie, der ich freilich durch meine Aufführung viel Übles angetan habe."

Da hatte der Graf dem Lübecker die Hand gegeben, und wenn er ihn schon vorher in Ehren gehalten

hatte, so hielt er ihn von nun an fast wie seinesgleichen. Er zog ihn zu allen wichtigen Beratungen und Handlungen bei, und der Doktor Coelimpatius, in dem sich langsam eine Eifersucht aufstellte, wie ein Truthahnskamm, nannte ihn vor dem Junker Fridolin nicht anders als des Herrn Grafen Reichskanzler.

Am Morgen des 12. August saßen der Graf und der Lübecker auf dem Altan der Halle mit den Bogenfenstern. Von hier sah man gut auf die Stadt hinab. Der Marktplatz lag offen vor Augen, daß man die Menschen dort unten zählen konnte und mit einem Fernrohr auch ganz wohl hätte erkennen mögen. Es war ein heller und heißer Tag; und der heilige Berg gegenüber mit seiner Kapelle obendrauf und seinem Kreuzweg schien schon jetzt von der Hitze so schön braun wie ein Stück Schweinebraten, das dem Koch recht gut geraten ist.

„Wie lange ist es jetzt her, daß ich nicht mehr dort unten gewesen bin!“ sagte der Graf, nachdem er eine Weile hinabgesehen hatte.

„Warum zeigt Ihr Euch niemals in der Stadt? Ich weiß, daß sie es sich zur Ehre schätzen würden. Sie reden von Euch.“ „Ach was!“ fiel ihm der Graf in die Rede, „was habe ich mit ihnen zu schaffen. Es sind Krämer und Laussucher. Verstehen nichts von Musik, das ist eine böse Rotte. Da haben sie jetzt ihren trojanischen Krieg um einen Juden, der ein rechter Schwindler gewesen zu sein scheint. Hie Jesuiten! Hie Dominikaner! Das ist mir was Rechtes. Was gehen sie mich an.“

Nach einer Weile, in der der Graf in seinem Weinglas den Boden trocken gemacht hatte, fuhr er fort: „Ihr sollt heute mit mir auf mein Dorf hinausreiten.“

„Ich bin Euer Gnaden stets zu Diensten.“

„Ihr müßt wissen, in meiner Kasse ist wieder einmal Matthäi am Letzten. Da muß ich Gerichtstag abhalten, und die Bauern büßen, daß ich wieder zu Gelde komme.“

Und als der Lübecker verwundert dreinschaute, lachte ihm der Graf ins Gesicht: „Das ist ein guter Prozeß, den ich mir so für mich ausgedacht habe. Da stehen mir ein paar Morgen Land voll Weinstöcken. Es ist ein guter Wein, das kann ich sagen. Ihr trinkt ihn nicht ungern und werdet mir nicht unrecht geben. Aber nun hat es ein paar gute Jahre gegeben, und für heuer steht wieder eine reiche Fechsung zu erwarten. Da ist der Wein billig geworden, so billig, daß man ihn ohne Schaden beinahe nicht verkaufen mag. Was ist zu tun? Man kann doch auch nicht gut alles allein austrinken, so sehr man sich auch dazu hält. Da ist mir also vor etlichen zwei Jahren ein guter Gedanke eingekommen. Im Sommer, wenn meine Bauern Robottage haben, so müssen sie mir bis Mittag fleißig auf den Feldern arbeiten, daß sie vor Hitze recht ausgedörrt sind. Nachmittags aber steht unter einem Baum irgendwo im Schatten ein großes Faß Wein bereit. Und nun müssen sie mir bis zum Abend mit Trinken robotten. Ja – Ihr dürft mich nicht so groß ansehen. Das Trinken ist einen halben Tag lang Arbeit. Da hat jeder seine fünf Maß Wein

vorgeschrieben. Die müssen hinunter, ob es ihnen auch manchmal noch so gotterbärmlich ankommt. Mein Vogt gibt acht, daß sich keiner davon drückt. Wenn sie dann recht voll und vollgesoffen sind, dann fangen sie nach Bauernart miteinander Händel an. Und das ist nunmehr mein Schnitt und Verdienst. Die Kerle fallen übereinander her, und am Abend gibt es Beulen und blutige Köpfe, mehr als genug. Wenn sie einander im Dampf weidlich verdroschen haben, so verzeichnet mein Vogt die vorgefallenen Raufereien, und ich muß als Gerichtsherr darüber Recht sprechen. Da kann ich sie denn recht nach Herzenslust um Geld büßen, sage ihnen wegen ihrer unchristlichen Völlerei, daß sie Unfläter und Teufelsbraten sind, und so wird mir mein Wein besser bezahlt, als wenn ich ihn nach Wien an des Kaisers Tafel geliefert hätte. Ihr müßt mir wohl einmal ein lustiges Lied darüber machen."

Ehe der Lübecker antworten konnte, ob seine Poeterei einen solchen erhabenen Vorwurf gewachsen sei, kam der Tafeldecker Eustachius mit der Meldung, daß die Mahlzeit bereit sei.

Im Speisezimmer, das nach dem Schloßgarten hinaussah, fanden sie bereits den Kaplan vor. Er stand mit dem Rücken gegen den Kamin gelehnt, daß der marmorne Helmbusch des aufgesetzten Wappens gerade über seinem Kopf stand und las in seinem Brevier.

„Hallo!" rief der Graf, wir glauben Euch Eure Frömmigkeit, hochwürdiger Herr. Steckt das Buch weg."

Hierauf steckte Coelimpatius sein Brevier in die Tasche seines Talars und sah gen Himmel.

„Sieben Wochen Regenwetter! Was gibt's denn wieder?" murrte der Graf.

„Es zieht sich etwas zusammen!" sagte Coelimpatius, „dessen habe ich gewisse Anzeigung. Es geht mir immer durch den ganzen Leib, als ob ich sollte gerupft werden. Und dann ist es wieder so wie in einer Beule, die aufbrechen soll. Unser alter Eberhard hat auch wieder eben sieben Beulen an seinen Wanst bekommen." Das hielt der Doktor Coelimpatius immer für ein schlimmes Zeichen, wenn beim alten Eberhard neue Beulen ausbrachen. Er hatte es ausgekundet, daß dann immer irgendein Unglück kam.

„Unser Wettermännlein!" sagte der Graf, zur Hälfte unter Lachen, zur Hälfte ärgerlich. „Ich muß Euch draußen im Hof ein Glashaus machen lassen . . . Wasser hinein und eine Leiter . . . da könnt Ihr denn prophezeien."

„Spottet nicht! Böse Zeiten fressen den Gerechten gleichwie den Ungerechten."

„Welche Laus ist Euch denn über die Leber gelaufen?"

„Es wird etwas geben. Ihr sollt es sehen und Euch dann an den Doktor Coelimpatius erinnern. Gestern bin ich beim Rektor unten gewesen. Er tut sehr zuversichtlich und meint, daß er den Streit gewinnen wird. Dem Binder hat er schon die Seligkeit verschafft. Jetzt möchte er noch gar zu gern die Dominikaner und ihren Guardian unterdrücken."

„Merkt den Unterschied, junger Mann: Die Dominikaner machen's auf die alte Manier, plump, derb und mit Händen zu greifen. Die Jesuiten machen's feiner,

gewitzter, schläuer und mit einer Menge Verzierung und Schnicknack. Aber im Grunde wollen beide dasselbe."

„Ich soll solche sündhaften Reden nicht anhören, gräfliche Gnaden. Euer Liebden Seele liegt im argen. Sie ist wie ein Fisch im trüben Wasser. Aber am Ufer sitzt der göttliche Fischer und hat einen Wurm auf seinen Angelhaken gesteckt. Der Wurm ist das Wort, auf das der Sünder anbeißen mag, und der Angelhaken ist die göttliche Wahrheit, und sobald dieser Angelhaken einmal im Maule sitzt, so nützt alles Schlagen mit dem Schwanze nichts, als da ist die teuflische Neigung –"

„Ich bitte Euch, junger Mann, wollt mir um der Barmherzigkeit willen sagen, wozu ich als Ketzer mir doch diesen katholischen Kaplan, diesen Hektor der Rechtgläubigkeit und Alexander der rechten Erkenntnis auf meinem Schlosse halte?"

Da aber verzog der Kaplan das Gesicht und gab zu verstehen, daß er beleidigt war: „Wenn es nicht wegen des Seelenheils von Euer gräflichen Gnaden gnädigster Fräulein Nichte wäre, so könnte ich auch lieber heute als morgen von hier gehen. Euer gräflichen Gnaden allerwerteste Seele ist zähe wie ein gekochtes Sohlenleder."

Inzwischen waren das Fräulein Klara und der Junker Fridolin eingetreten und standen hinter den hohen Lehnen ihrer Sessel, wartend, daß der Graf das Zeichen zum Niedersetzen geben würde.

Fräulein Klara stand bereits im reiferen Alter, aber

sie ließ sich nicht gern etwas davon anmerken. Sie war in bunte Farben verliebt, und ihre modische Tracht, die genau nach französischer Ordnung zusammengepaßt war, strahlte in hellem Grün und Blau. Der Hals war frei und ließ sehen, wie schön weich das alles ausgepolstert war, mit kleinen Fettsäcklein unter dem Kinn und einem wohlgestopften Müllersack im Nacken.

Junker Fridolin war nicht wenig stolz, er hatte heute im Schloßgarten mit dem Blasrohr drei Spatzen und eine Amsel getroffen. Dann war er bei einem Besuch in der Gärtnerküche von der blonden Veronika um vieles freundlicher empfangen worden als sonst. Die Nase stand ihm deshalb noch höher, und nach solchen Taten durfte er sich schon für einen rechten Kerl halten.

Der Graf setzte sich, und die anderen taten nach ihm desgleichen.

Das Fräulein fand, daß der Herr Kaplan heute nicht bei kurzweiliger Laune sei.

„Ja, das hat auch seinen rechten Grund," sagte der Graf, indem er mit den Augen zwinkerte, „das Frauenzimmer war heute nicht bei ihm."

Dem Kaplan lief eine Hitze über das Gesicht. Er war willens gewesen, einen Flügel von dem gebratenen Huhn in anmutiger Weise zum Munde zu heben, aber da sank ihm doch gleich wieder die Hand herab.

„Ja, weiß Gott," fuhr der Graf fort und stieß den Lübecker, der neben ihm saß, mit dem Ellenbogen an, „sie läßt sich nicht kommandieren. Sie kommt und geht, wie sie will. Einmal des Nachts, einmal bei Tage. . ."

„Aber Oheim. . .“

Der Junker Fridolin war stockvergnügt und befand, daß der Kaplan aussah wie das Schaf, das Christus, der gute Hirte, auf dem Bild in der Schloßkapelle über den Schultern liegen hatte.

„Ich meine das Frauenzimmer, mit dem sich unser Herr Kaplan nun einmal eingelassen hat, diese heidnische Vettel, die Muse der Dichtkunst, und der er zugeschworen hat, nicht eher zu rasten, als bis er dreißigtausend Verse zu deinem Lobe beisammen hat.“

Junker Fridolin wollte sich vor Lachen ausschütten. Wenn der Graf den Kaplan wegen seines großen Lobgedichtes den Esel reiten ließ, so hatte er immer seine rechte Freude daran.

Der Kaplan aber hob den Hühnerflügel wieder langsam empor: „Wenn Euer gräfliche Gnaden zu scherzen belieben, so könnte man rein augenblicks den Schlagfluß kriegen. Ich habe mein Carmen zu Ehren des gnädigen Fräuleins zu schreiben begonnen aus einem andächtigen Herzen und voll Verehrung für die wunderbaren Eigenschaften des Geistes und Gemütes, für die wahrhaft erhabenen christlichen Tugenden, die ich denen anderen Weibsbildern und auch Mannsbildern als einen Spiegel und Thesaurus oder Schatzkästlein des gottgefälligen Wandels vorhalten möchte.“

Hierauf biß der Herr Kaplan in seinen Hühnerflügel, und das Fräulein Klara sagte, indem sie einen Blick über den Lübecker hingehen ließ: „Ich bin einer solchen Auszeichnung nicht würdig. Dreißigtausend Verse sind zu viel für meine arme Person und be-

scheidene Art, und wenn ich schon gelobt werden soll, so wären mir ein, drei oder vier anmutige Gesetzlein fast willkommener als ein solcher ungeheurer Haufen."

„Hört Ihr's, Matthias Klempat," sagte der Graf, „Ihr müßt Eurem Drachen alles Überflüssige abschneiden."

Der Kaplan fuhr zusammen, denn er vertrug es schlecht, wenn ihm der Graf seinen höchst feierlichen und gelehrten Namen Coelimpatius ins Deutsche zurückübersetzte. Damit aber der Kaplan nicht ganz aus den Angeln komme, fragte ihn der Graf jetzt, was er noch weiter von dem Rektor erfahren habe.

„Der ist seines Sieges sicher," sagte Coelimpatius, „und erwartet eine große Erhöhung seines Ordens. Denn er steht mit dem Erzbischof auf dem besten Fuß und ist diesen angegangen, daß er den Dominikanern das Maul verbieten möge. Und daß der Bischof ihm zu willen sein wird, ist gewiß, schon weil der hohe Rat sich zuletzt zu den Dominikanern geschlagen hat, sintemalen die Jesuiten-Studenten die Schüler der Dominikaner letzthin vor dem Stadtor übel zugerichtet haben."

„Ja – es soll ein ganz mörderisches Treffen gewesen sein."

„Und der Erzbischof hat seine absonderlichen Gründe, dem Rat und der Stadt nicht grün zu sein. Zuerst haben sie seine erzbischöflichen Gnaden mit den Maikäfern recht verärgert, indem sie ihm den geistlichen Bann nicht abgenommen haben, als wäre er eine schlechte Ware . . ."

„Damit haben sie ganz recht getan. Das Stück

hat mir von den Krämern nicht übel gefallen," sagte der Graf.

Evelimpatius aber hatte für solche Einwürfe Wachs in den Ohren: „Und jetzt haben sie etwas Neues ausgesonnen, was den Erzbischof in den Harnisch bringen wird. Der Doktor Heinrich Brühschwein ist dahintergekommen, daß die Stadt ein Wappen zu führen berechtigt ist, das so aussieht, als sei es dem Erzbischof zu Trutz erdacht. Im herrschenden Feld das springende Roß wie bisher, im dienenden Feld aber den Schlüssel, den eine Hand aus dem Stadttor hält. Ihr wißt, dieses ist des Erzbischofs Wappen, und er wird damit keineswegs zufrieden sein, es in diesem Feld der Stadt zu sehen. Darüber wollen sie alte Urkunden haben. Und sie haben es auch schon allenthalben nach des Doktors Brühschwein Erfindung ändern lassen, auf den Türmen, über den Toren und auf allen Sigillen. Da wird der Erzbischof nicht ungern dazu bereit sein, ihnen etwas anzutun."

„Sie sollen sich darum schlagen oder vertragen, mich soll's nicht kümmern," sagte der Graf, indem er aufstand. „Wir wollen weiter, Herr, macht Euch fertig ..." wandte er sich zu dem Lübecker.

„Wohin wollt Ihr reiten, Oheim?" fragte der Junker Fridolin.

„Auf das Dorf hinaus. Ich will Gerichtstag halten."

Da zog der Junker ein trotziges Gesicht und zeigte, daß ihm die Entschließung seines Oheims keineswegs gefiel.

Aber auch das Fräulein war darüber nicht erfreut;

„Ihr wollt den Junker Oswald mitnehmen? Ich hätte gedacht, daß ich heute Unterricht im Lautenspielen haben soll."

„Nachher, Fräulein, nachher bin ich gern Euer Diener," sagte der Lübecker.

„Junker?" brummte Fridolin dazwischen, „Junker? Da wäre zu fragen, wie Er zu dem Junker kommt ... Im übrigen habt Ihr mir versprochen, Oheim, mich zum nächsten Gerichtstag mitzunehmen. Ich sehe es gern, wenn sich die Bauernlümmel die grindigen Köpfe kratzen und sich drehen und winden und nicht wissen, wie sie der Buße entgehen sollen."

„Du kannst immer dein Roß satteln lassen und mitreiten," sagte der Graf, und es war ihm anzusehen, daß ihm die Bärenhäuterei des Fridolin nicht zweimal gefiel, obzwar er auch nichts dagegen tun wollte.

„Ihr wißt doch, Oheim, daß ich nicht reiten mag, mit dem da," warf der Junker Fridolin hin, da er wohl wußte, daß ihm alles hingehen würde.

Darauf wurde der Lübecker sehr blaß, ballte die Fäuste, und es war, als wolle er sie dem ungezogenen Jungen ins Gesicht setzen: „Muß ich mir das gefallen lassen, Herr Graf?" fragte er.

„Seid nicht ungehalten, lieber Herre, laßt ihn reden, er ist ein unverständiger Bube, der redet viel daher, wenn der Tag lang ist ... man muß bloß so tun, als hörte man es nicht. Bei einem Ohr hinein, beim andern hinaus. Und du, Fridolin, du könntest deiner Zunge einen Zügel anlegen und deinem losen Maul einen Beißkorb geben." Und ehe noch Fridolin eine

Antwort geben konnte, wozu er nicht übel Lust zu haben schien, hatte der Graf den Lübecker hinausgezogen und polterte mit ihm die Stiege hinab.

Als sie den Burgberg hinuntergekommen waren und den Feldweg nach dem Dorf einschlugen, wo sie bequem nebeneinander reiten konnten, begann der Graf: „Ich sehe ein, daß es endlich an der Zeit ist, Euch bezüglich des Junkers Fridolin zu sagen, welche Bewandtnis es mit ihm hat, damit Ihr Euch zu erklären wisset, warum ihm so manche Bosheit durchgehen darf. Wie Ihr wißt, ist der Junker Klaras Ziehbruder. Wenn die zwei mich Oheim nennen, so bin ich das freilich nicht ganz im rechten Sinn; denn ihr Vater war nicht mein Bruder, sondern ein entfernter Verwandter aus einem Zweig der Familie, der lange schon welk war und jetzt ganz zugrunde gegangen ist. Der Junker Fridolin aber ist ein Talisman, der mir vererbt worden ist. Er ist auf ganz seltsamliche und wunderbare Weise aufgefunden worden. Schon lange geht in unserer Familie ein Spruch um, den eine alte Wahrsagerin einmal von sich gegeben haben soll. Der lautet:

Aus sieben eines,
Das sei deines;
Wird es dir ins Haus gebracht,
Bringt es einmal große Macht
Über Nacht.

Einmal ist mein guter Justinus über Land geritten und an einem Weiher vorbeigekommen. Und wie er so vor sich hin vom Pferd herabschaut, da merkt er in dem klaren Wasser etwas wie ein paar ersäufte Katzen.

Waren es eine ganze Menge neugeborener Kindlein, sieben an der Zahl, die ihre abscheuliche Rabenmutter hier in den Weiher muß geworfen haben, damit sie ihrer ledig sei und auf ihren Lotterwegen weiter wandern könne. Den guten Justinus hat ein Grausen angefallen bei solchem Anblick, er hat sein Schwert aus dem Gehenk genommen und betrüblich damit die kleinen Leichname im Wasser um und um gewendet. Auf einmal aber hat sich eines der Kindlein gerührt, hat die Fingerlein auseinandergegeben und wieder fest um die Schwertscheide an der Spitze geschlossen. Das war nun dem guten Justinus höchst verwunderlich, daß ein neugeborenes Knäblein, das schon halber tot war, soll so fassen und halten können. Hat also seinen Degen zurückgezogen und das Kind, das immer fest seine Finger zugemacht hat, ans Land gebracht. Da ist ihm auch sogleich der alte Spruch eingefallen: „Aus sieben eines – das sei deines . .“, und da hat er nicht mehr gezögert und das Knäblein in den Mantel gehüllt und nach Haus gebracht. Dieses Knäblein ist unser Junker Fridolin. Dem guten Justinus hat der Talisman freilich kein Glück gebracht – aber das soll über Nacht hervorkommen, und darum muß der Junker wohl gehütet sein. Von klein auf aber hat der Bengel davon gewußt und ist darum so übermütig und voll schlimmer Unarten geworden. Und weil er weiß, daß er unter dem Schutz der Wahrsagung steht, droht er oft genug, wenn ihm nicht aller Willen getan wird, daß er in die Welt hinein und gänzlich davonlaufen wollte.“

Der Lübecker hatte den kuriosen Bericht mit nicht geringer Verwunderung angehört. Ei Sapperment! dachte er bei sich, da hat den Alten, dem kein Glauben was anhaben kann, der Aberglauben mit Klauen und Zähnen angepackt. Mit seinen fünfundsiebenzig Jahren zieht er noch am Narrenseil; und muß von einem schnöden Buben genasführt werden, den der Steckenknecht mit der Jungfer Haselrute verheiraten sollte. Im übrigen, spann der Lübecker fort, will mir die Geschichte beim ersten Anhören schon höchst merkwürdig erscheinen. Es ist mir doch, als ob dieser mehrfach bemeldte gute Justinus mit dem so seltsamlich gefundenen Knäblein nur ein Ei aus fremdem Neste seiner eigenen Henne untergeschoben hätte. Aber ein Ei, zu dem er selbst Hahn gewesen ist –. Und mit seiner famosen Wahrsagerin hat er dem Küchlein noch ein gutes Leben über den eigenen armseligen Tod hinaus sichern gekonnt. Da sitzt der Kerl nun und steckt seine Finger in alle Töpfe. Aber den meinen soll er mir wohl in Ruhe lassen, sonst will ich ihn über die Hände klopfen, daß er den Himmel für eine Heerpauke anschauen soll.

So räsonnierte der Lübecker in sich hinein. Nach einer Weile aber mußte er lachen. Denn er war dahintergekommen, daß der Junker Fridolin nicht wichtig genug war, um sich durch ihn auch nur eine Stunde verderben zu lassen.

Inzwischen hatte Fräulein Klara mit dem Doktor Coelimpatius einen Spaziergang durch den Schloßgarten unternommen. Der Gärtner hatte den nach

dem französischen Geschmack umgewandelt, daß es eine Lust zu spazieren war. Man ging zwischen halbhohen Taxuswänden, in die Nischen eingeschnitten waren, die Statuen beherbergten. Springbrunnen und kleine Muschelgrotten boten Abwechslung und Überraschung. Man merkte überall den guten Willen, aber man merkte auch überall, daß das Geld knapp gewesen war. Mit einigem freundlichen Verstehen aber konnte man schon vieles für vollkommen hinnehmen, was doch nur im schwachen Umriß angedeutet war.

„Fräulein," sagte Coelimpatius, als sie nach längerem Lustwandeln an die Brüstung traten, von der man über die Hügel mit ihren Weingärten hinwegsah, „Fräulein, Ihr seid heute so still, daß es mir gar nicht gelingen will, Euch so recht zum Reden zu bringen. Ihr sollt mir sagen, was Euch so verdrossen gemacht hat."

Darauf zupfte das Fräulein ein Efeublatt von den Ranken an der Mauer. Und sah den Kaplan an, als wolle sie etwas sagen. Sie sagte aber hernach dennoch nichts.

Hingegen fuhr der Kaplan fort: „Ich bin sehr betrübt, mein gnädiges Fräulein, daß ich Euch nicht besser zu unterhalten vermag. Aber Ihr seid jetzt wohl bessere Kost gewöhnt. Seitdem dieser Junker Oswald auf dem Schloß sich eingenistet hat, beliebt es Euch, über Euren getreuen Diener hinwegzusehen. Ich merke es Euch ganz wohl an, daß Euch mein gesetztes Wesen und meine gar nicht springinsfeldische Manier Langeweile macht . . ."

„Ach ja!" seufzte das Fräulein und drehte das Efeublatt in den Fingern.

„Ich merke es gar wohl. Früher habt Ihr Euch immer jeden Tag nach dem Fortgang meines großen und solennen Carmens zu Eurem Lob erkundigt. Jetzt denkt Ihr gar nicht mehr daran. Es ist Euch gleichgültig, ob ich einen Vers mache oder zweihundert oder gar keinen."

„Ach ja!" seufzte das Fräulein.

„Da werdet Ihr verstehen, daß meinem Pegaso oder Dichterroß die Kräfte ausgehen, und daß es die Hufeisen verliert. Es könnte sogar sein, daß ich mit meinem großen Gedicht nicht zu Ende komme. Aber daran denkt Ihr gar nicht. Ihr denkt nur an die leichtfertigen und nichtsnutzigen oder die tränenfeuchten Liedlein, die Ihr von diesem Junker Oswald zu hören bekommt."

„Ach ja!" seufzte das Fräulein und wischte sich mit ihrem Spitzentüchlein ein wenig Puder aus dem linken Mundwinkel.

„Es sollte Euch angelegen sein, ein Werk zu fördern, das Eueren Namen der Nachwelt erhalten soll und den meinen zu den Sternen erheben wird. Ich werde mir dadurch den Ruhm des poeta laureatus erringen. Der wird nicht auf der Straße und in den Schenken erworben, wo die gottlosen Tagediebe zwischen zwei Fässern ein Lied brüllen, sondern in der Studierstube bei eifriger und unablässiger Arbeit. Die Poesie ist eine feierliche Göttin, und ihr Schritt ist gemessen und voll Majestät. Was hat so ein Gesellenlied gemein mit der Pracht, dem Aufbau, der Erhabenheit meiner Dichtung:

‚Muß ich zu singen jetzt mit Macht den Anfang nehmen . . .'"

„Nein, Ihr müßt nicht," fiel ihm Fräulein Klara ins Wort, „ich will es Euch nur offen sagen: Ihr müßt nicht. Oder vielmehr: da Ihr schon begonnen habt, es liegt mir nichts daran, daß Ihr fortfahrt. Wenn Ihr Euer Carmen bei dem Verse verlasset, bis zu dem Ihr es heute gebracht habt, so wird es mich nicht kümmern. Ich begehre nicht darnach, in Euerem Carmen auf die Nachwelt zu kommen. Verändert es und setzt überall an Stelle meines Namens den meines Oheims oder den Fridolins, damit Ihr es nicht ganz verloren geben müßt."

„Aber," rief der Kaplan in nicht geringer Verzweiflung, „in einem Carmen, wo ich die Keuschheit, die Anmut, den leichten Schritt, die göttliche Heiterkeit besinge, wie kann ich da für Euch den gnädigen Herrn Grafen oder gar den Junker Fridolin einfügen; wie kämen die zu solchen Tugenden . . ."

„Macht es, wie Ihr wollt," sagte Fräulein Klara freundlich, wandte Coelimpatius den Rücken und ging davon, indem sie mit ihrer grünen Seidenschleppe zwischen den Taxuswänden eine kleine Staubwolke aufwirbelte.

Coelimpatius sah ihr nach, als hätten ihm die Hühner das Brot gefressen.

Hinter einem pyramidenförmigen Gebüsch von Oleanderbäumchen kam der Junker Fridolin hervor und sagte: „Die hat Euch alle Därme auf Eurer Leier zerschnitten, hochwürdiger Herr!"

„Es ist wegen des fremden Gesellen, dieses Lübeckers," sagte der Kaplan.„

„Wir wollen ihm zu Leibe gehen. Parole d'honneur, der Kerl muß aus dem Haus. Der Teufel soll mich holen, wenn ich ihn nicht hinausbeiße. Ich bin entschlossen, es mit ihm aufzunehmen. Dem Oheim ist er ein Weltwunder und herzallerliebster Freund, aber er wird ihn zum schlimmen Ende ziehen lassen. Ich will mir schon etwas ausdenken."

„Ihr habt Euch da artlich und aller Bewunderung würdig resolvieret, junger Herr. Und, bis auf das Fluchen, ist mir jedes Eurer Worte ein Labsal gewesen."

„Wir wollen ein festes Bündnis schließen, Herr Kaplan. Und wenn Ihr nachher in die Stadt hinuntergeht, so wollet mir wieder ein kleines Brieflein besorgen . . . Ihr wißt schon, zur Jungfer Franziska Seidenader."

Als der Graf mit dem Lübecker und den zwei Reitknechten hinterdrein gegen Abend vom Dorf zurückkam, trafen sie am Fuß des Schloßberges den Doktor Coelimpatius. Der kam aus der Stadt gelaufen, mit einem roten Kopf, als sei ihm tüchtig von innen eingeheizt worden. Schon von weitem hob er die Arme, focht in der Luft und lief so sehr, daß er ganz atemlos bei den Pferden anlangte.

„Schöne Neuigkeiten," rief er, „saubere Neuigkeiten."

„Was ist geschehen?" fragte der Graf, „hat sich am Ende Euer Pegasus losgerissen und ist scheu geworden?"

„Böse Geschichten. Ach – ich habe es ja gewußt. Daß der Eberhard wieder die Beulen bekommen soll, bedeutet nichts Gutes. Der Erzbischof will den Rat sich unterwürfig machen; er denkt, ihn zu zwingen:

wenn der Rat nicht nachgibt, soll alles, was die Weihe hat, aus der Stadt ausziehen."

„Was der Teufel! Das wird sich der Rat nicht bieten lassen. Das ist eine Überhebung . . ."

„Ich habe munkeln hören, nun soll es zum Waffentanz kommen. Ermanno Fistanelli und Kasper Schenauer sind gleichermaßen eingesalzen. Denen ist beiden ein Strich durch die Rechnung gemacht."

„Und Ihr, domine, am Ende werdet Ihr uns auch verlassen müssen!"

Da schlug sich der Kaplan vor die Stirn: „O, o, o," rief er, „daran hab' ich noch nicht im mindesten gedacht." Und mit einem ganz erblaßten Gesicht und schlotternden Beinen stieg er neben dem Roß des Grafen den Schloßberg hinan.

Eine halbe Stunde später ritt der Graf abermals von seinem Schloß hinab, der Stadt zu. Er trug ein gelbes Koller aus Elenhaut, die Sturmhaube, einen leichten Harnisch, den langen Degen am Bandelier, und zwei Reiterpistolen staken in seinen Satteltaschen. Hinter ihm kam sein Heerbann von dreizehn und einem halben Mannen. Die hatten die ganze Rüstkammer an ihren Leibern und sahen bedrohlich aus mit Spießen, Hakenbüchsen und anderem Kriegsgerät. Die Sturmhauben dräuten kühn, und die eisernen Halsbergen schlossen den Kopf nach hinten ab wie die metallenen Sockel, auf denen die Büsten stehen. Nur der alte Eberhard hatte anstatt einer eisernen Berge ein großes wollenes rotes Tuch um den Hals. Denn seine Beulen hatten sich heute arg zusammengezogen und waren nahe dem Aufbrechen.

So ritt der Graf durch die Straßen, über den Marktplatz bis vor das Rathaus. Und überall erregte der kriegerische Aufzug kein geringes Aufsehen, weil die Bürgerschaft durch die großen Neuigkeiten in ihrem Gemüte eingenommen war und mit jeder Viertelstunde etwas Besonderes erwartete.

Vor dem Rathaus angekommen, bat der Graf den heraustretenden Leutnant Knobelauch, man möge den Herrn Bürgermeister herbeirufen.

Gottfried Myrtha kam heraus mit vielen Komplimenten und höflichen Beteuerungen, wie sehr er sich freue, den gnädigen Herrn Grafen wieder einmal in der Stadt zu sehen.

„Es ist mir nicht um die Freude," sagte der Graf, „Eure Gesichter zu sehen und meine Rösser durch Eure Straßen hufklappen zu lassen. Aber ich höre, daß ein Wetter braut, und daß es vielleicht mit Gottes Willen gegen die Pfaffen gehen soll. Da will ich Euch denn sagen, daß Ihr auf mich und meine Leute zählen dürft, und daß ich Euch gern beistehen will."

Sprach's, wandte sein Roß, nickte dem Bürgermeister über die Achsel zu und ritt wieder mit seinem Heerbann davon, durch die dichten Haufen der Neugierigen, die sich ob des ungewohnten Schauspieles auf dem Marktplatz versammelt hatten.

Achtes Kapitel.

Wie der Herr Franz Seidenader dem Huffelin einen Antrag machte, wie sich zwei alte Feinde versöhnten, und wie die Pfaffen aus der Stadt fortzogen.

„Mein lieber Huffelin," sagte der Kürschnermeister und Ratsherr Franz Seidenader, „ich bin ein Mann, dem Ihr es bei unserem Zusammensein angemerkt haben werdet, daß ihm die Aufrichtigkeit und Geradheit in allen Dingen eine erwünschte Tugend ist. Wollet es mir also nicht für übel halten, wenn ich jetzt über eine Sache, die mir am Herzen liegt, so aufrichtig und gerade mit Euch rede, als es mir eben in diesen Zeitläuften notwendig und nützlich erscheinen will. Wollet es mir auch nicht als Zudringlichkeit auslegen, sondern nur als väterliche Sorgfalt und Liebe zu Euch wie zu meiner Tochter Franziska."

Auf diese Worte hin schob er dem Studenten die große Kanne zu mit der Einladung, sich ein Glas vollzuschenken, wie er denn auch selbst nachher den guten Muskateller in seinen Becher goß, auf dem der Reichsadler und das alte Wappen der Stadt in Farbenschmelz ausgeführt waren. Die beiden Männer saßen im Erker ober dem Laden. Sie konnten nach beiden Seiten die Straße hinauf und hinab sehen. Dies war ein denkwürdiger Platz in dem alten Hause. Und so oft noch in der Familie der Seidenader eine wichtige Unterredung stattgefunden hatte, war sie in diesem Erker abgetan worden.

„Es wird Euch wohl nicht entgangen sein," fuhr Seidenader fort, „daß ich Euch während Eures Hierseins schätzen gelernt habe. Wenn Ihr mir schon durch die für Euch gehegte Dankbarkeit an das Herz gewachsen seid, so habe ich nun noch dazu mit inniger Freude gesehen, wie rasch und geschickt Ihr Euch in mein Geschäft gefunden habt. Ich kann sagen, daß ich noch einmal so gut und gewinnbringend meinen Handel nach außen betreibe, seit mir meine Briefschaften durch Euch besorgt werden. Ihr habt eine Art, die Leute in Briefen zu überreden, daß sie kaufen, ob sie wollen oder nicht. Gern will ich glauben, daß Ihr zur diplomatischen Arbeit in der Wiener Hofkanzlei wie berufen seid. Da mag es wohl keine Schwierigkeiten geben, die Ihr nicht mit Leichtigkeit überwältigen könntet. Und darum nehme ich es Euch um so höher an, daß Ihr Eure Feder in den Dienst eines bürgerlichen Kürschnermeisters gestellt habt und der mehrfachen Anzeigung Eurer Abreise immer noch mir zu Liebe nicht habt die Tat folgen lassen. Dafür muß ich Euch dankbar sein. Und da ich gar wohl Eure hohe Sendung und Euer Geschick erkenne, will es mir nicht recht von der Zunge, was ich Euch zu sagen habe. Ich möchte Euch – um es endlich mit einem Wort zu sagen – ich möchte Euch zum Schwiegersohn haben. Ich weiß, damit will ich etwas nicht gar Gewöhnliches. Es ist nicht Sitte, einen Zunftfremden in das Handwerk hineinheiraten zu lassen. Und ist auch eigentlich gegen die Gesetze der Zunft. Indessen, die Schwierigkeiten wären wohl zu umgehen oder aus

dem Wege zu räumen. Und was Euch selbst anlangt, so kann ich Euch sagen, der Hof zu Wien hat ein glattes Pflaster, auf dem schon mancher unversehens zu Fall gekommen ist. Und andererseits: das Handwerk hat einen goldenen Boden. Das will ich Euch sagen. Zudem: es scheint, daß unsere Stadt in böse Händel verwickelt werden soll. Und in solchen Zeiten ist es gut, nicht einen Hasenfuß zur Seite zu haben, sondern einen Mann, der auch mit ein paaren zu gleicher Zeit fertig wird. So wie Ihr damals zu Prag. Indessen will ich nicht in Euch dringen, Euch gleich zu entscheiden. Wenn Ihr Ja sagt, so verzichtet Ihr auf den Glanz und das bewegte Leben des Hofes und gewinnt dafür nur die Sicherheit eines bescheidenen Heims. Überlegt es Euch. Ihr könnt es auch mit Franziska besprechen. Mich werdet Ihr für jetzt entschuldigen. Der Bürgermeister hat eine Sitzung einberufen, in der wir uns über die Epistel des Bischofs entscheiden wollen. Lebt wohl, Huffelin, und Gott lenke Eure Gedanken zum Guten. Wie gesagt: ich gebe Euch Zeit zur Antwort, solange Ihr wollt."

Nach dieser Rede, die er durch drei ganze Tage auswendig gelernt hatte, erhob sich Franz Seidenader und ging hinaus. Huffelin blieb noch eine Weile sitzen. Langsam trank er sein Glas aus und sah dabei dem Meister nach, wie er draußen in seinem schwarzen Mantel so würdig die Straße hinabging, und wie ihn alle grüßten. Dann schüttelte es ihn ein wenig, und endlich stand er auf, um die Jungfer Franziska suchen zu gehen.

Er fand sie in der Wäschekammer, wo sie eben einen Stoß frisch gewaschenen Bettleinens in den Schrank einordnete. Huffelin setzte sich auf das Fensterbrett und sah dem Mädchen zu. Ihr Gesicht war so unbewegt, daß es hätte für eine Maske passieren können. Sie tat, als sei der Student nicht vorhanden.

„Jungfer," sagte Huffelin, nachdem er so lange geschwiegen hatte, bis es ihm anfing, verdrießlich zu werden, „Euer Herr Vater hat mir eben gesagt, es wäre ihm gerade recht, wenn ich Euch heiraten wollte."

Da schaute ihn die Jungfer so böse an, als ob sie ihn hätte vergiften mögen, warf die Schranktür zu, gleichsam als ob sie alles hätte aus den Angeln und den Fugen schlagen wollen, und klapperte derart mit dem Schlüsselbund, daß der Student nicht hätte weiterreden können, selbst wenn er danach getrachtet hätte.

Die hat's scharf darauf, mich in das Bockshorn zu jagen, dachte Huffelin bei sich. Sie tut nicht anders als des Teufels Großmutter, wenn sie den armen Seelen einen neuen Bratrost herausgibt.

„Und was habt Ihr darauf geantwortet"? fragte die Jungfer nach einer Weile.

„Nichts!"

„Und was werdet Ihr also darauf antworten, wenn mein Vater noch einmal davon anfangen sollte?"

„Ich werde ihm sagen, daß ich keine Lust habe, mich mit Euch zu vermählen."

„Da danke ich Euch recht von Herzen."

„Ich habe es gewußt, daß ich mir Euern Dank verdienen werde."

„Und – verzeiht – was werdet Ihr als Grund anführen, daß Ihr mich nicht wollt?“

„Ich werde sagen, daß ich keine Frau vertragen kann, die so grausam mit dem Schlüsselbund klappert. Ihr dürft mich nicht so ansehen: ich wünsche mir eine Frau, die nicht so laut und störrisch im Haus herumfährt. Zum zweiten aber, daß ich Euch und dem Junker Fridolin vom Schloß nicht das Herzeleid antun will, Euch auseinanderzureißen.“

„Das dürft Ihr nicht sagen. Übrigens – woher wißt Ihr das? Es ist nicht wahr.“

„Ihr dürft ruhig sein, Jungfer Franziska. Es war nur ein Scherz, und es wird mir nicht beifallen, Eurem Vater auch nur ein Wort davon zu sagen. Verlaßt Euch auf mich, daß ich ihm eine Antwort geben will, die Euch und mich von seinen Planen befreit. Es wird die Antwort sein, daß ich durchaus nicht willens bin, jemals zu heiraten.“

Damit ging Huffelin hinaus, setzte den Hut schief auf den Kopf, daß die Feder hinten nickte, und pfiff sich eins. Er ging über die Treppe hinab und ließ den Degen hinten nachklappern. Das schallte durch das ganze Haus. Auf der Straße steckte er die Hände in die Taschen und zwinkerte einem Bürgermädchen, daß ihm entgegenkam, so frech und fröhlich zu, daß ihr ein süßer Schauer über den Rücken lief.

Weniges später saß er mit Betscholt und dem Lübecker in der „Großen Tabakpfeife“ beisammen.

Die Rauchwolken kamen weiß aus den Mundwinkeln der Gesellen und ballten sich bläulich über den Tonköpfen am Ende der langen Rohre.

Der Wein in den Gläsern war grün.

Der Himmel über den Dächern draußen war rot und gelb. Ein paar violette, lanzenförmige Wolkenschiffe schwammen in der großen Helle.

Von dem schwarzen Turm der Dominikanerkirche mit der großen Kuppelzwiebel lösten sich Glockentöne ab.

„Denkt Euch nur," begann Huffelin und erzählte nun, was sich heute ereignet hatte. Die anderen staunten mit offenem Mund.

„Und wirst du sie nehmen?"

„Nicht, wenn sie mir der Alte in einen ganzen Berg des edelsten Pelzwerks setzt, das mit Gold aufgewogen wird. Die Jungfer Hochmut, die zu deinem braven Junker Fridolin so wohl paßt? Ich will, wenn ich schon heiraten soll, ein Weib und nicht eine kalte Kröte oder borstige Kratzbürste, da ich schon nicht weiß, welchen von diesen Namen die Jungfer eher verdient."

„Der Alte wird nicht erbaut sein. Hat er dir nicht erst vorlängst die neue schöne Hutschnur geschenkt."

„Das wohl," lachte Huffelin, „aber was er von mir verlangt, geht mir doch über die Hutschnur." Und die Glockentöne vom Turm der Dominikanerkirche kamen so voll bei dem offenen Fenster herein, als ob sie dem Studenten beistimmen wollten.

Aber von der Gilda, die Magd beim Richter Elias Greinell war, sagte Huffelin den Freunden nichts. –

Die Glockentöne kamen auch bei den Fenstern der Ratssitzungsstube herein. Da saßen die Ratsherren mit ernsten Gesichtern, denn die Stunde war wichtig und

entscheidend. Und das Wort wollte keinem so recht von der Zunge gehen.

Als das Abendläuten so recht voll und stark eindrang, da erhob sich Merth Markus und trat zum Fenster: „Das sollen wir also jetzt auf lang nicht mehr zu hören bekommen.“

„Und sollen keine Beichte ablegen können und kein Abendmahl empfangen,“ sagte Jakob Mathern.

„Und soll kein Aufgebot und keine Eheschließung stattfinden können,“ seufzte Franz Seidenader.

„Und sollen wir allzusammen um den schönen sonntäglichen Schlaf während der Predigt gebracht sein,“ sagte Thomas Schram, der ein Spötter blieb, ob es hagelte oder schneite.

Gottfried Myrtha aber besah seine Hände und erhob seine Stimme: „Indessen, es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als uns dawider aufzulehnen und seiner erzbischöflichen Gnaden zu zeigen, daß wir nicht um den Finger zu wickeln sind. Es liegt nur allzu klar am Tage, daß der Erzbischof den Streit hinsichtlich der Herrschaft Pulgrau nur deshalb angefangen hat, um uns daniederzuwerfen und, falls wir in diesem Punkte nachgeben, uns auch in allen anderen nach seinem Willen zu drehen und zu wenden. Hünesfeldt, wollt uns noch einmal den Passus in dem erzbischöflichen Schreiben genau und Wort für Wort vorlesen.“

Hünesfeldt faltete den großen Brief wieder auseinander und begann zu lesen. Das große Sigill des Erzbischofs baumelte an einer Schnur gerade vor seinem Bauch. „Insbesondere aber ist uns des löblichen Rates

mißgünstige Meinung daraus vollkommen deutlich und unzweifelhaft, daß er über unsere Herrschaft Pulgrau samt allen Äckern, Wiesen, Wäldern und Weingärten seit geraumer Zeit widerrechtlich das Eigentum sich angeeignet hat, während aus der ganzen Aktenlage sowie den natürlichen Verhältnissen hervorgeht, daß diese Herrschaft ausschließlich und durchaus dem Erzbistum verbunden ist und von ihm nicht losgetrennt werden kann, so daß also der Rat aus einer bloß zeitweisen, seinerzeitigen und widerruflichen Gestattung des Eigentums durch einen meiner hochseligen Herren Vorgänger auf dem erzbischöflichen Stuhle ein Recht vergebens abzuleiten sich bemühen wird."

„Wenn wir ihm nur damals den geistlichen Bann gegen die Maikäfer um fünfhundert Gulden abgekauft hätten," wimmerte Merth Markus.

„Sein Zorn hat von daher Ursach und Ursprung," gab Hanns Brenn zu. „Oder wenn wir doch wenigstens nicht darauf verfallen wären, unser Wappen nach der neumodischen Art zu verändern," seufzte Jakob Mathern.

Da nahm der Doktor Heinrich Brühschwein das Wort. Er streckte sich wie der Esel, der Geld aus sich schütten will: „Mit Verlaub, Ihr Herren, über dieses Wappen haben wir Brief und Urkunden. Da gibt es darüber nichts zu reden und nichts daran zu rühren."

Der Doktor war als Sachverständiger geladen worden, seine Meinung über den Rechtsfall abzugeben, und als er jetzt vom Bürgermeister aufgefordert wurde, sich zu äußern, streckte er sich abermals und fuhr fort: „Was

den Brief seiner erzbischöflichen Gnaden anbelangt, so ist zuvörderst zu bemerken, daß dieser nicht von einem Juristen verfaßt scheint, ansonsten eine so bedauerliche Vermischung und Verwechslung der Begriffe Eigentum oder dominium und Besitz oder possessio nicht hätte stattfinden können. Wo das erzbischöfliche Schreiben Eigentum sagt, ist zu substituieren Besitz und was von „Gestattung des Eigentums" geschrieben steht, ist nun vollends – sit venia verbo – ein Unsinn."

Herr Elias Greinell nickte mit dem Kopf, um anzuzeigen, daß er dem gelehrten Doktor ohne Eifersucht und in allen Dingen beipflichtete.

„In merito aber ist die Beschwerde seiner erzbischöflichen Gnaden gleichfalls vollkommen verfehlt. Denn seit mehr als hundertfünfzig Jahren übt die Stadt den Besitz über die Herrschaft Pulgrau aus, und zwar durchwegs bona fide, so daß, selbst wenn ein Eigentumstitul oder titulus dominii urkundlich nicht aufzufinden wäre, schon eine Ersitzung stattgefunden hätte."

Damit sah der Doktor triumphierend um sich, und die Anwesenden waren so von seiner Weisheit durchdrungen, daß sie mit keinem Laut zu mucken wagten.

„Wenn seine erzbischöfliche Gnaden mit der Klage droht," fuhr der Rechtsgelehrte fort, „so mag es dabei sein Bewenden haben, da werden Rat und Gemeine in den Prozeß eben einzutreten haben." –

„Denn die Advokaten wollen auch leben," brummte Thomas Schram. „Wenn der Erzbischof uns aber zumutet, wir sollten ihn noch vor dem Beginn des Prozesses in den Besitz der Herrschaft Pulgrau setzen,

damit das alte Rechtsverhältnis hergestellt werde, so muß man gegen ein sothanes Ansinnen mit allem Nachdruck protestieren, zumal die Stadt im Besitz der Herrschaft ist, und es sich erst durch das Urteil erweisen muß, ob sie ihn wird seiner erzbischöflichen Gnaden einzuräumen haben."

Darauf folgte wieder eine große Stille, und Elias Greinell nickte, nachdem er sich den Schweiß von der Stirn gewischt hatte, mit dem Kopf.

Plötzlich sagte Hanns Brenn mit einer tiefen Stimme: „Und in Pulgrau wächst unser bester Wein."

Da war es, als ob er mit diesem Wort allen die Zunge gelöst hätte, und wie ein Mann entschieden sich alle dafür, daß man dem Erzbischof die Herrschaft nicht ohne weiteres abtreten dürfe. Denn ein solcher Prozeß konnte zehn Jahre währen und sogar länger noch, und das konnte kein Mensch von ihnen verlangen, daß sie den Pulgrauer Wein früher in den erzbischöflichen Keller wandern lassen sollten, als es unbedingt nötig war.

An diesem Abend wurde der denkwürdige Beschluß gefaßt, seiner erzbischöflichen Gnaden zu antworten, daß man nicht gesonnen sei, ihrem Begehren nachzugeben.

Zwei Tage später bekam der Guardian der Dominikaner, Herr Kaspar Schenauer, einen äußerst seltsamen Besuch. Er war eben im Begriff, mit dem Bruder Kellermeister hinunterzugehen, um sich von ihm über die Vorbereitungen für die Weinlese Bericht erstatten zu lassen, als ein Laienbruder hineinstürzte und atemlos meldete, Herr Ermanno Fistanelli stehe draußen.

Sogleich fuhr Kaspar Schenauers Hals aus dem Kragen der Kutte hervor und wurde um ein ganzes Stück länger, wie der eines Raubvogels, der einen Feind erblickt. Seine Augen rollten zuerst wild im Kopfe herum und wurden dann ganz starr.

Indessen war der Rektor eingetreten. Er lächelte den Guardian sanft an und grüßte: „Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit, Amen!" antwortete Kaspar Schenauer, doch das war so gesagt, als wolle er seinem Besucher mit der Faust ins Gesicht fahren.

Der aber tat, als bemerke er nichts und sagte, er wolle den hochwürdigen Herrn Guardian, der offenbar eben irgendeine Verrichtung habe vornehmen wollen, nicht stören oder ihm daran hinderlich sein.

Er habe nichts Sonderliches vorgehabt, antwortete der Guardian, er habe nur eben in den Keller gehen wollen.

Da solle er sich doch nur nicht abhalten lassen, lächelte der Rektor, denn es sei eine weise Regel, daß der Besucher sich bequemen müsse, dem Gastgeber dahin zu folgen, wohin dieser eben zu gehen in Absicht gehabt habe.

Womit er dem Herrn Rektor dienen könne, knurrte der Guardian. Er werde nicht früher damit herausrücken, bevor er nicht darüber beruhigt sei, daß er dem hochwürdigen Herrn Guardian nicht ein Geschäft verlegt habe. Denn es sei eine weise Regel, ein angefangenes Geschäft zu beenden, und ein manierlicher Besucher werde dem Hausherrn darin nicht hinderlich sein. Der

Guardian möge also nur in den Keller gehen, und dort könnte ebensogut über die Angelegenheit, die zu beraten nötig sei, gesprochen werden.

Nun war Herr Kaspar Schenauer auf seinen Weinkeller nicht wenig stolz und es kam ihm nicht ungelegen, dem Feind seine Schätze zu zeigen, daß dieser doch vor Neid und Mißgunst zerbersten möge. Er ließ sich also dazu überreden, in den Keller zu gehen, und Herr Ermanno Fistanelli folgte ihm lächelnd, indem er auf den feuchten Kellerstufen die Kutte mit beiden Händen emporhob.

Mit großer Umständlichkeit erstattete der Kellermeister seinen Bericht, wie viel Wein zu erwarten sei, daß zwei neue große Fässer gebaut werden müßten, und wo er sie unterzubringen gedachte. Der Guardian sprach manches sachverständige Wort, klopfte da und dort mit dem Knöchel an, streichelte die runden Flanken seiner Fässer, als ob er sie belobigen wolle, und gab endlich seine Anweisungen, die der Kellermeister mit Ehrfurcht entgegennahm. Man konnte sehen, daß er anerkannte, was der Guardian vom Wein und vom Kellerwesen verstand. Als man fertig war, befahl Kaspar Schenauer, ein kleines leeres Faß und zwei Stühle zurechtzurücken. In der feuchten und vom Geiste des Weines durchaus erfüllten Luft wich der alte Groll von ihm, und er war angesichts der freundlichen Fülle seiner Schätze nicht imstande, die Flamme des Hasses so hell brennend zu erhalten.

Die Kerze stand auf dem Faß. Im Heber stand ein goldgelber Wein, der beste Tropfen aus dem ganzen

Keller. Zwei Becher waren rasch gefüllt. Das war lustig anzusehen, weil alles so fein ordentlich beisammen war.

Der Kellermeister war gegangen, die beiden feindlichen Häupter saßen einander gegenüber. Nach dem ersten Trunk gab der Rektor sein Urteil ab. Wie nicht anders zu erwarten, lautete es über die Maßen günstig.

Kaspar Schenauer schlürfte die Worte wie den Wein selber und schnalzte mit der Zunge.

Hierauf aber stieß der Rektor einen tiefen Seufzer aus.

Da wurde der Guardian wieder mißtrauisch und fragte, was der Herr Rektor etwa noch zu bemerken habe.

„Ach, mein Lieber," sagte der Gast, „ich bin traurig, wenn ich sehe, wie Ihr in fröhlicher Erwartung des Weinsegens seid. Und wenn ich dazu bedenke, wie Ihr gar leicht in Eurer Hoffnung betrogen werden könntet."

„Meint Ihr etwa, daß die Trauben Schaden nehmen können?"

„Nein, das wird Gott nicht wollen. Aber ich denke an die Dinge, die uns bevorstehen, und daß es gar sehr wahrscheinlich ist, daß Ihr zur Weinlesezeit ganz anderswo seid als in dieser Stadt und in Eurem Kloster."

Die Flamme der Kerze zuckte zusammen, als ob sie ebenso erschrocken sei wie der Guardian selbst: „Ihr meint also, daß seine erzbischöfliche Gnaden seine Drohung zur Wahrheit machen könnte?"

„Es sieht ganz so aus. Ihr kennt doch den gestrengen Herrn, und daß er nicht viel Federlesens macht. Der Rat hat sich leider resolviert, nicht nachzugeben. Da wird denn seine erzbischöfliche Gnaden die Stadt

zwingen wollen, ihm nach seinem Sinn zu sein, und wird alle seelsorglichen Funktionen einstellen und uns auftragen, die Stadt zu verlassen."

Auf diesen großen Schrecken hin mußte der Guardian erst zwei ganze Becher leeren, ehe er antworten konnte: „Wenn es dazu kommen sollte, so müßt Ihr Euch das nur selbst hinter die Ohren schreiben," grollte er.

„Es ist leider nur zu wahr," seufzte der Rektor, „pater peccavi! Ich selbst habe ja seine erzbischöflichen Gnaden darauf hingewiesen. Wir haben uns um ein geringes entzweit und darüber außer acht gelassen, daß uns ein gemeinsamer Vorteil verknüpft."

Hinter dem Rektor saß ein Schatten an der weißgetünchten Kellerwand, und wie jener jetzt ernst und bedauernd mit dem Kopfe nickte, tat es ihm der Schatten nach.

„Es wäre uns besser gedient gewesen, wenn wir uns vertragen hätten und uns nicht hätten so mit allerhand Streichen zugesetzt, weil doch schließlich der Acker Gottes so weit und breit ist, daß ihn auch zwei Pflüger bebauen, auf ihm säen und ernten können."

Der Guardian war gerührt, weil der Rektor zu ihm gekommen war und ihm so offen und ehrlich seine Verfehlung eingestand, ohne sich diese Beichte zur Schande anzurechnen. Aber er konnte sich dennoch nicht enthalten, seinem Triumph noch einen höheren Schein zu geben und den früheren Widersacher noch tiefer herabzudrücken. Trank also bedächtig seinen Becher aus und sagte: „Quid Vobis in mentem cecidit? Ihr tragt die Schuld daran. Das hat Euch der Teufel eingegeben,

unsere Streitfrage vor den Erzbischof zu bringen. Opus diaboli! Das war dem ein willkommener Anlaß, seine alten Gehässigkeiten gegen die Stadt wieder lebendig zu machen. Wir streiten uns miteinander und können uns nicht vertragen, also müssen wir beide hinaus. Und bei diesem Anlaß gleich auch alle andere Geistlichkeit, damit die Stadt nach dem Wort Gottes und nach seinem Brot hungrig und gefügig werde."

„Ach Gott," seufzte der Rektor, indem er den Guardian Bescheid tat, „es ist ein wahres Wort: wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Ich habe Euch obsiegen wollen, aber auf die Großen der Kirche gleichwie der Welt ist kein Verlaß. Auch mein Provinzial, an den ich mich gewandt habe, stimmt dem Erzbischof darin bei, daß wir hinaus müssen. Wer hätte das gedacht. Und dabei sind die Schlägereien doch schon längst zu Ende und wieder Ruhe in der Stadt."

Kaspar Schenauer hatte sich mit dem Heber hinwegbegeben und zog nun irgendwo im Hintergrunde Wein aus dem Faß. Es gurgelte und schnalzte so recht anmutig und heimlich durch den ganzen Keller.

„Ja," sagte er dann, als er zurückkam, den Heber in das Gestell auf dem Faß setzte und die Becher wieder füllte, zwischen seinen Hantierungen: „Wie die Sache nun stehen mag, und ob man Euch allein die Schuld beimessen muß –, es freut mich dennoch unbändig, daß Ihr den Weg zu mir gefunden habt. Dachte ich doch eher, daß Berg und Tal zusammenkommen könnten als wir beide. Darauf will ich nicht unterlassen, mit Euch anzustoßen."

Die Zinnbecher klapperten und standen wieder leer auf dem Faß. Aber nicht lange, denn der Guardian war geschäftig dahinter her, sie von neuem zu füllen.

„Ja, unsere unselige Feindschaft," sagte der Rektor bedächtig und sanft. „Die hat der Teufel angezettelt. Wenn wir uns doch um unseres gemeinsamen Vorteils willen vertragen könnten. Da könnte vielleicht doch noch manches anders werden."

„Wie meint Ihr das?"

„Wenn wir uns vereinigen wollten zu einem rechten und aufrichtigen Bündnis, ohne Hinterhalt und Falsch und gemeinsam noch einmal seiner erzbischöflichen Gnaden Vorstellungen machen: wie, daß wir uns schon geeinigt und keinerlei Streit mehr miteinander hätten, daß es nicht wohl angehe, die Stadt ganz ohne geistliche Fürsorge zu lassen, weil doch in solchen Zeiten der Teufel seinen Schwanz leicht in den Garten Gottes legen kann. Daß wir dann ohne Dach und Fach wären und seiner erzbischöflichen Gnaden selbst zur Last fallen müßten. Und so noch vielerlei. Und daß man uns also hier belassen möge."

„Ihr seid ein kluger Kopf, Herr Rektor, das muß gesagt sein," erwiderte der Guardian. „Wenn Ihr Euch von solchen Vorstellungen etwas versprecht, dann will ich gern mit Euch gemeinsam seiner erzbischöflichen Gnaden mit Gründen zusetzen." So sagte der Guardian. Aber wenn nicht der Wein schon etwas über seine Zunge vermocht hätte, so hätte er es doch wohl unterlassen, den klugen Kopf des Rektors anzuerkennen.

Nun kam der Rektor mit seinen Plänen deutlicher

hervor. Auf welchen Wegen und Umwegen sie gegen den Erzbischof wirksam werden und welcher Mittel sie sich dabei bedienen wollten.

Unter solchen Gesprächen gab es noch etliches Gegurgel im Hintergrund des Kellers bei dem großen Faß, und die Zinnbecher klapperten so oft zusammen, daß man es auf keine Eselshaut gebracht hätte, wenn man für jedesmal hätte ein Strichlein machen wollen. Der Rektor verlor auch von dem feinen Wein keinen Tropfen, sondern goß alles in den Hals, weil man die Gottesgabe nicht vergeuden soll. Und außerdem schadete es ihm auch nichts, weil er es vertrug. Warum sollte er also den Wein der Erde zu trinken geben, wie es in seinem Orden für solche Fälle hergebracht war?

Zuletzt fiel der Guardian hinten im Kellerwinkel vom Schemel und zerbrach den Heber. Aber er verlor die Fassung nicht, sondern kroch hervor und umarmte den Rektor: „Wir wollen Waffenbrüder sein," sagte er, „Waffenbrüder der ecclesia militans."

„In Gottes Namen," sagte der Rektor, „und keiner soll ohne den andern etwas unternehmen. Was der eine tut, soll auch der andere tun! Ob es nun so oder so kommen mag."

Hierauf aber gab es einen Krach. Denn der Guardian hatte sich unversehens auf das Faß gesetzt, und die Kerze sowie die beiden Zinnbecher waren zu Boden gefallen. So daß die Waffenbrüder in voller Finsternis, Hand in Hand, den schwierigen Weg zur Kellertreppe antreten mußten.

Als der Rektor nach Hause kam, erwartete ihn schon sein erster Rat oder Monitor Eulogius. Ermanno Fistanelli begrüßte ihn mit sanftem Lächeln: „Ich habe ihn," sagte er, „jetzt kann er mir nicht ausreißen. Er wäre sonst imstande gewesen, dieser dickköpfige Esel und Bacchusknecht, aus Zorn und Haß gegen uns dem Befehl des Erzbischofs Widerstand zu leisten und in der Stadt zu verbleiben. Jetzt aber – wenn wir schon hinaus müssen, dann muß er mit, denn wir haben Waffenbrüderschaft getrunken, und was einer tut, soll auch der andere tun." –

Die gemeinsamen Vorstellungen der Jesuiten und Dominikaner, sowie der Weltgeistlichkeit, die sich ihnen angeschlossen hatte, waren aber ohne Erfolg. Es war, als ob man Erbsen an die Wand würfe. Dem Erzbischof fiel es nicht ein, von seinem Entschluß abzugehen. Er stand wie ein Bock. Die Stadt hatte ihn schon zu oft geärgert, als daß er eine so günstige Gelegenheit, ihr auch einmal etwas anzutun, hätte vorüberstreichen lassen.

Zwei Wochen später kam ein eigener Sendbote des Erzbischofs in die Stadt. Der war ein dicker Kapuziner, der auf einem Esel ritt, an dessen Seiten seine Beine wie Mehlsäcke herunterhingen. Zwei Laienbrüder kamen hinterdrein. Alle drei aber sahen scheu und voller Angst um sich, denn es war ihnen gar nicht wohl bei dem Werk, das sie auszuführen hatten. Sie erwarteten, daß sie dabei abgefaßt und nach Noten verprügelt werden würden. Denn sie sollten an den Kirchentüren und am Rathaustor, überall, die Aufkündigung des Erzbischofs anschlagen.

Und als sie auf den Marktplatz kamen und da ein Fähnlein der Scharwache unter dem Kommando des tapferen Leutnants Knobelauch erblickten, da wären sie vor Schrecken fast von den Eseln gefallen. Die Scharwache aber hatte den Auftrag, den Sendboten des Erzbischofs zu schützen, nahm also die Gesellschaft in die Mitte und geleitete sie von einer Kirchentür zur anderen.

Zuletzt machten sie vor der Rathaustür halt, und hier kletterte der Kapuziner noch einmal schnaufend von seinem Esel, um die erzbischöfliche Proklamation anzunageln.

Darauf stand zu lesen, daß der Erzbischof wegen absonderlicher Unsinnigkeit und unchristlicher Führung der Stadt, zumal wegen ihrer Hartnäckigkeit und des Widerstrebens gegen die geistlichen Oberhirten unwürdig sei, noch weiter die Segnungen der geistlichen Fürsorge zu genießen, und daß deshalb mit dem heutigen Tage die Ausübung der Seelsorge eingestellt werde und die gesamte Geistlichkeit die Stadt binnen drei Tagen zu verlassen hätte.

Ein Trupp von Straßenjungen und Müßiggängern war der Gesandtschaft von einer Station zur anderen gefolgt. Die ernsthaften Bürger hielten sich über Befehl des Rates in ihren Häusern und bezähmten mit schmerzlicher Anstrengung ihre Neugierde. Schweigend sah die Bande zu, wie der Kapuziner seine Zettel mit Nägeln an die Türen heftete. „Darauf steht," sagte der naseweise Sohn des Thomas Schram, „daß sie uns das Fell über die Ohren ziehen wollen, aber daß wir

dabei nicht schreien dürfen.“ So hatte er es zu Hause von seinem Vater gehört.

Als der Kapuziner vor dem Rathaus wieder auf seinen Esel kletterte und sich mit seiner Eskorte dem Stadttor zuwandte, sagte des Malt Hellefeuer Lehrjunge Hannes zu des Jakob Klogler Lehrjungen Gabriel: „Wetten, daß ich ihn gerade unter dem Kappel und überm Kragen ins Genick treffe. Wetten: um sechs Marmelsteine?“

Der Kapuziner war schon recht weit weg, und Kloglers Gabriel glaubte schon, die Wette halten zu können. Darauf hob Hellefeuers Hannes einen Roßapfel auf, der gerade auf der Straße parat lag, als ob ihn jemand eigens hergebracht hätte. Und darauf flog der Roßapfel im Bogen über des tapferen Leutnants Knobelauch Haupt hinweg in das feiste Genick des Kapuziners. Weil der Roßapfel aber noch recht frisch war, klatschte er auseinander und lief als Brühe links und rechts am Hals des Kapuziners herab. Da begann der fromme Mann zu zetern, als ob ihm der Teufel mit seiner Fuchtel eins versetzt hätte, spornte sein graues Roß und ritt davon, so schnell er konnte. Der tapfere Leutnant Knobelauch aber sah sich grimmig um, rollte die Augen und knirschte mit den Zähnen, denn der Kapuziner war ja seiner Obhut anvertraut. Hellefeuers Hannes und Kloglers Gabriel aber hatten die Hände in die Taschen gesteckt und sahen sich gleichfalls um, woher der Roßapfel wohl geflogen sein mochte.

Indessen: das half alles nichts. Am dritten Tage

mußten die Jesuiten, die Dominikaner und die gesamte Weltgeistlichkeit aus der Stadt. Da stand eine Menge großer Packwagen mit vier und sechs Pferden bespannt, und auf den notwendigen Möbeln und Kleidungsstücken, die da weggeführt wurden, saßen die alten und schwachen Brüder, denen das Gehen zu sauer war. Bevor sie auszogen, machte der Rektor Ermanno Fistanelli noch einen Besuch beim Bürgermeister Gottfried Myrtha und versprach, daß sie alles daransetzen wollten, um nur recht bald wieder zurückzukommen. Der Bürgermeister aber machte eine tückische Miene und sagte nicht ja und nicht nein, und daraus ersah der Rektor, daß seine erzbischöfliche Gnaden sich mit diesem Schachzug nichts besonderes Schlaues und Förderliches ausgedacht hatte.

Als dann die Wagen durch die Straßen ächzten und knatterten, standen die Bürger unter den Haustüren. Franz Gerollt aber sagte zu seinem Nachbar, dem Goldschmied Jobst Voglmann: „An diesen vollgepackten Fuhren ist leichtlich zu ersehen, wie ernst und ordentlich das Gelübde der Armut von denen frommen Brüdern ausgelegt wird. Wie sollen sie mit solcher Beschwernis leicht in die Ewigkeit hinüberwandern?“ Und Ähnliches sagte und dachte noch mehr als einer, bevor die Wagen aus den Toren waren.

Am schwersten aber war von dem erzbischöflichen Gebot der Burgkaplan Doktor Coelimpatius getroffen. Dem war die Nachricht schon lang wie ein schleichendes Fieber in den Knochen herumgegangen. Nachdem aber der Kapuziner in der Stadt seine Zettel allenthalben

angeschlagen hatte, warf es ihn ganz danieder, denn er ersah daraus, daß es dem Erzbischof mit seinem Befehl sehr ernst war. Jetzt sollte er also vom Schloß gehen und dem Lübecker gänzlich das Feld überlassen? Da würde sein Lobgedicht schon ganz in Vergessenheit geraten sein, wenn er je wieder zurückkehren sollte. Und das Fräulein würde sich ihm ganz abgewendet haben. Das war mehr, als man ertragen konnte.

Coelimpatius lief verzweifelt im ganzen Schloß herum, endlich packte er sich zusammen und rannte in die Stadt hinunter, um den Anschlag noch einmal und gründlich zu lesen.

Er kam gefaßt auf das Schloß zurück, geraden Ganges, erhobenen Hauptes und den Blick eines Glaubenszeugen in den Augen.

„Nun, Mathias Klempat," fragte der Graf, „habt Ihr Euch darein gefunden?"

„Gott hat mich gestärkt," antwortete Coelimpatius und ging auf sein Zimmer, um seine Habseligkeiten in einige Bündel zu schnüren.

Er nahm bewegten Abschied, dankte allen für alle erwiesene Güte, versprach, sie in seine Gebete einzuschließen und wiederzukommen, sobald es nur angehe. Dann reichte er allen die Hand, den Lübecker nicht ausgenommen, und hielt dabei den Blick nach oben, daß es hätte den rohesten Henkersknecht des blutdürstigen Kaisers Nero erbarmen müssen.

Endlich wurde das Roß vorgeführt, das ihm der Graf zur Reise geliehen hatte. Ein Packpferd kam hinterdrein, das von einem Knecht geleitet wurde.

Dem Packpferd waren die Bündel aufgeschnallt, oben drauf aber und allen sichtbar war die dicke Rolle mit den achtzehntausend Versen des Lobgedichtes. So weit war der Doktor Coelimpatius nämlich schon gekommen.

Der Graf sah dem Davonreitenden noch eine Weile vom Fenster nach, wie er den Burgberg hinabgelangte und hierauf den Weg zwischen den Weingärten einschlug. Dann ging er in den Garten und ließ sich von dem Gärtner erklären, welche neuen Arbeiten für den Herbst vorzunehmen waren. Eine Weile sprach er mit dem Fräulein Klara, die mit dem Stickrahmen in einer Laube saß. Er fragte sie, ob sie nicht nun doch ihren treuen Sänger vermissen würde, worauf sie erklärte, daß sie im Herzen froh sei, ihn samt seinem langweiligen Lobgedichte nicht mehr auf der Burg zu wissen. Zuletzt gedachte er, daß es an der Zeit sei, mit dem Lübecker auf dem Altan über der Stadt einen guten Schoppen Abendweines zu trinken und wandte sich dem Schloß zu. Als er aber hinter dem Pferdestall vorbeiging, sah er einen Mann gemessenen Schrittes über die Hoftreppe herabkommen.

Und dieser Mann war niemand anderer als der Schloßkaplan Doktor Coelimpatius.

Dem Grafen blieb der Mund vor Erstaunen offen stehen. Ei, der Teufel und Hagelschlag, dachte er, da fangen meine alten Augen mit absonderlichen Künsten an. Aber sollte ich – und hab' doch heute erst zwei Maß Dreijährigen intus. Soll ich am Ende mit Gesichten gesegnet sein?

Aber das Gesicht kam auf den Grafen zu mit hörbaren Schritten und war kein Gesicht, sondern wahrhaftig der Doktor Coelimpatius.

Endlich konnte der Graf den Mund zubringen. Aber er konnte noch immer nicht mehr sagen als: „Potz Dachs!"

Da lächelte der Kaplan freundlich und antwortete: „Ja, ich bins."

„Wie kommt Ihr her? Hab' ich Euch doch eher bei den Türken vermeint, als Euch so bald wieder hier zu sehen."

„Bei den Türken hab' ich nichts verloren und nichts zu suchen."

„Wie seid Ihr denn dem Befehl untreu geworden, da der Erzbischof doch so ernstlich der Pfaffheit damit unter die Nase gefahren ist."

Da lächelte Coelimpatius abermals: „Ich habe Seiner erzbischöflichen Gnaden Ordre pariert als ein guter und getreuer Diener der Kirche. Hat es doch geheißen, wir müßten binnen drei Tagen das Gebiet der Stadt verlassen. Das hab' ich auch getan. Aber vom Wiederkommen ist nichts gestanden. Und das hab' ich demnach nach meinem Belieben eingerichtet."

Da packte den Grafen ein Lachen an, daß ihm die Tränen aus den Augen liefen. Und dieses Stück seines Kaplans gefiel ihm so gut, daß er noch bis spät in der Nacht mit ihm und dem Lübecker bei einem Windlicht auf dem Altan saß und es sich sogar gefallen ließ, daß Coelimpatius ein höchst unverständiges Urteil über die Musica von sich gab. –

Am Abend dieses Tages aber begab sich noch in der Stadt ein höchst beschauliches Spektakulum.

Vor dem Olmützer Tor hatten die Buben eine Figur aufgestellt. Die hatten sie aus Besen und Latten gemacht, über das Gerüst hatten sie ein paar Lappen gezogen, dem Kohlkopf, der oben stak, hatten sie eine aus Papier verfertigte Inful aufgesetzt und einen Krummstab hatten sie der Scheuche gegen die Brust gelehnt.

Das Ganze aber sollte den Herrn Erzbischof vorstellen.

Dann sprangen sie vor der Figur herum, verbeugten sich vor ihr, sangen durch die Nase und vollführten allerlei lächerliche Zeremonien. Malt Hellefeuers Hannes aber holte einen alten Blechtopf vom Felde, band ihn an drei Schnüre und legte einen trockenen Kuhfladen hinein, den er anzündete.

Das war des Hannes Weihrauchfaß, und er schwenkte es vor der Figur herum und trieb seinen Spott mit ihr. Der Rauch des Kuhfladens wirbelte auf, und wenn der Kohlkopf eine Nase gehabt hätte, so wäre es dieser sicherlich übel ergangen.

Die Bürger aber, die da vor das Tor gekommen waren, standen herum und sahen zu, und keiner sagte ein Wort dawider.

Denn in ihnen allen war ein Gefühl von Zorn und von Aufruhr, und im Herzen gaben sie den Buben recht.

Neuntes Kapitel.

Wie Huffelin mit der Jungfer Gilda Schatzsuchen ging.

Um die dicke Turmzwiebel der Dominikanerkirche sammelten sich die Schwalben.

„Mariä Geburt,
Da ziehen die Schwalben furt."

Es war so weit, daß die Schwalben hätten fortziehen sollen. Aber wenn sie heuer noch nicht fortzogen, so geschah es deshalb, weil der Herbst so wundersam begonnen hatte, als wäre er eine schönere und lieblichere Art von Sommer. Die Schwalben sammelten sich also, flogen hin und her, zwitscherten um die Turmzwiebel und betrugen sich so, daß man ihnen ansehen konnte, wie schwer es ihnen wurde, im Ernst an das Fortfliegen zu denken. Besser konnten sie es in fremden Ländern auch nicht haben als hier, wo die Sonne so warm niederschien, daß die Mücken ganz toll waren, und daß die Weintrauben an den Hängen ringsum immer schwerer und strotzender wurden.

„Die wundern sich, daß es heute kein Läuten gibt," sagte Merth Markus, als er mit Hanns Brenn über den Marktplatz ging, „hör' nur, wie sie zwitschern und räsonnieren, das ist ihnen noch nicht vorgekommen, daß unsere liebe Frau an ihrem Geburtstage unbegrüßt bleibt."

Es war wirklich so traurig und gar nicht feiertäglich, daß den Glocken die Zungen stumm im Mund lagen.

Aber die gesamte Pfaffheit war ausgezogen und hatte die Schlüssel zu den Kirchen und Türmen mitgenommen. Nur die Sturmglocke auf dem Rathausturm hätte geläutet werden können. Aber die hatte einen bösen Klang, und der Strang blieb besser unberührt.

„Ihr habt recht," antwortete Hanns Brenn, „und man weiß auch nicht, mit dem langen Vormittag was anfangen. Unsere Frauen und Mädchen möchten gern zur Kirche gehen, stehen in ihren Feiertagskleidern herum und schauen einander an. Da schlendern sie dann zu zweien und dreien auf den Straßen, schauen nach den Burschen und kommen auf schlimme Gedanken."

An der Ecke, an der die beiden Herren eben vorüberkamen, stand der Student Huffelin. Er hatte die Bedenken des Ratsherrn Hanns Brenn noch eben angehört, lächelte dazu und zog höflich grüßend den Hut.

Die beiden Herren dankten sehr höflich, denn Huffelin hatte es zu Ansehen und Geltung gebracht, weil seine Aufführung bei dem Meister Franz Seidenader so untadelig war, und weil der Meister vor einiger Zeit so allerlei Worte hatte fallen lassen, als ob er Großes mit Huffelin im Sinne hätte.

Sobald die Herren aber vorüber waren, heftete Huffelin wieder den Blick auf des Richters Elias Greinell Haustür, obzwar dort nichts zu sehen war als ein grüner Anstrich, ein blankgeputztes Schloß mit einem blinkenden Türgriff darüber und ein Glockenzug daneben. Huffelin stand da, als ob er philosophieren wollte, und nach seinem Gesicht hätte man meinen können, er denke darüber nach, auf welche Weise man

ungefährdet auf die höchsten Staffeln der Tugenden gelangen könne. In Wahrheit war er nicht wenig ungeduldig, daß der schöne Feiertagsvormittag verging, ohne daß seine Erwartung erfüllt wurde.

Als es vom Rathausturm zehn Uhr schlug, öffnete sich die Haustür, und heraus trat in seiner ganzen breitmächtigen Majestät der Richter Elias Greinell. Er trug seinen neuen schwarzen Mantel, an dem kein Stäubchen war, einen blütenweißen Umlegkragen und eine gewaltige Perücke, die ihm den Schweiß an der Stirn hervor und über das ganze Gesicht hin trieb. So pflegte er sich sonntags und feiertags immer zu seinem Freunde, dem Doktor Brühschwein, zu begeben, um die Zeit vor dem Speisen in gelehrten und förderlichen Gesprächen zu verbringen und dann eine gediegene Mahlzeit einzunehmen, wie sie des Doktors Ehefrau vortrefflich aufzutischen verstand, wenn sie nur dazu aufgelegt war.

Husselin machte, als er den Richter erblickt hatte, sogleich Kehrt und ging die Straße hinab, nicht zu schnell, damit es etwaigen neugierigen Fensterguckern nicht auffiele, und nicht zu langsam, damit er vom Richter nicht eingeholt würde. An der nächsten Quergasse bog er ab, kam auf den Marktplatz und kehrte wieder zu Elias Greinells Haus zurück.

Nun aber hatte er nicht mehr lange zu warten. Die Haustür ging ein zweites Mal auf, Hermenegilda trat heraus, warf einen raschen Blick die Straße hinab und schloß sodann die Tür mit dem großen Schlüssel. Hierauf ging sie fort, ohne sich umzusehen, über den

Marktplatz in die Neue Gasse und dann immer dem heiligen Berg zu.

Huffelin stapfte gemächlich hinterdrein, sah in den Himmel hinein, als wollte er die Schwalben zählen, und pfiff sich eins dazu.

Hermenegilda hielt immer ihre Richtung fest, immer dem heiligen Berg zu, ging durch das Stadttor und begann den Kreuzweg hinanzusteigen, während Huffelin in einiger Entfernung hinterher kam, als ziehe sie ihn an einem Faden. Oben, unter den Linden, hatte das Spiel ein Ende. Es waren ihrer drei, und sie standen vor der Kapelle, das einzige Grün auf dem ganzen Felskegel. Und unter ihren breiten Kronen war der einzige Schatten auf dem heiligen Berg, die schmalen Streifen ausgenommen, die neben den Kreuzwegstationen und der Kapelle lagen.

Wie der Student auf die Höhe des Berges kam, stand Gilda im Schatten der Linden und schaute ihm mit blitzblanken Augen entgegen. Aber Huffelin faßte sie um die Hüften und ließ sie trotz aller Abwehr nicht eher frei, als bis er sie nach Herzenslust abgeküßt hatte.

„Ach, Gottes Blut!“ rief sie, indem sie sich den Mund wischte, „was für eine Rute habe ich mir doch mit diesem Mannsbild selbst auf den Rücken gebunden.“

„Weil es doch heute ein Feiertag ist,“ sagte Huffelin. Und vorgestern ist es ein Sonntag gewesen, und morgen wird es ein Mittwoch sein, nicht wahr?“

„Ist doch recht gut, daß jeder Tag seinen besonderen Namen hat, und daß die ‚weil‘ gar so billig sind.“

„Ich kann es auch ohne jeden Grund tun, wenn

es dir so lieber ist.“ Und Huffelin machte Miene, wieder vorzudringen.

Aber Gilda wich zurück: „Wir wollen doch vernünftig sein! Bei dem Ding, das wir heute vorhaben, ziemt es sich wohl, alles leichtsinnige und tändelnde Spielwerk beiseite zu stellen und unsere Gedanken nur auf das zu richten, was wir mit Gottes Hilfe vollbringen wollen.“

„Du willst also wirklich Schatzsuchen gehen?“

„Soll ich den Tag Mariä Geburt vorübergehen lassen und wieder ein Jahr warten. Ich möchte doch endlich erproben, ob die alte Euphrosia die Wahrheit gesagt hat. Drei Jahre sind es seit ihrem Tode her. Im vorvorigen hat der Herr Elias Greinell gerade auf den Tag eine große Gasterei gegeben, und mit Gilda hin und Gilda her ist nichts draus geworden. Und im vorigen ist der Herr auf Mariä Geburt krank gelegen, daß ich nicht von seinem Bett hab' weichen dürfen. Aber heuer will ich's nicht versäumen.“

Da neigte Huffelin das Haupt, blinzelte unter der Hutkrempe dem Mädchen schalkhaft entgegen und sagte: „Ich glaub' nicht dran.“

Da aber wurde Gilda im Ernst unwillig und sagte, wenn er nicht daran zu glauben vermöge, so möge er nur wieder umkehren und sie allein gehen lassen. Hierauf aber entgegnete Huffelin, er werde sie doch nicht allein durch den Wald streifen lassen und ob er schon daran glaube oder nicht, so werde er ihr auf jeden Fall beim Graben helfen.

Währenddem schritten sie auf der anderen Seite

des heiligen Berges hinab, über Stock und Stein, ganz ohne Weg, daß sie sehr bald ins Laufen kamen. Als sie nun unten standen und die Wangen Gildas so recht rot waren und ihre Brust recht rasch und hoch atmete, da wollte ihr Huffelin wieder auf den Leib rücken. Aber sie zog sich zurück und machte Augen wie eine Wildkatze. Da ließ Huffelin die Arme sinken. Und dachte bei sich: Wenn sie nicht so kratzbürstig wäre, so wäre alles gleich noch einmal so schön.

Aber die Sonne ließ ihn diese Gedanken nicht lange bei sich behalten und zog sie ihm aus dem Kopf wie Nebel aus den Tälern. Dazu brannte sie wirklich zu günstig und fröhlich auf den schmalen Weg, den sie jetzt zwischen den Weingärten hinschritten. Es war der Weg zu Herrn Elias Greinells Weingarten, wo Gilda in dem Wächterhäuschen eine Schaufel und einen Spaten bereitgelegt hatte, mit denen sie zu dem Schatz zu gelangen hoffte. Nicht lange aber gingen sie, da stach den Gesellen abermals der Haber, und der Übermut ließ ihn nicht ruhen, so daß er doch fragen mußte, warum denn Gilda so hitzig nach dem vergrabenen Schatz begehre, da sie doch ihn habe und er ihrem Ruf zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu folgen willens sei.

Ganz ernsthaft erwiderte Gilda, daß sie dennoch den Schatz haben müsse, wenn Huffelin auch noch so sein Gespött darüber treibe, weil sie sich endlich von Herrn Elias Greinell lösen wolle.

„Du bist ihm doch nicht auf Lebenszeit verkauft," warf Huffelin hitzig hin.

„Nein, aber ich stecke so tief in seiner Schuld, daß ich anders nicht loskommen kann, als wenn ich ihm mit Geld bezahle, was er für mich getan hat.“

„Und die christliche Nächstenliebe schlägst du für nichts an? Das gute Werk, das für den alten Mausekopf einmal am Jüngsten Tag in die Wagschale fallen wird, wenn sein Lägel Sünden in den anderen liegt.“

„Um der christlichen Nächstenliebe willen hat er es nicht getan, das weiß ich. Aber man muß die Menschen nehmen, wie sie sind, nicht wie man sie gern hätte. Und das ist nicht abzustreiten, daß er mich vom zartesten Alter bis zum heutigen Tag genährt, gekleidet und beherbergt hat.“

„Und dafür hast du ihm Dienste getan als eine Magd. Du hast ihm Haus und Hof zusammengehalten, ohne Lohn und, wenn du es auch gewollt hättest, hättest es doch nicht über dich gebracht, ihm aufzusagen.“

Des Richters Weingarten lag brütend in der Sonne, die mit ihrer Wärme die Trauben einhüllte, daß sie nur ja recht reif und schmackhaft würden. Mit verliebten Blicken nach links und rechts gingen die zwei zwischen den Weinstöcken. Da wuchs das Blut und das Gold der Erde, ihr reinster und edelster Saft, und schon vom bloßen Ansehen der Trauben konnte einem ganz trunken zumute werden.

Im hölzernen Wächterhäuschen war es sehr heiß und schwül, und Huffelin hätte in der dunstigen Einsamkeit gern länger verweilt. Aber Gilda schulterte den Spaten, gab dem Gesellen die Schaufel in die

Hand und drehte ihn wieder bei der Tür hinaus, ehe er sich recht besinnen konnte.

Dann gingen sie den Hügel hinan, und wie sie einmal über seinen Rücken waren, sahen sie auch schon den Wald vor sich. Der begann sich schon bunt zu färben, früher als sonst, denn der Sommer war heiß gewesen. Dort in dem Wald lag der Schatz, den Gilda heute heben wollte.

„Ich muß es dir noch einmal sagen," begann Gilda nach einer Weile, „damit du mich recht verstehst, warum ich dem Elias Greinell nicht aus dem Dienst gehen will, bevor ich ihm nicht alles entgelten kann. War es denn ein geringes, sich des verlassenen Kindes anzunehmen? Wer ist mein Vater gewesen und wer meine Mutter? Man hat erzählt, meine Mutter war eine fahrende Frau, denn am Tage, bevor man mich im Garten des Richters gefunden hat, sind Komödianten durch die Stadt gekommen. Ein anderer hätte mich in das Findelhaus gegeben. Elias Greinell hat mich behalten und von der alten Euphrosia aufziehen lassen. Dessen muß ich immer eingedenk sein, wenn ich manchmal vermeine, es mit seinen Grillen und Launen nicht aushalten zu können, und wenn er mit Latwergen und Klistieren an seinem dicken Wanst recht ekelhaft herumdoktert. Aber wenn ich zu Geld käme – das wäre! Auf Geld ist er erpicht, wie der Teufel auf eine arme Seele. Mit Geld könnte ich ihm alles bezahlen."

Mit nachdenklich gesenktem Haupt sagte Huffelin: „Ach ja! wenn ich irgendwo einen rechten Topf mit

Goldbukaten hätte, oder wenn ich einen reichen Juden wüßte, den ich erschlagen kann."

Da kam der Schalk in Gildas Augen. Sie wandte den Kopf und sagte: „Du brauchst ja bloß die Jungfer Franziska zu nehmen und des Herrn Seidenader Schwiegersohn zu werden, dann hast du Geld genug und kannst mich dem Richter abkaufen."

„Ja – und du läufst mir in die Welt hinaus, suchst dir einen andern, und ich sitze mit meiner Jungfer Haubenstock auf der Leimspindel fest. Das hast du klug ausgedacht. Und wenn du noch einmal so etwas sagst, so klebe ich dir den Mund zu, daß du ihn eine ganze Stunde lang nicht aufbekommst."

„Hast du es dem braven Kürschnermeister schon gesagt, daß du die Jungfer Haubenstock nicht magst?"

„Ja, ich hab' es ihm gesagt, und er ist recht betrübt darüber gewesen. Aber er denkt wohl: kommt Zeit, kommt Rat. Und wenn mir die Flügel erst recht beschnitten sind, dann fliege ich ihm schon nicht mehr davon."

Jetzt hatten sie den Wald erreicht. Da zog sich eine Schlucht tief hinein, in der im Frühjahr die lebendigen Wasser talabwärts kamen. Jetzt aber war die Schlucht trocken, und die dürren Blätter raschelten unter ihren Füßen. Die Bäume standen hüben und drüben und schränkten ihre Zweige ineinander, daß eine dichte Dämmerung darunter war. Bisweilen stellte sich ein Haselstrauch oder ein wilder Rosenbusch, an dem die prallen roten Hagebutten saßen, gerade in den Weg, als wolle er ihnen das Weitergehen verbieten.

„Wir müssen den Heidenstein finden," sagte Gilda. Sie ging vor Huffelin, und er sah sie mit Wohlgefallen so schreiten. Wie sie die Büsche zur Seite bog und hindurchdrang, das war schon eine Freude anzusehen. Wenn sie nur nicht so kratzbürstig wäre, dachte er bei sich, dann wäre es grad noch einmal so schön. Im Weitergehen riß er immer die roten Hagebutten ab und warf sie ihr in den Nacken. Sie wandte sich um und drohte ihm mit dem Spaten, als ob sie wirklich willens sei, ihm den Kopf entzweizuschlagen.

Wie die Schlucht nun aber immer wilder wurde und tiefer in den Wald eindrang, da sagte Gilda: „Hier hinauf!"

Und nun gab es ein mühsames Klettern über den steilen Abhang, bei dem der Student seiner Gefährtin gern geholfen hätte, wenn sie es nur hätte zugeben wollen. Als sie oben standen, sah Gilda zwischen den Föhrenstämmen dahin und dorthin und wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte: „Den Heidenstein!" sagte sie, „wir müssen den Heidenstein finden."

Dem Studenten aber lag gar nichts an dem Heidenstein. Er war es zufrieden, mit der Gilda durch den Wald gehen zu können; und wenn er vorhin mit Hagebutten geworfen hatte, so tat er es jetzt mit Föhrenzapfen, so daß sich Gilda erzürnte und ihm sagte, er hätte doch zu gar nichts Ernst und rechten Willen.

O, er hätte schon zu etwas Ernst und rechten Willen, antwortete er, aber davon wollte Gilda nichts hören.

Endlich aber fanden sie den Heidenstein doch. Der stand mitten im Wald, gar nicht weit von der Schlucht, zu der sie im Bogen wieder beinahe zurückgekehrt waren. Und war nichts als eine halb im Moos versunkene Steinplatte, die durch ein Kreuz in vier Felder geteilt war. Rechts oben war ein Rad ausgemeißelt und links unten ein Beil, alles aber halb verwischt und vom Regen verwaschen, so daß es nur noch schwer zu erkennen war.

Gilda warf den Spaten hin und setzte sich daneben ins Moos, indem sie die Röcke über die Füße zog, daß Hufselin nicht gar so begehrlich hinsehen sollte. Nachdem sich der Student seufzend neben sie gestreckt hatte, sagte er: „Nun wird es gemach Ernst mit der Schatzgräberei! Möchtest du mir nicht vorher doch einmal noch ganz genau erzählen, welche Bewandtnis es mit diesem Schatz auf sich hat."

Gilda bedachte sich eine Weile, wie sie sich alles zurechtlegen sollte. „Ich habe es von der alten Euphrosia," sagte sie, „die doch beim Richter Haushälterin gewesen ist. Und vordem ist sie schon auch bei des Herrn Greinell Vorgänger Haushälterin gewesen, hat also auch den ganzen grausamen Tanz des großen Krieges mitgemacht. Von klein auf ist sie in den Lärm und die heillose Wirtschaft gleichsam hineingewachsen, ist damit groß geworden und hat auch müssen alles bis zum Schluß mitmachen, so insbesondere die Schwedenzeit, und was es dabei an Widerwärtigkeiten gegeben hat. Damals war des Herrn Greinell Vorgänger am Platz und muß nach der alten Euphrosia

Erzählung ein arger Lümmel und Knollfinke gewesen sein, der einem Kreuzer bis in die hinterste Hölle hätte nachrennen mögen."

„Deine alte Euphrosia muß aber nach allem auch ein vernageltes Weibsstück gewesen sein, daß man bei ihr eher an des Teufels Großmutter als an unsere liebe Frau hätte denken mögen. Die hat wohl auch ihr Maul nicht hinter den Ofen gehängt, und wenn ich mir sie vorstellen soll, so geht mir ein kalter Schauder über den Rücken hinunter."

„Du machst aus ihr gleich ein so lästerliches Bildnis, daß man es kaum in der Komödie aufführen dürfte. Freilich, das ist wohl wahr, daß sie die Leute gefürchtet haben und ihr aus dem Weg gegangen sind als einem Drachen, der früh und spät Feuer speit. Dagegen muß ich wohl sagen und kann es bezeugen, daß sie gegen mich jederzeit lieb und freundschaftlich gewesen ist, fast wie eine Mutter. Mein Gott – sie hat niemanden auf der Welt gehabt, alle waren ihr zuwider und sie hinwiederum allen, und so ist ihr Herz verhärtet und mit der Zeit allem Lustigsein abgestorben. Ihr Dienstherr mag auch keiner von denen gewesen sein, die einen dürren Stecken zum Grünen bringen. Das wollen wir alles in seinem Grund beruhen lassen und nur so viel noch sagen, daß ich ihrem Andenken niemals Unehre antun will. Daß sie mich besonders geliebt hat, das wird dadurch erwiesen, daß sie mich, als sie vor drei Jahren starb, an ihr Bett berief und mir sagte, daß ihr erster Herr, des Greinell Vorgänger damals, als die Schweden herangezogen sind, sie eines

Nachts geweckt hat. Ganz im Schlaf ist die Euphrosia aufgestanden und hat erfahren, daß sie den Herrn in den Wald begleiten soll. Und dann hat ihr der Herr einen Kober aufgepackt und sich selbst ein Felleisen und hat einen Spaten genommen, und so sind sie in die Nacht hinaus. Da hat die Euphrosia gewußt, daß ihres Herrn Golddukaten und Kostbarkeiten in die Erde sollen, denn er war wie zwei Dutzend Hamster und ein Dutzend Raben und sieben Juden dazu zusammengenommen, wo es um Geld und Geldeswert gegangen ist und hat also ein hübsch Gewicht schon auf die Seite gebracht gehabt!"

„Es scheint," sagte Huffelin, „daß dieses Scharren und Hamstern allen Richtern ins Blut gegossen ist."

„Die Nacht ist aber schlimm gewesen, und der Regen ist in Strömen vom Himmel abgegangen, so daß sie beide bis auf die Haut naß geworden sind. Am nächsten Tag hat der Richter zu husten angefangen, ist in ein hitziges Fieber verfallen und hat das Bewußtsein nicht mehr wieder erlangt. So ist er verstorben, ohne Testament, hat auch weder Hund noch Katze hinterlassen, denen er hätte etwas vermachen können, außer meiner alten Euphrosia. Die hat sich denn auch immer als die rechte Erbin angesehen und hat keinem Menschen etwas von dem Schatz gesagt. Du liegst mir lang gut! hat sie gedacht und hat auf gelegene Zeit gewartet. Denn die Zeitläufte waren bös und voller Wirrnis, und der Krieg hat immer noch kein rechtes Ende finden können. Wie dann ruhigere Zeiten gekommen sind, da hat die Euphrosia den Schatz heben wollen. Aber

sie hat umsonst beim Heidenstein gesucht. Sie hat nichts finden können, und zuletzt hat sie sich darauf besonnen, daß das Schatzgraben nicht so wie das Zwetschgenschütteln ist; und daß die Erde nicht gern hergibt, was sie einmal hat. Daß da ganz besondere Bedingungen müssen erfüllt werden. So hat sie um den Schatz gewußt und hat ihn doch nicht heben können und hat doch auch niemanden gewußt, dem sie ihn hätte vergönnen mögen."

„Bis dann du gekommen bist?"

„Ja. Mir hat sie es auf ihrem Sterbebett gesagt. Und die Bedingungen hat sie mir gleich auch kund gegeben. Daß er nicht anders gehoben werden kann als an dem Tag, an dem er vergraben worden ist, das war an dem Tag Mariä Geburt . . ."

„Damit sind wir recht daran . . ." nickte Huffelin.

„Und daß ihn eine Jungfrau suchen muß . . ."

„Ach ja . . . auch diese Bedingung ist mit Glorie vorhanden," seufzte der Student. Indem erhob sich Gilda und hatte einen dicken roten Kopf: „Das ist bei Schätzen nun einmal nicht anders."

„Und wer die selige Euphrosia wohl um diese Bedingung mag betrogen haben?" sann Huffelin vor sich hin, unterließ es jedoch nicht, dabei einen Blick seiner Gilda hinüberzuschicken, an dem deutlich zu sehen war, daß er zur Schelmenzunft gehörte.

Hierauf aber gab Gilda keine Antwort, schritt vielmehr auf den Heidenstein zu und begann mit dem Spaten auf dem Boden eine Abmessung. „Drei Spatenlängen nach Osten," murmelte sie, sah nach der Sonne und legte dann den Spaten dreimal in der Richtung

an. „Zwei Schritte südlich.“ Sie trat die zwei Schritte nach Süden. „Zwischen Fichte und Buche!“ Da standen aber zwei Fichten nebeneinander, und bekümmert und ratlos wandte sich Gilda zu Huffelin. „Das stimmt nicht,“ sagte sie.

„Der Tausend!“ und Huffelin besah die Bäume, gerade als ob sich vielleicht doch bei guter und gründlicher Untersuchung der eine von ihnen als Buche herausstellen könnte. „Da muß der Teufel die Bäume versetzt haben. Oder aber, es ist vielleicht im Verlauf der Zeit aus der Buche eine Fichte geworden, wie denn ja auch oft aus dem zartesten Jungfräulein ein hartmäuliges Eheweib zu werden pflegt. Oder aber: zum dritten, die nunmehr in Gott ruhende Euphrosia hat damals vielleicht im Finstern nicht ganz richtig gesehen.“

Damit schien denn auch Gilde getröstet zu sein, denn sie stach ihren Spaten ein. „Hier wollen wir zu graben anfangen,“ sagte sie. Da half denn dem Studenten kein Verziehen, er mußte an die Arbeit heran und sobald er einmal zugegriffen hatte, hob er auch Scholle um Scholle so sauber ab, als ob er niemals etwas anderes getan hätte als Schatzgraben.

Die Grube wurde breit und dann immer tiefer, und als Huffelin schon bis an die Hüfte in der Erde stand, sagte Gilda: „Nein – es ist genug und wäre alles weitere Mühen umsonst. Hier kann es nicht sein.“

„Das will mir auch so scheinen,“ erwiderte Huffelin und streckte den krummen Rücken.

„Hab ich doch sorgsam und genau drei Spatenlängen

nach Osten gemessen ... nach dem Stand der Sonne," brummte Gilda.

„Vielleicht aber," sagte Huffelin, „ist die Sonne heute im Westen aufgegangen, und du mußt nach der andern Seite suchen."

Da zog Gilda ihre feste Hand auf und gab dem Studenten, wie er da vor ihr in seinem Loch stand, eine Presche, daß es durch den Wald knallte: „Damit du es endlich lernst, vernünftig zu sein."

Er aber ließ seine Schaufel fallen, sprang aus seinem Loch, faßte mit einem Male ihre beiden Hände und küßte sie dreimal hintereinander auf den Mund, daß es nicht minder schallte als zuvor: „So," sagte er, ich will dir den Teufel mit Beelzebub austreiben."

„Laß doch den Teufel endlich dahinten," schrie Gilda, „vermeine ich doch fast, bei dieser Sache seine haarige Pratze im Spiel zu sehen."

„Wir müssen eben noch suchen. Noch ist nicht aller Tage Abend." Und damit blinzelte Huffelin nach der Sonne. Die hatte schon vor einer geraumen Weile den Mittag überschritten und neigte sich stark gegen eine Himmelsrichtung, von der Gilda Huffelin überzeugt hatte, daß es der Westen sei.

Nach diesem Gespräch begann Gilda an einer andern Stelle zu graben. Sie hatte da eine Buche neben einer Fichte gefunden und hegte von neuem Hoffnung, daß hier der Schatz verborgen sein könnte. Huffelin tat Gilda in allen Stücken den Willen und freute sich nur insgeheim, daß Gilda in ihrem Eifer nicht zu merken schien, wie die Zeit verstrich.

Und als er auch hier bis zur Hüfte in der Erde stand und nichts gefunden war, versuchte es Gilda noch an einer dritten Stelle.

Inzwischen vollführte die Sonne ihren Weg, und gegen Abend ließ sie noch einen breiten Streifen ihres Goldes zwischen den Stämmen auf die Lichtung um den Heidenstein rinnen. Als wollte sie Gilda darüber trösten, daß sie hier kein anderes Gold gefunden hatte. Auf der Lichtung aber sah es aus, als hätten ein paar riesenhafte Maulwürfe hier gehaust; so war der Boden um und um gewühlt, und ein Haufen Erde stand bei dem andern.

„Aus ist es," sagte Huffelin und kletterte aus seinem letzten Loch, „ich bin ganz und gar und an allen Gliedern dahin."

„Wahrhaftiger Gott! Und es will Abend werden."

Darüber war Gilda sehr erschrocken und sprach davon, daß sie nun nach Hause eilen müsse. Aber nun hatte Huffelin durch seine treue Arbeit über sie Gewalt gewonnen und rang es ihr ab, daß sie noch blieb und nicht gleich davonlief. Sie gingen ein Stück in den Wald hinein, wo der Boden nicht so zerwühlt und zerschmissen war, und setzten sich nahe dem Rand der Schlucht ins Moos. Sodann zog Huffelin aus seiner Tasche ein Weißbrot, ein Stück Schinken, eine Flasche Wein, und einen Becher und sagte, daß sie nun eine Stärkung redlich verdient hätten. Gilda ließ sich nicht lange bitten und griff zu; denn sie war in diesem Stück ganz der Meinung Huffelins.

„Und bist du nicht traurig," fragte er nach einer

Weile, „daß du nun den Schatz nicht hast finden können?“

„Ach was!“ sagte sie, indem sie in das Weißbrot biß, „dann hat es eben nicht sein sollen. Es nützt ja wohl nichts, zu hadern, zu murren und aufzubegehren. Es wird wohl schon ein anderer früher dahintergekommen sein.“

Als sie gegessen und getrunken hatten, streckte sich Huffelin lang hin und legte den Kopf auf Gildas Schoß, während sie ihm in großer Zärtlichkeit die Hand auf das Haar gab und bisweilen sanft darüber strich.

„Was du ein weiches Haar hast!“ sagte sie.

„Und was du eine weiche Hand hast, obwohl du schwere Arbeit tun mußt und eine Magd bist.“ Und nachdem er lange so gelegen und gar nichts gesprochen hatte, begann er wieder: „Wie das doch mit uns so gekommen ist? Ist es nicht wie eine Fügung, die man fast ein Wunder nennen könnte? Wer hätte das gedacht, als wir uns zum ersten Male gesehen haben und du so wacker um dich geschlagen hast? Ist noch gar nicht so lange her.“

„Du hast mir damals gleich gar wohl gefallen, aber ich habe mich's nicht wollen merken lassen.“

„Und wenn ich nicht gekommen wäre und immer wieder gekommen und dir aufgelauert hätte, wenn du abends aus dem Hause gegangen bist – du hättest nichts dergleichen getan.“

„Hätte ich dich vielleicht sollen holen lassen, mit Vermelden, des Richters Greinell Magd wolle den sauberen Junker aus Herrn Seidenaders Haus zum Geliebten haben?“

„Ach du – was soll ich doch mit dir tun? In wieviel Stücke soll ich dich wohl zerreißen, und bei welchem soll ich zuerst beginnen, dich aufzufressen."

Aber da neigte sie sich herab und küßte ihn auf den Mund, und er reckte sich ihr entgegen, und dazu rauschten die Bäume im Abendwind, und die Sonne sank immerzu, daß es schon ganz dämmerig im Wald war. Und Gilda schmiegte sich an den Geliebten und hielt ihn fest in den Armen.

Mit einem Male hob er den Kopf. „Still!" sagte er leise, „hast du nichts gehört?"

Zwischen dem Rauschen der Bäume war es wie ein fremder Ton, ein Stoßen von Eisen gegen Stein und ein Klirren. „Da sind Waffen im Wald," flüsterte Huffelin, und nachdem er noch eine Weile gelauscht hatte, kroch er sachte gegen den Rand der Schlucht. Gilda hielt seine Hand fest und ließ nicht von ihm, denn es war ihr, als müsse sie ihn vor einer Gefahr behüten, oder, wenn er schon darein verfallen sollte, so müsse sie doch allerwegs dabei sein. An der Stelle, wo sie die Schlucht erreichten, fielen deren Ränder senkrecht ab. Zwischen den Gebüschen, die da standen, konnten sie versteckt fast bis auf den Grund hinabsehen; und wenn es nicht schon gar zu dämmerig gewesen wäre, so hätten sie auch wohl noch mehr erkannt. So aber sahen sie bloß, daß da unten eine Menge von Menschen daherkam und den Grund der Schlucht entlang zog, und dem fortgesetzten Klirren war zu entnehmen, daß die Leute, wie es Huffelin gleich anfangs befunden hatte, Waffen mit sich führten.

Nachdem der Student und Gilda eine geraume Weile so gelegen und in die Schlucht hinabgeschaut hatten, gab er ihr ein Zeichen, daß sie sich leise zurückziehen wollten. Ein gutes Stück krochen sie hinter sich, ehe sich Huffelin aufrichtete.

„Was meinst du?" fragte Gilda, „was soll man wohl davon halten?"

Huffelin hob die Achseln hoch: „Nichts Gutes," sagte er, „sonst kämen sie nicht so heimlich geschlichen. Ich glaube, es gilt der Stadt. Und wenn ich mir es so recht überdenke, so komme ich dahinter, daß es allerdings des Erzbischofs Leute sein müssen. Das ist freilich ein sonderbares Ding, mitten im Frieden so durch den Wald einzufallen. Aber den großen Herren sind schon ganz andere Raupen in den Kopf gekommen."

„Was ist denn da zu tun?"

„Laufen, mein Mädel, laufen, so schnell es gehen will, damit wir früher in der Stadt sind und Lärm schlagen können."

Und ohne noch weiter viele Worte zu machen, fing Gilda an zu laufen. Da sie hier herum Weg und Steg wohl kannte, erreichten sie nach kurzer Zeit die Straße und liefen nun hier weiter, als ob es hinter ihnen brennte.

„So hab ich doch noch Aussicht," lachte Huffelin, „es in der Welt zu etwas zu bringen. Wenn auch nicht auf andere Manier, so doch als Vorläufer bei einem hohen Herrn."

Wie sie einmal recht im Laufen darin waren, so ver-

gaßen sie beinahe, warum sie eigentlich liefen, und fanden eine rechte Lust daran, um die Wette zu rennen. Gilda gab dem Studenten nicht nach und hielt sich brav neben ihm; als sie aber kurz vor dem Stadttor waren, da nahm sie einen neuen Schwung, machte einen mächtigen Sprung vorwärts und kam vor Huffelin am Ziel an. Ihr Auslaufen war aber so wild, daß sie sich dem Torwächter geradenwegs auf die Knie setzte.

Der hatte den schönen milden Abend in aller Ruhe genießen wollen und sich einen Schemel unter das Tor gerückt. An die Mauer gelehnt und die Beine weit von sich gesteckt, schlief er sanft und friedlich. Der Mund stand ihm offen, und die Partisane lehnte neben ihm. Als ihm nun Gilda so geradenwegs in den Schoß fuhr, schrie er auf und fiel von seinem Schemel auf die Erde. Dabei stieß er an die Partisane, und diese schlug ihm im Umfallen rechtschaffen über den Kopf. Da war es dem Wächter nicht anders, als sei der böse Feind über ihn gekommen, und er begann ein jämmerliches Zeter und Mordio, daß die anderen Scharwächter aus ihrer Stube liefen.

„Die Tore zu," schrie Huffelin, „die Tore zu! Feinde sind auf dem Wege! Sie ziehen durch die Schlucht den Wald herunter!"

Aber es dauerte noch eine gute Weile, bevor die Wächter zu begreifen vermochten, was sich da eigentlich zutrug, und warum ihr Geselle da auf der Erde saß und noch immer verwundert und über den Kopf geschlagen war. Huffelin mußte ihnen des langen und

breiten erklären, was und wie er es gesehen hatte. Aber nachdem er ihnen solcher Gestalt auseinandergesetzt hatte, daß ihnen das Feuer auf den Nägeln brenne, kam endlich Leben in die Bande.

Da liefen sie spornstreichs auseinander, der eine hierhin, der andere dorthin, um die Meldung zu vertragen. Etliche machten sich auch sogleich an das Tor, schlossen es zu und schoben die schweren Balken vor.

Indessen hatte Gilda den Staub von ihren Röcken geschüttelt und den Weg nach Haus angetreten. Ihre Wangen waren rot und ihre Brust ging noch immer rasch mit Heben und Senken, und sie gefiel dem Studenten noch einmal so wohl als sonst, obgleich er ihr doch hätte zürnen sollen, weil sie ihn im Wettlauf besiegt hatte.

Dann begann mit einem Male die Sturmglocke vom Rathaus. Sie schrie es über die ganze Stadt hinweg, daß eine Gefahr da sei. Da liefen die Bürger aus den Häusern mit entsetztem Fragen, was denn los sei. Und wie sie es erfuhren, da war ein Durcheinanderspringen und Hopsen wie von Flöhen auf einem heißen Blech.

Es war aber auch schon hoch an der Zeit gewesen, daß man sich verwahrte. Denn nur wenig später brach der Feind zwischen den Weingärten hervor und rannte gegen die Stadt an. Aber da war kein geringes Staunen, als er die Tore geschlossen und die Mauern besetzt fand. Und die Wächter auf den Zinnen erhoben ein mächtiges Geschrei und verlachten den Feind, daß er sich in seiner

Rechnung geirrt hatte. Dann legten sie die Musketen auf die Gabeln und gaben eine Salve ab. Und wenn auch niemand getroffen wurde, so sah der Feind doch, daß man schießen konnte, und das war für den Anfang immerhin doch etwas.

Zehntes Kapitel.

Wie Malt Hellefeuer starb und Betscholt ins Loch gesteckt wurde.

Nun waren die Schwalben doch fortgezogen, denn die kümmerten sich nicht um die Soldaten des Erzbischofs, die da rings um die Stadt lagen.

Aber die Bürger konnten nicht aus ihren Mauern heraus. Der Ring war recht festgezogen, und auf allen Höhen sah man die grauen Zelte des Feindes, und manchmal blitzten im Sonnenschein die blanken Läufe der Musketen und die Klingen der Partisanen. Dazu vollführte der Feind auch alltäglich und manchmal sogar des Nachts einen greulichen Lärm mit Pfeifen und Trommeln, als ob er denen in der Stadt anzeigen wollte, wie wohlgemut und kriegslustig er sei.

Es half den Bürgern nichts, daß sie untereinander grimmig über den Erzbischof schimpften. Sie fielen mit Worten über ihn her, sie zogen ihm mit Worten das Fell über die Ohren, sie wünschten ihn dorthin, wo der Pfeffer wächst, und verschworen sich, sie würden ihm kein Pardon geben, wenn sie ihn in die Gewalt bekämen. Aber inzwischen mußten sie den Dingen ihren Lauf lassen und zusehen, wie die Feinde auf den Hügeln um die Stadt hin und wieder zogen, als ob sie hier zu Hause wären.

„Nein," hatte der Bürgermeister Gottfried Myrtha gesagt, „das ist eine unerhörte Gewalttat gegen Gesetz und Raison, und wir müssen uns dawider beim kaiser=

lichen Hof beschweren. Es geht doch nicht an, daß mitten im Frieden eine Fehde begonnen wird, als sei keine Ordnung und kein Regiment im Land."

Darauf war beschlossen worden, Sendboten nach Wien zu schicken, die dort Klage führen und Abhilfe fordern sollten. Die Ratsherren Hanns Brenn und David Konrad, sowie der Stadtschreiber Hunesfeldt waren durch das Los bestimmt worden, die Gesandtschaft zu bilden; denn freiwillig hatte sich keiner dazu erbieten wollen. Nachdem nun die drei von Weib und Kindern und allen Freunden einen tränenschweren Abschied genommen, auch zu Händen des Richters Elias Greinell ihre Testamente wohl versiegelt hinterlegt hatten, zogen sie in einer dunkeln Nacht aus.

Das war nun auch schon wieder drei Wochen her. Und noch immer war keine Nachricht in die Stadt gelangt, ob sie wohlbehalten nach Wien gekommen seien, wie ihre Sache dort stünde, und ob sie bald zurückkehren wollten.

Indessen hatte der Erzbischof seinen Ring um die Stadt noch enger gespannt. Er hatte die Herrschaft Pulgrau besetzt und dem Rat durch einen Trompeter sagen lassen, er werde die Stadt so lange eingeschlossen halten und ihr nach Kräften zu schaffen machen, bis ihm sein Recht auf diese Herrschaft in optima forma und ohne Ausflucht noch Hinterhalt eingeräumt sei. Dem Ratskellermeister schwollen vor Zorn die Adern an den Schläfen zolldick an, wenn er daran dachte, daß der Erzbischof ein solches Ansinnen an die Stadt stellen konnte. Wo doch der beste Wein der ganzen

Kellerei auf den Weinbergen der Pulgrauer Herrschaft wuchs.

Zwei Menschen in der Stadt aber hatten an der neuen Lage der Dinge, die so vielen zum Ärgernis diente, ihr herzhaftes Vergnügen.

Der eine war der Graf Drostenhoff. Und er traf sich in seiner Freude mit dem Schustermeister Malt Hellefeuer. Freilich war jeder aus einem andern Grunde so besonders vergnügt.

Der Graf Drostenhoff war nämlich vom Rat ersucht worden, die Leitung der Verteidigung zu übernehmen. Da war dem Alten noch einmal der Schlachtenlärm des großen Krieges in das Gedächtnis gekommen, und er hatte seinen Küraß angelegt und die rote Halsbinde darüber. Dann hatte er sein Roß bestiegen und war, mit seinem Heerbann hinter sich, so lange durch die Stadt kreuz und quer geritten, bis anzunehmen war, daß ihn jedermann gesehen hatte. Abends spottete er selbst über seine Eitelkeit und sagte zu dem Lübecker: „Es kann Gott gefallen wollen, mich schon bald abzurufen. Da will ich noch weidlich mit den Sporen klirren und mich anschauen lassen, damit mich jeder als einen braven Kriegsmann im Gedächtnis behalte. Und zuvor will ich noch die Pfaffen recht sorglich versohlen, die dem Herrn ein Greuel sind."

Er erwies sich auch in Wahrheit als einen wackeren Kriegsmann, der mit Umsicht und Verstand zu Werke ging. Die Bürgerschaft war bewaffnet worden, und den bequemen Meistern half kein Seufzen und kein Klagen; sie mußten in den Brustharnisch hinein und

die Muskete in die Hand nehmen. Dann ging es an ein mächtiges Exerzieren. Das fand gerade auf dem Marktplatz statt, und aus den Fenstern sahen die Ehefrauen und Töchter mit christlicher Erbarmnis, wie der Gatte und Vater da unten mit Schwitzen und manchem unsanften Wort zum Helden gebildet wurde. Es war an dem, daß nun in der Stadt in einer Woche mehr Schweiß vergossen wurde wie sonst während eines Jahres. Der Herr Graf und nunmehriger Feldoberst ritt mit hunderttausend Donnerwettern hin und her und schonte nicht Rang und Stand. Es ging ihm nicht nach Ansehen und Würdigkeit, sondern nur danach, ob einer die Muskete rasch fertig machen und trefflich feuern konnte. Da wurden nun gerade die Angesehensten als die Schlechtesten erfunden, und wer sonst ein gewaltig groß Maul hatte, der wurde jetzt kleinlaut.

Dem Merth Markus, der einmal wegen des fortgesetzten Rüffelns und Kujonierens aufmucken wollte, fuhr der Graf derart über die Zähne, daß der vierzehn Tage lang das Putzen vergaß. Er wollte ihn sogar ins Prison setzen, und nur der Fürsprache des Bürgermeisters verdankte es der Ratsherr, daß er so davonkam.

Da zeigte sich erst, wer im Waffenhandwerk seinen Mann stellen konnte. Der brachte es auch jetzt gar rasch zu einem Kommando. So hatte der Graf dem Lübecker den Befehl über sein eigenes Schloß übertragen. Der Student Huffelin aber kommandierte die Batterie auf dem heiligen Berge. Hier hatte der

Graf, weil er erkannt hatte, daß dies ein strategisch wichtiger Punkt sei, eine Schanze aufwerfen lassen und sie mit dem einzigen Geschütz armiert, das in der Stadt vorhanden war. Das war die Benningsche Prunkkanone aus dem gräflichen Arsenal. Weil man sie aber noch nicht ausprobiert hatte, ob sie auch wirklich würde losgehen wollen, und weil sich noch niemand gefunden hatte, der sein Leben hätte daransetzen wollen, sie auf ihren guten Willen zu prüfen, so war man froh, daß der Feind auch nicht mit Stücken aufzuspielen anfing. Immerhin ließ Huffelin das Rohr einige Male im Tage auf dem heiligen Berg hin und her ziehen, damit der Feind meinen solle, er suche nur den besten Platz zum Schießen. Huffelin hatte sich zwei neue Federn hinter die golddurchwirkte Hutschnur gesteckt. Denn er war jetzt in der Stadt zur großen Person geworden. Er hatte den Schein des Retters aus Feindesnot hinter sich. Freilich war bei diesem Anlaß ruchbar geworden, daß er mit des Herrn Elias Greinell Magd im Wald gewesen war. Und das war etwas, das man einem hübschen, jungen Burschen, dem man schon auch ein Bürgermädchen gönnte, nicht sogleich verzeihen konnte. Besonders Herr Franz Seidenader schnitt seit dieser Zeit ein schiefes Gesicht. Wenn diese Verdrießlichkeiten, die besonders der armen Gilda nahe gingen, nicht gewesen wären, so hätte sich Huffelin in dem Kriegslärm so recht zu Hause gefühlt.

Ganz ohne Schatten aber war das Glück des Malt Hellefeuer. Mit Exerzieren, Wachehalten, Auf- und Abpatrouillieren und anderen soldatischen Verrichtungen

ging der Tag hin. Was davon übrigblieb, das mußte in den Zunftherbergen und im Ratskeller zugebracht werden, weil man dort immer das Neueste erfuhr und auf dem laufenden gehalten wurde. „Sintemalen der Bürger in so schlimmen Zeiten mehr der Öffentlichkeit als dem Haus gehört," pflegte der Meister zu sagen, und Frau Dorothea gab ihm darin recht. Hütete doch der Geselle Betscholt in der Abwesenheit des Meisters brav das Haus, versäumte sich nirgends auf dem Heimweg vom Exerzieren und war immer da, wenn er gebraucht wurde.

In den Herbergen blieb man aber nicht nur mit den Nachrichten, sondern auch mit dem Wein fein auf dem laufenden. Und es geschah, daß Meister Malt Hellefeuer oft beides untereinandermischte, so daß man beim Nachhausekommen nicht unterscheiden konnte, von welchem er mehr mit sich brachte. Die Aufregung der schlimmen Zeiten und des fleißigen Nachrichtensammelns brachte ihn denn auch so sehr in Schwung, daß er kaum die Nächte zu Hause verbleiben konnte. So ernsthaft und gründlich nahm er die Erfüllung seiner Bürgerpflicht.

Frau Dorothea wunderte sich denn auch nicht allzusehr, als sie ihn eines Tages in seinem Bett fand, ganz steif und kalt, noch angekleidet, wie er sich nach einer schweren Arbeit im Dienste der Allgemeinheit hingeworfen hatte. Sie hatte in der letzten Zeit ihr Bett aus der Schlafstube in eine Kammer zu ebener Erde verlegt, weil sie den Gatten nicht durch zeitiges Aufstehen und Rumoren um die verdiente Ruhe bringen wollte.

Nachdem sie festgestellt hatte, daß sich Malt nicht rühren wollte, maßen er sich nicht rühren konnte, rief sie den Gesellen aus der Werkstatt herauf.

„Schau, Joachim," sagte sie, indem sie auf den Daliegenden wies, „er ist heimgegangen. Ich will ihm die Augen zudrücken."

Betscholt erschrak nicht wenig: „O Gott!" sagte er. Und es war wie ein Vorwurf, daß dem blühenden Leben ein so jähes Ende bereitet worden war.

„Ja – es hat Gott gefallen, ihn zu sich zu rufen. Gottes Wege sind unerforschlich. Nun steht nichts im Wege, daß du mein Gatte und Meister wirst."

„Ach ja!" seufzte Betscholt und fuhr mit dem Finger in den Hemdlatz, „aber wir haben keinen Priester, der uns trauen könnte."

„Ich muß doch auch erst meine übliche Trauerzeit halten. Und bis diese vorüber ist, da ist auch der ganze Zwist zwischen der Stadt und dem Erzbischof zu Ende, und wir haben genug Priester da."

„Das ist wohl wahr," sagte Betscholt, nahm den Finger aus dem Hemdlatz und atmete einmal tief, „ich habe geglaubt, du meintest, es solle gleich sein."

Hierauf begann Frau Dorothea zu weinen, und Betscholt ging, um die Nachbarn zu holen und ihnen zu verkünden, daß Meister Malt Hellefeuer gestorben sei. Da entstand ein großes Lamentieren im Haus und allen Stuben, die Werkstätte, selbst die Stiegen und der Hof waren mit Nachbarn angefüllt, die so sehr klagten, daß man es drei Straßen weit hören konnte. Hannes, der Lehrbube, der selbst angesichts

der allgemeinen Trauer nicht von seinen bösen Streichen lassen konnte, brachte am zweiten Tag einen großen eisernen Topf und stellte ihn der Frau Kloglerin, die am meisten weinte, vor die Füße.

„Was soll ich denn mit dem Topf?" fragte die Kloglerin, indem sie im Weinen innehielt.

„Ich möchte Euch in Gottes Namen gebeten haben, in den Topf zu weinen," sagte der Bube, „ich will ihn auch immer hinuntertragen und ausleeren, wenn er voll ist. Ich bin doch noch so jung und habe nicht Lust, schon elendiglich zu versaufen."

Darauf aber flog der Hannes die Stiegen hinab, so schnell, daß die Beine nicht nachkommen konnten und immer zwei Stufen höher waren als der Kopf.

Am dritten Tag wurde der Meister Malt Hellefeuer begraben. Man gab ihm seine Ruhestatt im alten Friedhof bei der Dominikanerkirche, weil man doch zu dem neuen Friedhof vor dem Tor nicht gelangen konnte. Der Schloßkaplan Coelimpatius gab der Leiche auf Befehl des Grafen den Segen, und so kam der brave Meister trotz des erzbischöflichen Verbotes doch noch christlich in die Erde.

Nachher aber waren alle Freunde und Bekannten des Verstorbenen geladen, um in seinem Hause ihr Leid zu vertrinken. Und an diesem Totenschmaus hätte sicher niemand eine größere Freude gehabt als Meister Malt Hellefeuer selbst, wenn er hätte dabei sein können. Frau Dorothea hatte sich nicht lumpen lassen, denn man wußte ja, daß die Trauer um so größer sei, je mehr beim Totenschmaus aufging.

Da wurde aufgetragen, daß sich die Tische bogen, und die Kannen standen gleich in ganzen Regimentern reihenweise da. Frau Dorothea hatte in der Eile sogar noch ein Schaugericht besorgt, das war ein Stiefel aus Backwerk, so groß, daß ihn der Riese Goliath hätte tragen können, wenn er aus Leder gewesen wäre. Als man den Stiefel aber anschnitt, da flog eine weiße Taube heraus, und die sollte die Seele des Verstorbenen vorstellen, die sich auch quasi aus den Niederungen der Schusterwerkstatt aufgeschwungen hatte. Man fand diese Beziehung allgemein sehr schön und sinnig und bewunderte die Erfindung der Frau Meisterin. Die aber wies das Lob ab und wandte es ihrem Gesellen zu, indem sie sagte, daß dies alles seine Invention sei.

So reichlich und gut war alles, daß selbst der Bäcker Kleinfeindt, dem sonst die Zunge sehr lose im Munde saß, und der nicht so bald zufrieden gestellt war, äußerte, man könne nicht leicht ein besseres Totenmahl finden. Und daß er dies sagte, wollte schon etwas bedeuten. Denn er hatte ja nicht einmal den großen Stiefel gebacken, sondern Christoph Pitzer hatte die Arbeit gemacht. Und Kleinfeindt hatte also allen Grund, scharf ins Gericht zu gehen.

Und alles wäre schön und gut gewesen, wenn nicht Betscholt den Mund aufgetan und so unvernünftig dahergeredet hätte.

Als die Trauergäste vom Begräbnis ins Haus zurückgegangen waren, hatte die Meisterin im Hausflur Betscholts Arm erfaßt und ihm zugeflüstert: „Nun ist

es gut. Wir haben doch auf alle Fälle den Pater Coelimpatius. Jetzt mögen sie sich schlagen oder vertragen. Wer die Leichen einsegnet, kann auch die Brautleute zusammengeben."

Darüber war Betscholt ins Sinnen geraten. Und er hatte so lange gesonnen, daß ein guter Teil der Speisen an ihm vorüber ging, ohne daß er sonderlich zugegriffen hätte. Bis er endlich erwachte und zu seinem Schrecken bemerkte, was alles er schon versäumt hatte. Da gedachte er sich doch noch zum mindesten am Weine für alles schadlos zu halten und ergab sich also einem mächtigen Pokulieren. Dafür fand er an seinem Ende Kumpane genug, die ihm zutranken und Bescheid taten. Zwei Bürstenbindergesellen saßen an diesem Tischende und zwei Schustergesellen, die tranken aber gerade so, als ob auch sie Bürstenbinder gewesen wären. Da war nun ein fleißiger Verkehr mit Wein, und Hannes, der Lehrbube, konnte nicht genug Kannen schleppen.

Es war also nicht weiter zu verwundern, daß sich an diesem Ende des Tisches ein Lärmen erhob, in dem man bald sein eigenes Wort nicht verstand. Es verwunderte sich auch niemand darüber, weil am andern Ende des Tisches, wo die Meister saßen, das Lärmen nicht viel geringer war.

Franz Gerollt, der Blechschmied, hatte die Pitzerin auf seinen Schoß gesetzt und goß ihr aus seinem hohen Stängelglas Wein hinter die Halskrause. Jakob Klogler hatte mit dem Nachtwächter Zimbelin einen großen Disput über die gegenwärtigen Umstände der Stadt

begonnen. Zimbelin schlug dabei immer mit der Faust auf den Tisch. Denn er glaubte, er könne sich hier schon etwas herausnehmen, weil er doch unter den Freunden des Verstorbenen der werktätigste gewesen, maßen er ihn oft des Nachts als schwere Fuhre nach Haus gebracht hatte. Da war ein Kreischen, Lachen, Kichern und Umtreiben um den Tisch; bis alle zumal, Männlein und Weiblein, vom Weine voll waren und durcheinander torkelten wie Kegel, die von der Kugel getroffen sind.

Inzwischen hatte der Wein in Joachim Betscholts Hirn die Betrachtung seiner Angelegenheiten verändert. Es war ihm eingegangen, was für ein großes Ding es doch sei, sein eigener Meister zu heißen. Und er sagte zwischen zwei gewaltigen Schlucken: „Jetzt wird es nicht mehr lange währen, daß ich hier unten am Gesellenende sitzen muß. Ich werde fein sachte hinaufrutschen, ja . . . Brüder, dorthin, wo die Meister sitzen, und werde euch allen eine Nase drehen. Der Meister Malt Hellefeuer . . . . Gott gebe ihm die ewige Ruh . . . was war er? Ein Weinschlauch und ein Prahlhans. Ist nur immer im Weg gewesen. War doch auf der Welt zu nichts nütze! Das sage ich euch . . . ihr könnt es sagen, daß ich es euch gesagt habe. Wer hat etwas verloren, daß er hinweggegangen ist? Niemand. Die Meisterin . . . weiß Gott . . . Brüderlein, die wird sich bald trösten . . . Brüderlein. Wer aber dabei gewonnen hat . . . Das bin ich . . . ich . . . ich . . . der Joachim Betscholt. Das soll ein Abschiedstrunk vom Gesellentum werden,

Brüderlein . . . da wollen wir uns alle toll und voll andudeln . . . wenn ich ans andere Ende rutsche."

In dieser Art redete Joachim Betscholt noch lange, sah dazwischen in sein Glas, hielt einen Umtrunk und begann endlich ein Lied zu singen, in dem es hieß, daß, wenn einer zur Hölle müßte, die anderen auf seinem Grab tanzen sollten.

Die Gesellen hatten dieser Reden nicht weiter acht und begleiteten sie mit ihren Weinschellen.

Am nächsten Abend aber gingen diese Dinge doch in der Herberge der Schuster von Mund zu Mund. Was die Frau Meisterin Hellefeuer wohl jetzt machen würde, hatte einer gefragt. Da erinnerten sich einige der Worte des Gesellen Betscholt. Und lachend erwiderten sie, daß sich die Meisterin wohl werde zu trösten wissen. Und daß Betscholt davon gesprochen habe, daß er das Gesellentum verlassen und zu den Meistern aufrücken werde.

Nun waren aber etliche unter den Gesellen, rechte Neidhämmel und Schindhälse. Und die konnten es nicht ertragen, zu denken, daß ein Landfremder die schöne Schusterei und das Haus Malt Hellefeuers für sich nehmen sollte. Das hätte dem Kerl wohl gepaßt, sich so schön ins warme Nest zu setzen. Und der Meister sei ihm auch gerade zur rechten Zeit aus dem Wege gegangen. Wie gewunschen, hätte er sich hineingelegt und wäre gestorben, damit der Betscholt alles an sich reißen könne.

„Zudem ist das Hinsterben des guten Meisters doch recht absonderlich gewesen," sagte der Oberste der

Neidhämmel, „hat er etwa ein langes Siechtum überstehen müssen? Gesund und kräftig ist er noch am Abend unter uns gesessen, dann ist er nach Haus gegangen wie sonst, und am Morgen ist er tot gewesen. Besser hätte es der Betscholt nicht treffen können."

„Was willst du damit sagen?" fragten die anderen.

„Ich will sagen, daß mich dieses plötzliche Versterben des Meisters absonderlich bedünken will."

Diese Worte gingen allen durch den Kopf, und nach und nach wollte es allen vorkommen, als ob es mit dem Tod des Meisters nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Was hatte der Doktor Armleder gesagt? Daß den Toten der Schlagfluß getroffen habe. Der Schlagfluß, das war auch so eine Sache, von der man nichts Richtiges wußte und sagen konnte. Dazu kam, daß die alten Weiber der Nachbarschaft zu munkeln begannen, es sei zwischen der Meisterin und dem Gesellen schon zu Lebzeiten des Meisters alles ins reine gekommen. Sie wollten dies und das gesehen haben, und nichts davon wäre christlich und in Ordnung gewesen. Damit getrauten sie sich jetzt hervor, weil sie den Meister Hellefeuer nicht mehr zu fürchten hatten. Der wäre imstande gewesen, wenn er so etwas erfahren hätte, sie zusammenzufangen, mit den Zöpfen zusammenzubinden und über irgendeinen Nagel zu hängen.

Das Gerücht wuchs und wuchs und wurde immer drohender.

Eines Tages erschien der Ratsbüttel Hohenloch mit fünf Scharwächtern in Hellefeuers Haus. Er hatte zwei

Paar Handschellen mit, von denen er eines der Frau Meisterin und das andere dem Gesellen Joachim Betscholt anlegte.

Darüber waren die beiden wie aus den Wolken gefallen. Und sie fielen noch etliche Klafter tiefer, als ihnen der Richter Elias Greinell mitteilte, sie seien beschuldigt, den Schustermeister Malt Hellefeuer umgebracht zu haben.

„Wer sie denn angezeigt habe," fragte die Meisterin.

Das tue nichts zur Sache. Genug, daß man sie dem Gerichte angezeigt habe, und daß genügende Gründe für die Wahrheit der Anschuldigung sprächen.

Hierauf wurden die beiden ins Gefängnis gesetzt.

Betscholt war wie vor den Kopf geschlagen und hatte gegen den Richter Elias Greinell nicht den Mund aufgetan. Er hatte immer eine Abneigung gegen die Justitia gehabt, denn er hatte erfahren, daß sie immer dann am grimmigsten zu sein pflegte, wenn sie am wenigsten Ursache dazu hatte.

Joachim Betscholt, sprach er zu sich, das hast du nötig gehabt! Ich muß dir sagen, daß du ein Esel bist. Hättest du nicht weiter wandern können, wie es sich für dich schickt, nachdem du dich ordentlich ausgegessen und angetrunken hast? Da hat dich der Teufel geritten, daß du daran gedacht hast, Meister werden zu wollen. Warum denn nur? Ist es denn nicht viel besser, im Wald zu übernachten als im steinernen Käfig? Wenn sie dich peinlich befragen, so wirst du gestehen, daß du den Malt Hellefeuer, den Gott in seinem Zorn erschaffen hat, umgebracht hast. Das wirst du tun.

Wenn du es aber nicht tust, so verrenken sie dir alle Glieder, und dann ist es mit dem Wandern aus.

Und er vermaledeite den Tag, der ihn in die Stadt geführt hatte.

Kurze Zeit nach der Einlieferung war der Kerkermeister erschienen und hatte die Taschen des Gefangenen untersucht, ob er nicht etwa welche Waffen und gefährliche Gegenstände bei sich habe. Und da hatte er bei ihm jene Wurzel entdeckt, die Betscholt damals am Waldrand gefunden hatte.

Der Kerkermeister hatte sie mit einer strengen Miene angesehen. Und dann hatte er Betscholt einen giftigen Blick zukommen lassen: „Mit Zauberwurzeln hantierst du also auch, mein Bursche?" hatte er gesagt.

„Das ist keine Zauberwurzel. Es ist eine Glückswurzel."

„Wir wollen sehen, ob sie dir Glück gebracht hat."

Betscholt glaubte aber jetzt selbst nicht mehr daran, daß es eine Glückswurzel sei.

Seine Zelle lag unter der Erde und bekam ihr Licht durch ein kleines Fenster oben in der Wand. Es war gar nicht behaglich in diesem Loch, und Betscholt fand, daß er schon besser gewohnt habe. Aber er glaubte, daß der Kerkermeister seine Kündigung nicht würde annehmen wollen, wenn er ihm sagen würde, daß es ihm nicht gefalle. Also dachte er daran, es sich hier derweilen so behaglich als möglich zu machen. Er maß zunächst den Raum ab, seiner Länge und seiner Breite nach, und dann schritt er auch noch die Entfernung von einer Ecke zu der andern ab, die ihr gegenüberlag. Hierauf untersuchte er jeden Winkel in der Zelle. Denn er

wußte aus Erfahrung, daß die früheren Insassen oft kleine Gegenstände zurückzulassen pflegten, die ihren Nachfolgern zur Kurzweil und Erheiterung dienen konnten. Aber er fand nichts, mit dem er seine Langeweile hätte vertreiben können.

Also setzte er seine Hoffnung darauf, daß sich in der Strohschütte lebende Mitbewohner finden würden, weil er noch nie eine Zelle ohne solche innegehabt hatte. Jedoch weder in der ersten Nacht noch in den folgenden Nächten wollte etwas anbeißen. Er hatte sich vorgenommen, alles Wild zusammenzufangen, was zu erreichen war, und es zu Akteurs für ein Flohtheater zu erziehen. Wenn er dann wieder auf der Wanderschaft wäre, so wollte er schon seine Bande tapfer tanzen und springen lassen, daß sie ihm doch immer ein paar Zehrpfennige einbrächte.

Es war ihm eine Enttäuschung, daß er keine Gefangenen machen konnte. Da mochte in dieser Zelle wohl schon lange niemand gesessen sein, so daß die Tierlein allzumal verhungert, erfroren oder ausgewandert waren. Daher blieb ihm keine andere Unterhaltung, als mit den Nägeln die Wand zu zerkratzen und zu den vielen Inschriften eine neue hinzuzufügen. Die lautete:

„O Wandrer, willst du froh und ganz verständig sein,
So laß dich nie mit deinen Meisterinnen ein,
Zieh weiter, eh sie dir den Ausweg ganz verkleistern,
Weil manche Weiber selbst den Teufel übermeistern.

Joachim Betscholt. 30. Septembris 1675."

Nachdem er aber den Wortlaut dieser Inschrift recht genau überdacht hatte, fand er, daß sie ihm in seinem Prozeß am Ende gefährlich werden könnte. Sintemalen

man aus dem Hinweis auf die Meisterinnen vielleicht hätte den Schluß ziehen können, daß Betscholt selbst diese Erfahrung gemacht habe, und weiter, daß also alle Vermutungen und Gerüchte wohl das Richtige getroffen hätten. Und weil Betscholt vor der Spürnase und den Eulenaugen der Justitia allen Respekt hatte, so ging er daran, die Worte, die von den Meisterinnen handelten, gänzlich auszukratzen und auszutilgen. Dann grub er an ihrer Stelle zwei andere Worte ein, so daß die Zeile jetzt hieß:

„So laß dich nie mit argen Juden ein . . .“

Das stimmte zwar nun nicht mehr mit der letzten Zeile überein, aber es war zumindest nicht gefährlich.

Am selben Tage, an dem er diese Verbesserung vornahm, bekam er eine große Sehnsucht, zu sehen, wie es auf der Oberwelt ausschaute. Er rückte seine Bettstatt an die Fensterwand, stellte den Stuhl darauf und war eben im Begriff, sich am Fenster in die Höhe zu ziehen. Da flog über seinen Kopf hinweg eine Lehmkugel, wie aus einem Blasrohr geschossen, in die Zelle. Betscholt kletterte wieder hinunter, brach die Lehmkugel auseinander und fand darin einen Zettel, auf dem stand: „Zeig dich am Fenster.“ Hierauf kletterte Betscholt wieder auf die Bettstatt und auf den Stuhl und zog sich am Fenster in die Höhe; wobei er dachte, daß er sich nicht erst hätte hinunterbemühen müssen, wenn er gewußt hätte, was in der Lehmkugel war. Da sah er ein Stück eines Hofes, einen umgestürzten Schubkarren, eine kahle Mauer, und auf der Mauer obendrauf saß niemand anderer als Huffelin.

Wie der Student den Gesellen erblickte, begann er mit den Armen zu fechten, gleich einer Windmühle zu rudern wie ein Schiffer, der dem Magnetberg entkommen will, und Zeichen zu machen wie ein Verrückter. Aber Betscholt verstand nicht einen Funken von alledem, er vermochte trotz aller Aufmerksamkeit, keinen Wink für sich zu übersetzen. Das Blut stieg ihm zu Kopf, er klammerte sich fest an, denn es wurde ihm schwer, sich noch oben zu halten.

Plötzlich verschwand Huffelin von der Mauer, so rasch als ob er heruntergeschossen worden wäre. Fast zu gleicher Zeit stampfte außen ein schwerer Musketierkolben auf Betscholts vorgeschobene Fingerspitzen. Betscholt schrie auf, ließ los und fiel samt dem Stuhl unter großem Gepolter in die Zelle zurück.

Die Fingerspitzen taten ihm weh, und von Huffelins Zeichen hatte er gar nichts verstanden, aber dennoch war er jetzt in der allerbesten Laune von der Welt. Er wußte jetzt, daß er von seinen Gesellen nicht verlassen war und hegte ein solches Vertrauen zu Huffelin, daß dieser sicher durchsetzen würde, ihn zu befreien, was auch geschehen mochte.

Am nächsten Morgen kam der Kerkermeister mit zwei Schließern und dem Gefängnisschmied und legten dem Joachim Betscholt ein Halseisen um und zwei Ketten um die Arme, die an diesem Halseisen befestigt waren, und eine Kette an die Beine mit einer schweren Kugel. So konnte Betscholt keine großen Spaziergänge machen, und es war keine Rede davon, noch einmal zum Fenster zu gelangen. Aber selbst das konnte seine Laune nicht

verderben, und seine Zuversicht stören, daß nun alles eine gute Wendung nehmen werde.

Huffelin hatte indessen wirklich alles in die Wege geleitet, um seinen Gesellen zu befreien. Aber das bot größere Schwierigkeiten, als sich Betscholt in seinem Loch vorstellen konnte. Die Justiz war darauf versessen, seine Schuld zu erweisen.

Kurz nach der Gefangennahme Betscholts hatte er durch Gilda davon erfahren. Und sogleich war er auch zum Richter Elias Greinell gelaufen, um bei ihm im Namen der gesunden Vernunft vorstellig zu werden.

Herr Elias Greinell hatte ihn höflich, wiewohl etwas spöttisch empfangen. Es war dem Richter nicht unbekannt geblieben, daß Huffelin mit Gilda zusammen im Wald gewesen war, und im weiteren Verlauf war er auch dahinter gekommen, daß Huffelin sich mit Gilda durchaus gut verstand. Da war nun dem Richter eine gelinde Angst in die Krone gefahren, daß Gilda ihn schließlich auf diesem Wege abhanden kommen könnte, was ihm durchaus und in allen Stücken wider den Strich gegangen wäre. Darum war es ihm eine besondere Freude, den Studenten jetzt in einiger Aufregung und als Bittsteller vor sich zu sehen.

Er hatte eine ganze Weile mit dem Kopf genickt und hatte dann folgendes gesprochen: „Mein lieber, junger Freund, ich verhoffe von Euch, daß Ihr Euch nicht mit der Absicht tragt, der Gerechtigkeit in den Arm zu fallen. Was wollt Ihr? Das Recht muß seinen Lauf haben. Ei jawohl! Fiat justitia, pereat mundus. Und da Ihr ja, wie ich höre, selbst der Rechtsgelehrsamkeit beflissen

seid, werdet Ihr selbst die Regel für diesen Fall zur Anwendung zu bringen vermögen. Es sind leider sehr viele Indizien dafür vorhanden, daß Euer Freund des ihm zu Last gelegten Verbrechens schuldig ist. Da erfordert es nun Pflicht und Gewissen, ohne Rücksicht die volle Strenge des Gesetzes walten zu lassen. Zu dem – und das möchte ich Euch gebeten haben, wohl zu beachten – die besondere Notlage unserer Stadt erfordert eine besondere Strenge. Caveant consules .... Es ist aus der Sage, der Geschichte und der Heiligen Schrift zur Genüge erhärtet, daß ein einziger Ungerechter den Untergang vieler Gerechter verschuldet hat. Was tun die Schiffer, wenn ein wütender Sturm über sie herfällt und das Meer ihr Schiff zu verschlingen droht? Sie forschen, ob sich nicht unter den Reisenden einer befindet, der eine besondere Schuld auf sich geladen hat, und wenn sie ihn gefunden, so übergeben sie ihn den Wellen. Wir müssen so klug sein wie die Schiffer und uns auch aller Sünder entledigen, denn auch unser Schifflein ist von einem argen Sturm umtost, und wenn wir die Ungerechten nicht schlagen, so könnten alle Gerechte betroffen werden."

Durch diese lange Rede war der Richter so in Schweiß geraten, daß er ganz weich wurde wie Butter an der Sonne. Huffelin aber sah ein, daß mit Herrn Elias Greinell nichts zu machen war und ging hinweg.

Er sann hin und her, wie dem Betscholt zu helfen sein könnte. Nachdem er sich mit dem Lübecker beraten hatte, begab er sich zu dem Oberstkommandierenden, dem Grafen Drostenhoff. Der wußte seinen braven

Huffelin zu schätzen und wäre ihm gern zu willen gewesen, davon zu geschweigen, daß er den Elias Greinell nicht leiden konnte.

„Seid Ihr davon überzeugt," fragte er, „daß dieser Betscholt unschuldig im Prison sitzt?"

„Ich lege meine Hand dafür ins Feuer."

„Gut, dann will ich ihn diesem dicken Mastochsen zur rechten Ärgernis schon herausbringen."

Aber auch die Fürsprache des Grafen war umsonst. Er fluchte einige Millionen Schock Granaten und Kartätschen zusammen, so viele, daß sie genügt hätten, alle Türken aus Europa zu verjagen, aber der Bürgermeister blieb fest. Er war von dem Richter schon vorher zur Genüge bearbeitet worden und hatte dessen Ansicht von der großen Gefahr, die der Stadt durch einen solchen Kapitalverbrecher drohte, sich zu eigen gemacht. Ob denn der Herr Graf nicht gehört habe, daß schon oft ein Ungerechter den Untergang vieler Gerechter verschuldet habe?

Der Prozeß nahm seinen Fortgang und verschlechterte sich erheblich durch die Auffindung der merkwürdigen Wurzel, die den Gesellen noch dazu in den Geruch der Zauberei brachte. Diese Wurzel war für die Meisterin so recht eine Glückswurzel. Man fing an, ihren Beteuerungen zu glauben, und hielt dafür, daß sie durch irgendwelche magischen Kräfte verblendet gewesen sei. – Immer mehr setzte sich die Ansicht durch, daß sie an dem Tod des Meisters Hellefeuer unschuldig sei, und da man nicht mehr als ein einziges Opfer brauchte, ließ man sie endlich laufen. Das war es, was Huffelin dem Freund hatte mitteilen wollen.

Um so hitziger setzte man jetzt dem armen Joachim Betscholt zu. Nachdem man ihn zuerst die ganze Zeit über in seinem Loch hatte abliegen lassen, ging man ihm nun jeden Tag mit scharfen Verhören zu Leibe.

Und in der ersten Oktoberwoche ging auf einmal das Gerücht aus, daß der Geselle auf peinliches Befragen schon nach dem ersten Grade sein Verbrechen eingestanden habe. Der Richter Herr Elias Greinell setzte triumphierende Mienen auf und ging herum, als habe er schon die Stadt gerettet. Huffelin aber sah ein, daß er nun dazu trachten müsse, Betscholt loszueisen, da er ihm doch sonst vor die Hunde gegangen wäre.

Elftes Kapitel.

Wie die Bürger ihren Most haben wollten, und wie es Betscholt als Gesandten erging.

Indessen aber war die Zeit herangekommen, wo sonst die Weinlese mit Lustbarkeit und Böllerschießen, mit Tanz und Singen begangen zu werden pflegte.

Der ausbündig schöne Sommer und der liebliche Herbst mußten die Trauben schon reif und überreif gemacht haben, und da war es für die Bürger eine Qual, von den Mauern auf die Weingärten hinausschauen und doch keinen Schritt tun zu dürfen, um Süße und Saftigkeit der Beeren zu erproben.

Je weiter die Zeit vorrückte, desto unruhiger wurden die Bürger, und desto lauter wurde es in den Haufen, die auf den Mauern sich zusammenrotteten. Da draußen lief das Soldatenvolk in den Weingärten herum und konnte nach Herzenslust, den wahren Eigentümern recht zum Hohn, vor ihren Augen probieren, was Gott beschert hatte.

„Da sind uns heuer die Spatzen über die Trauben gekommen,“ seufzte Merth Markus.

„Ja, Spatzen mit zehn Fingern und einem Maul, daß Gott erbarm!“ stimmte ihm Jakob Mathern bei.

Jakob Klogler hatte sich des Herrn Grafen Perspektiv ausgeborgt, um seinen Weingarten genau abzusuchen. Der lag vor dem Walde, an einem trefflichen Hügelabhang, und inmitten des Weingartens

gab es eine Gruppe von drei alten Nußbäumen, wo ein dichter Schatten war. Was nun Jakob Klogler durch das Perspektiv sehen mußte, das riß ihm das Herz auseinander. Da saßen unter den Nußbäumen, die noch wenig von ihrer Blätterfülle abgeworfen hatten, drei Kerle. Die hatten eine alte Trommel zwischen sich und ließen die Würfel auf der Kalbshaut tanzen. Neben sich aber hatte jeder von den dreien seine Sturmhaube stehen, und die war voll mit Trauben. Und so packten die Kerle den Würfelbecher mit der einen Hand, mit der andern aber stopften sie den Mund mit Trauben voll, so daß Klogler zu sehen vermeinte, wie ihnen der Saft über die Lippen lief. Nachdem der brave Meister sein Herz ganz mit bitterem Weh angefüllt hatte, schob er das Perspektiv zusammen und kehrte den Freunden das Gesicht zu, das wie ein junger Käse war.

„Vermeint Ihr nicht, Meister, daß es an der Zeit wäre, sich mit dem Erzbischof zu vertragen. Sollen wir zusehen, wie unsere guten Trauben von seinen Soldaten gefressen werden?"

„Ja, aber . . . die Herrschaft Pulgrau will er haben," wandte Merth Markus ein, „und dort wächst doch unser allerbester Wein."

„Das ist wohl wahr. Aber soll um der Herrschaft Pulgrau willen alles zugrunde gehen, was uns das Jahr an Wein versprochen hat?"

Darauf wiegten die zwei Ratsherren die Köpfe und dachten im Ernst darüber nach, ob um der Herrschaft Pulgrau willen alles zugrunde gehen sollte, was das

Jahr an Wein versprochen hatte. – Diese Frage wurde in den nächsten Tagen mehr als einmal aufgeworfen, und man begann, den Rat zu bedrängen, daß er dem Erzbischof sich zu friedlichem Vertragen nähern möge. Im ganzen war die Belagerung ja nicht so grimmig ernst, und es gab ganze Tage, an denen kein Schuß gefeuert wurde. Nur manchmal ließ man die Musketen hinüber und herüber knattern, aber es war noch kein Blut geflossen und kein Verlust zu beklagen, außer der eines Jakob Kloglerschen Schweines, das in der Blüte seiner Jahre vor einem rechten Fettwerden durch eine abprallende Kugel getötet worden war. Der Oberkommandant Graf Drostenhoff war zwar sehr begierig darauf, einen Ausfall zu unternehmen und sich mit dem Feind zu messen, aber der Rat hatte den strengen Befehl erlassen, daß das Leben der Bürger nicht mutwillig aufs Spiel gesetzt werden dürfe.

Als nun der Graf von der zunehmenden Ungeduld der Bürgerschaft Kenntnis bekam, rückte er gestiefelt und gespornt vor den Bürgermeister und fragte, unter großem Degenklirren, ob er noch immer nicht ausfallen und den Feind verjagen dürfe. Aber der Bürgermeister erwiderte, daß jetzt weniger als je daran zu denken sei. Gesetzt den Fall, man würde vor die Stadt rücken, so würden sich die Feinde doch sicher in den Weingärten festsetzen, und es würde zu einem Kampf kommen, bei dem alles umgebrochen, verwüstet und vernichtet werden könnte. Nein, daran sei nicht zu denken.

Da schrie der Graf, dann sollten sie einen Butterwecken zum Oberkommandanten machen und nicht einen

Kriegsmann, und dann geschehe es ihnen ganz recht, wenn ihnen der Feind die Trauben vor der Nase wegfräße. Und damit ging er davon und schlug die Tür hinter sich zu, daß es durch das ganze Rathaus knallte. Und als er auf die Mauern gekommen war, gab er Befehl zu einem wütenden und anhaltenden Schießen, wie es noch während des ganzen Krieges nicht gehört worden war.

Und Huffelin mußte auf seiner heiligen Burgschanze die Benningsche Prachtkanone hin und her ziehen lassen, als sei es ihm nun völliger Ernst, mit einer schweren Ladung in den Feind zu fegen. Die Feinde aber waren wohl in einiger Verwunderung, daß man sich mit einem Male in der Stadt so mausig zu machen begann, erwiderten auch von da und dort ein wenig das Feuern, zuletzt legten sie sich wieder auf die faule Haut und ließen die drinnen knallen.

Es dauerte aber gar nicht lange, da sollten die Bürger noch mehr zur Unzufriedenheit, ja, bis zum Rand der Verzweiflung getrieben werden. Eines Tages sahen sie auf den Straßen und den Feldwegen rings um die Stadt Wagen erscheinen, die von Ochsen gezogen wurden, und auf denen sich runde, große Bottiche befanden. Da ging ein Schauer durch die ganze Stadt. Denn nun war es klar, daß der Feind vor ihren Augen die Lese vorzunehmen gedachte und ihnen den Wein wegführen wollte. Und wirklich, es dauerte gar nicht lange, da ging ein reges Leben in den Weingärten los, mit Schreien und Lachen und Hüteschwenken. Und da war auch eine Menge von Bauern und Bauern-

dirnen aus den nächsten Dörfern aufgeboten, die wacker mithelfen mußten, daß es nur so über die Hügel von Menschen wimmelte.

Darüber brach ein großer Zorn in der Stadt los. Die Leute rotteten sich auf dem Marktplatz vor dem Rathaus zusammen und begannen, gegen den Rat zu schreien. Sie ballten die Fäuste und konnten sich mit Schimpfreden nicht genug tun. „Vertragen! Vertragen!" schrien sie, „wir wollen uns vertragen!"

„Soll dem Erzbischof unser Wein in die Gurgel gewachsen sein."

„Wir wollen unsern Wein selbst trinken."

Da erschien der Bürgermeister Gottfried Myrtha auf dem Balkon und sprach zum unzufriedenen Volke: daß der Rat schon längst daran gedacht hätte, sich mit dem Erzbischof zu vertragen; daß man indessen nicht gewußt hätte, ob dies dem Volke würde genehm sein, und daß man also jetzt nach so unzweifelhafter Willensäußerung sofort daran gehen werde, die nötigen Schritte vorzunehmen.

Die Sache wäre also so weit wohl in guter Ordnung gewesen, wenn sich nicht doch zuletzt noch ein Haken gezeigt hätte.

Nachdem der Bürgermeister in der Sitzung alles der Reihe nach vorgebracht und zuletzt gesagt hatte, man müsse wohl oder übel einen Boten an den Erzbischof abgehen lassen, stellte er die Frage, welcher der Herren sich wohl zu diesem Dienst anbiete.

Daraufhin aber herrschte ein großes Schweigen in der Versammlung. Endlich erhob sich Merth Markus

und sagte: „Lieben Freunde! Daß ein Bote zum Erzbischof gehen muß, ist durch Lage der Verhältnisse leider notwendig gemacht. Es fragt sich nur, wer dieses gefährliche Amt übernehmen soll. Denn, daß wir es nur ganz offen sagen, wer von uns dieses tut, der muß seine Haut zu Markte tragen. Haben wir vom Schicksal unserer Gesandtschaft nach Wien ein Wort gehört? Nein, wir haben kein Wort von ihnen gehört. Und ist es nach Lage der Verhältnisse leider kein Zweifel, daß sie vom Erzbischof sind abgefaßt, gefangengenommen und in einen Turm gesteckt, wo nicht gar hingerichtet worden. Ich habe also nach Lage der Verhältnisse leider recht, wenn ich sage, daß wir unsere Haut zu Markte tragen, wenn wir als Boten zum Erzbischof gehen."

Wie sehr Merth Markus den anderen aus der Seele gesprochen hatte, konnte man aus ihrem eifrigen Kopfnicken ersehen.

Aber es müsse doch jemand den Mut finden, hinauszugehen, um dem Erzbischof zu sagen, was der Rat ihm anbieten und von ihm fordern wolle! – Das wollte allen einleuchten, aber nachdem Merth Markus einmal die Angst in ihnen aufgeweckt hatte, wollte sie sich nicht mehr wieder schlafen legen. Und so versuchte es einer dem andern zuzuschieben, und jeder schwur, daß der Himmel hätte erschwarzen mögen, er sei für eine Mission vollkommen ungeeignet. Die Verheirateten meinten, die Ledigen hätten nicht Weib noch Kind und könnten sich also der Gefahr aussetzen. Die Ledigen hinwiederum sagten, die Verheirateten hätten schon das Glück einer

Ehe und des geordneten Hausstandes genossen und wären der Gnade teilhaftig geworden, Nachkommen zu hinterlassen, dies alles hätten sie noch nicht gehabt, und es stünde ihnen noch bevor, und sie wollten sich nicht darum bringen lassen. Die Alten schoben es auf die Jungen, die Jungen auf die Alten, die Gesunden auf die Kranken, die Kranken auf die Gesunden.

Die Bäcker sagten, die Schuster sollten gehen, die würden den Erzbischof schon versohlen.

Die Schuster hielten dafür, man sollte die Bäcker schicken, die würden den Erzbischof schon gut zu kneten wissen.

Die Blechschmiede meinten, die Fleischer wären die passendsten, die würden dem Erzbischof schon das Messer an die Kehle setzen.

Die Fleischer erwiderten, man müsse die Blechschmiede gehen lassen, die würden den Erzbischof schon gut auswalzen.

Die Schneider rieten, die Garnhändler zu senden, die würden den Erzbischof schon gut einwickeln.

Die Garnhändler aber hielten den Schneidern vor, daß sie selbst die nächsten dazu wären, weil sie es verstehen würden, den Erzbischof einzufädeln.

Die Lederhändler aber wiesen auf die Tischler hin, die würden den Erzbischof schon auf den Leim locken.

Die Tischler hingegen schrien, die Lederhändler seien vor allen anderen berufen, die würden dem Erzbischof schon das Fell gerben.

Endlich sagte einer, der Herr Gottfried Myrtha solle doch selbst gehen, er würde gewiß alles einrenken. Worauf der Bürgermeister sagte, er sei der Kopf der

Gemeinde, und wenn man vom Gehen spreche, so sei es noch nie dagewesen, daß man an den Kopf gedacht habe, sondern das sei Sache der Füße. Merth Markus schlug auch vor, man solle Christoph Zimbelin schicken, den Nachtwächter. Als man aber Zimbelin geholt hatte und ihm eröffnete, welche Ehre man ihm zugedacht habe, und welchen unsterblichen Ruhm er sich auf so leichte Weise erwerben könne, da begann er mit Händen und Füßen um sich zu schlagen, als ob man ihn gespießt hätte. Er sei Nachtwächter, und seine Obliegenheit sei es, des Nachts über den Frieden und die Ordnung in der Stadt zu wachen, aber keineswegs als Gesandter zu diesem unchristlichen und grausamen Behemoth da draußen zu gehen. Und lieber lasse er sich auf der Stelle vierteilen, als daß er sich draußen einer vielleicht noch weit grausameren Todesart aussetze.

Kurz, die Versammlung ging auseinander, ohne daß man zu einer Einigung gekommen war, und ohne daß man einen Boten gewonnen hatte. Man wollte zu Hause über die Sache nachdenken, was da zu tun sei, und morgen mit verständigen Vorschlägen wieder zusammentreten. Merth Markus versprach, er wolle einen Schweißtrank einnehmen, sich in ein warmes Bett legen und ordentlich schwitzen. Dabei kämen ihm allemal die besten Gedanken. –

Sobald Huffelin von diesem Ausgang der Beratung vernommen hatte, begab er sich aus seiner Schanze, holte den Lübecker vom Schloß und ging mit ihm zum Graf Drostenhoff.

Dem erzählte er, was im Rathaus vorgefallen war, und daß er da einen Ausweg für seinen gefangenen Freund Betscholt zu sehen glaube.

Grollend sagte der Graf, daß er es so oft bereue, so viel Haare er auf dem Kopfe habe, dieser Krämerbande Anführer geworden zu sein. Und wenn die Scharwache nicht so eine Herde von faulen, dummen und gefräßigen Mondkälbern wäre, oder wenn er nur noch hundert so braver Kerle hätte, wie Huffelin und der Lübecker seien, so würde er dem Feinde die Weinlese schon ausgetrieben haben. Da würde es ihm nicht einfallen, sich auf das Paktieren zu legen. Weil sie aber so brave und tüchtige Offiziere wären, so wolle er ihnen gern zu Diensten sein und mit ihnen den Bürgermeister heimsuchen. Hierauf ließ er von einer Abteilung Musketiere eine Salve gegen den Feind abfeuern, zog den Pulverdampf mit Andacht ein und begab sich mit seinen beiden Offizieren hinweg.

Schon eine Stunde später klopfte Huffelin an des Herrn Elias Greinell Haus. Gilda öffnete ihm, gab ihm rasch im Hausflur einen Kuß und führte ihn zu des Richters Studierstube. Huffelin brachte seinen Auftrag vor, daß er den Herrn im Namen des Bürgermeisters zu einer kurzen Besprechung auf das Rathaus zu bitten habe.

Was es denn sei?

Aber Huffelin, der nun das Heft in den Händen hielt, zuckte mit den Achseln und tat so, als hätte er ein schweres Geheimnis zu hüten. Darüber wurde

der Richter ganz zappelig, fuhr mit dem rechten Arm in den linken Ärmel seines Mantels, rief nach Gilda, daß sie ihm helfen solle, und schickte sie, kaum daß sie das Zimmer betreten hatte, wieder hinaus. Denn er hatte gesehen, wie sie auf ein Lächeln Huffelins wieder mit einem Lächeln geantwortet hatte.

Als er endlich fertig war, schnaufte er neben Huffelin her dem Rathaus zu. Aber kurz vor dem Eintritt in das Rathaus trug sich etwas zu, was den Richter auf immerwährende Zeiten zum Feind Huffelins machen sollte. Über dem Portal erhob sich nämlich ein spitzer Giebel, der vom Baumeister mit allerlei Zierat und Rankenwerk versehen worden war. Von den Ecken dieses Giebels strebten zwei zierliche Türmchen empor, die zur Hälfte in der Mauer staken. Über ihm aber hatte der Steinmetz einen hübschen Scherz angebracht. Da waren zwei steinerne Wächter, die bis zur Brust sichtbar, wie aus zwei Fenstern hinausschauten. Beide trugen sie eine altertümliche Rüstung, wie man sie heute gar nicht mehr kannte, mit schweren Armschienen und einem dicken Brustpanzer. Der eine von den beiden Wächtern hatte die Arme gekreuzt und hielt zwischen ihnen einen Streithammer. Der andere aber hatte den einen Arm auf die Brüstung seines Fensters gelegt und den andern erhoben. Und in der erhobenen Hand hielt er einen großen, schweren Stein, und dazu machte er ein so grimmiges Gesicht, als wolle er den Stein auf jeden, der zum Portal einzugehen beabsichtigte, herabschleudern.

An diesem Wächterpaar hatte Huffelin schon oft

seine Freude gehabt, besonders aber schien ihm der mit dem Stein so lebendig, als bedürfe er nur eines Anrufes, um ihn dazu zu bringen, den Stein zu werfen. Und wie er nun mit dem Richter durch das Portal eintreten wollte, da schien es ihm, als zwinkere der Wächter mit den Augen und hebe den Arm noch mehr. Voll Übermutes und in der großen Freude, daß er nun dem Richter seinen Freund abgewinnen werde, rief er Herrn Elias Greinell zu: „Achtung! Bücken!“

Da bückte sich Herr Elias Greinell, als ginge es um sein Leben. Er zog den Kopf zwischen die Schultern und hielt die Hand schützend über seinen Scheitel; und in dieser Haltung verharrte er eine ganze Weile, bis er durch Huffelins unbändiges Lachen darauf gebracht wurde, daß er wohl nichts zu fürchten hatte. Er hob also wieder den Kopf und kroch wie eine Schildkröte aus der Schale. Dann sah er empor. Aber da war nichts zu sehen als der Giebel über dem Portal und die beiden steinernen Wächter.

„War mir's doch, als ob er werfen wollte,“ sagte Huffelin, noch immer lachend. „Wer?“ fragte der Richter noch, aber gleich darauf erkannte er, daß der Student mit ihm seinen Scherz getrieben hatte, und außer sich vor Zorn ging er über die Schwelle ein.

Schon als er vor dem Bürgermeister stand, war es ihm noch immer ganz grün und gelb vor den Augen und begriff gar nicht, was Herr Gottfried Myrtha von ihm wollte. Da war außer dem Bürgermeister auch noch der Graf Drostenhoff da, und der biß auf seinen weißen Schnurrbart und schaute so grimmig hinüber,

als ob er gegen ihn eine schwere Klage zu führen hätte. Der Lübecker stand am Fenster.

„Ja," sagte der Bürgermeister, „und darum ist es ein ganz vortrefflicher und sublimer Ausweg, daß wir diesen Joachim Betscholt schicken, da doch kein hiesiger Bürger oder auch nur unbescholtener Ortsinsasse sich zu gehen unterfangen will.

Inzwischen hatte der Richter sein Gehör wiedergewonnen:

„Wenn ich recht verstehe," sagte er, „so wollen Euer Gnaden den gefänglich eingezogenenen Joachim Betscholt als Botschafter senden?"

„Das möchte ich allerdings, weil doch Herr Merth Markus darin recht hat, daß es schwer ist, jemanden dazu zu verhalten, seine Haut zu Markte zu tragen. Aber dieser Verbrecher, der ohnehin verloren ist, der seiner Tat geständig ist, der ist der rechte Bote. Er kann seinen Kopf aus der Schlinge ziehen, wenn er Glück hat. Andernfalls, wenn der Erzbischof mit ihm verfährt, wie er nach allen Anzeichen mit unserer Gesandtschaft nach Wien verfahren ist, so geschieht ihm dadurch kein Unrecht, weil sein Kopf doch ohnehin verfallen war."

Da wurde der Richter ganz rot im Gesicht wie ein gesottener Krebs und schrie: „Das ist dann allerdings der beste Weg, um dem Gesellen aus der Klemme zu helfen und ihm ein Loch zu zeigen, wo er durchschlüpfen kann."

Aber Huffelin nahm das Wort und sagte: „Erlaubt, Herr Elias Greinell, daß ich Euch entgegne. Es ist

doch wohl vor allem wahrscheinlich, daß der Erzbischof mit ihm nicht anders verfährt als mit unserem ersten Boten. Sollte er ihn aber wider Erwarten glimpflich behandeln, so wird er ihn doch nicht vielleicht entkommen lassen, sondern wird ihn uns wieder zurückschicken. Es liegt dem Erzbischof doch vor allem daran, daß Seine Kaiserliche Majestät zu Wien und die Hofkanzleien nicht früher von seinem Handel mit uns erfahren, als bis er ihn nach seinem Sinne geschlichtet hat. Zudem müssen wir doch dem Joachim Betscholt Straflosigkeit zusichern, und es ist also nicht einzusehen, warum er dann so danach streben sollte, sich ganz von uns zu entfernen?"

Darauf wußte der Richter nichts zu erwidern, denn sein Verstand war durch den vor dem Portal gehabten Schreck und den darauffolgenden Zorn arg mitgenommen und ließ sich so wenig sammeln wie eine Schar Rinder, die sich in die Erdbeeren verstreut haben.

Zudem sagte der Bürgermeister mit großem Ernst: „Und übrigens ist das unser einziger Ausweg. Der Gesell ist ein Zugereister und Stadtfremder; und dann ist es besser, einen Schuldigen leer ausgehen zu lassen, als einen Einheimischen zu verderben."

„Aber die Justiz muß ihren Gang nehmen," schnaufte der Richter, „er muß auf dem Wege Rechtens sein Urteil empfangen und bis zur Richtstätte geführt werden, damit er erkenne, was er verdient hat. Auf den letzten Augenblick mag ihm dann die Begnadigung verkündet werden."

„Das ist eine Schinderei," brummte der Graf. Aber

Husselin sagte, nachdem er einige Worte mit dem Lübecker gesprochen hatte: „So mag es also dabei sein Bewenden haben und nach des Herrn Richters Willen geschehen." Und leise fügte er zu seinem Gesellen hinzu: „Er verdient für seine Dummheit den Denkzettel."

Da die Sache keinen Aufschub erduldete, weil sonst der Erzbischof die Lese beendet und den Most weggeführt hätte, so wurde gleich am nächsten Morgen das Urteil gefällt. Und weil der Galgen draußen auf dem Hügel im Bereich des Feindes stand, und man also den Delinquenten nicht hätte hängen können, so wurde der dazu verurteilt, mit dem Schwert vom Leben zum Tode befördert zu werden. Joachim Betscholt nahm den Spruch entgegen, daß man hätte meinen mögen, er höre an, wie sich Herr Elias Greinell ein Paar Schuhe bei ihm bestelle.

„Nun will ich doch sehen," sprach er bei sich, „wie Husselin das anstellt, um mich noch ganz zuletzt aus der Geschichte herauszuwickeln." Denn sein Vertrauen zu den Gesellen war noch nicht um ein Quentchen geringer geworden.

Und auf diese Weise kam Herr Elias Greinell um das so sehr erwünschte Vergnügen, den Verbrecher zähneklappern und weinen zu sehen.

Schon zwei Stunden später wurde Joachim Betscholt aus dem Gefängnis geholt. Pater Coelimpatius erschien als Beichtvater. „Erleichtere dein Gewissen, mein Sohn," sagte er, „bekenne deine Schuld, wenn du den braven Meister Malt Hellefeuer umgebracht hast,

auf daß dir Vergebung werde. Sage mir, was du zu bereuen hast.

„Ach, hochwürdiger Herr," antwortete Betscholt, „meine schwerste Sünde ist wohl eine Unterlassung, und diese bereue ich auch am heftigsten. Wenn ich mir so alles recht betrachte, so will es mir scheinen, als ob ich am meisten zu bereuen hätte, daß ich nicht nach Gottes Willen auf dieser Welt so viel von seiner besten Gabe, vom Wein, getrunken habe, als ich hätte trinken können und sollen."

Da wurde der Pater Coelimpatius sehr nachdenklich und erwog in seinem Gemüte, ob er sich wohl in diesem Punkte nicht auch etwas vorzuwerfen habe. Und er beschloß, auf alle Fälle vorzusorgen, daß ihn nicht am Ende seines Lebens eine späte Reue erfassen könne. Weil er aber wußte, daß es dem Delinquenten nicht an den Kragen ging, so drängte er nicht weiter in ihn und begleitete ihn hinaus.

Der Zug hatte nicht weit zu gehen, denn der Richtblock war vor dem Rathaus auf dem Marktplatz aufgestellt, und hinter der Scharwache, die den Richtplatz im Viereck abschloß, drängte sich eine große Menge. Wie aber Betscholt ins Freie kam, so war einer der ersten Menschen, die er sah, sein Geselle Huffelin, und der schnitt ihm eine so lustige Fratze, daß Betscholt sogleich wußte, er könne ruhig bleiben. Der Lübecker war auch da und nickte ihm gleichfalls zu, und nun ließ Betscholt seine Augen vergnügt über die Frauen und Mägdlein schweifen, die an den Fenstern standen. Die Luft war so weich wie ein seiden Tüchlein, und

die Dächer der Häuser hatten allesamt saubere Linien und glänzten in der Sonne.

Festen Schrittes ging der Betscholt dem Tod entgegen. Da sah er seine Frau Meisterin in der vordersten Reihe, die weinte sehr, denn sie glaubte, daß es dem guten Gesellen wirklich ans Leben gehe.

Auf dem Brettergerüst, neben dem Richtblock, stand Herr Elias Greinell mit dem weißen Stäbchen, und Ullrich Lillgenblatt, der schöne Gerichtsschreiber, hielt sich hinter ihm. Der Nachrichter aber stützte sich auf das Schwert. Und sah alles so grausam aus, daß Betscholt hätte beginnen müssen, zu zittern, wenn er nicht Huffelins lustige Augen gesehen hätte.

Der Richter aber hatte sich seine tiefste Stimme zugelegt, als er jetzt das Urteil zu verlesen begann: daß Joachim Betscholt des Mordes an dem Meister Malt Hellefeuer geständig geworden, und daß er durch den Spruch des Gerichtes des Todes für schuldig befunden worden sei. „Es sollen daher zwei Stücke aus ihm gemacht werden, zwischen Achseln und Ohren, daß man zwischen den zwei Stücken gehen und reiten mag.“

Da konnte sich die Hellefeuerin nicht länger halten und schrie aus dem Haufen: Er ist unschuldig.“

Betscholt dankte ihr mit einem Blick, und nachdem der Richter das Stäbchen zerbrochen hatte, erbat er sich die Erlaubnis, einige Worte zum Volke zu sprechen. Im Grunde fand er, daß der Spaß nun schon lange genug gedauert habe, und daß Huffelin nunmehr schon seine Künste zum Vorschein bringen könnte. Aber er ließ sich

nichts anmerken, denn er sah, daß der Richter ihn immer anschaute, ob er nicht schon bald beginnen würde, sich zu fürchten.

„Liebe Bürger dieser Stadt," begann er, nachdem er die Erlaubnis erhalten hatte, zu sprechen, „liebe Bürger! Ich bin unschuldig, wenn ich auch auf der Folter bekannt habe, daß ich schuldig bin. Laßt euch das nicht anfechten, mich dennoch für einen braven Kerl zu halten. Ich möchte den sehen, der nicht lieber alles sagt, was man von ihm hören will, als daß er sich die Glieder zerbrechen läßt. Aber nicht das wollte ich euch sagen, sondern euch warnen, euch mit Weibern einzulassen. Wenn meine Meisterin nicht gewesen wäre, mit freundlichem Zureden und Schöntun, so wäre ich schon längst wieder weitergezogen und frei geblieben. Jetzt kann ich es ja sagen."

„Ei, du Lotter!" schrie jemand unten, ganz nahe dem Blutgerüst. Und das war niemand anderes als die Frau Meisterin Hellefeuer.

Joachim Betscholt aber sah um sich, denn das war eben nun der Punkt, wo der Spaß zu Ende war, und wo sich Huffelin bewähren mußte. Und wirklich sah er in diesem Augenblick den Herrn Bürgermeister Gottfried Myrtha auf den Balkon treten und mit einem weißen Tuch winken. Hinter ihm standen etliche Ratsherren, die erst eben jetzt geholt und um ihre Meinung befragt worden waren, damit sich das Gerücht von der Begnadigung nicht vorzeitig verbreite.

Das Volk schrie auf, und Betscholt verbeugte sich zierlich vor dem Richter mit den Worten: „Es tut mir

leid, Euer Gnaden umsonst bemüht zu haben. Vielleicht haben Euer Gnaden ein nächstes Mal mehr Glück." Da raffte der Richter den Talar zusammen und wollte vom Blutgerüst hinabsteigen, um den losen Spötter nicht mehr zu sehen. Aber er hatte heute wirklich wenig Glück. Denn der Zimmermann, der das Blutgerüst in aller Eile hatte errichten müssen, mochte die Stufen nicht mit genügender Sorgfalt angebracht haben, oder aber der Zorn hatte sich dem Richter wie ein Gewicht zugelegt und ihn so ausbündig schwer gemacht, daß ihn die Stufen nicht ertragen konnten. Kurz: auf der dritten Stufe von oben brach er mit einem Male durch und lag auf dem Pflaster dahingestreckt, daß es eine Art hatte.

Da sprang aber Betscholt, der inzwischen seiner Ketten ledig geworden war, mit einem Satz vom Blutgerüst, faßte den Herrn Elias Greinell an, schob ihm die Arme unter die Achseln und wand ihn langsam auf, wie an den Speichern die Warenballen aufgewunden werden.

So war das Volk zwar um das Gruseln gekommen, aber um das Lachen war es doch nicht betrogen worden.

Und wieder eine Stunde später war Joachim Betscholt schon auf dem Weg zum Erzbischof, mit einem Handschreiben des Bürgermeisters ausgerüstet und mit genauer Festsetzung, wie er die Unterhandlungen zu führen habe.

Die Scharwache begleitete ihn bis zum Tor. Der Lübecker und Huffelin gingen links und rechts von ihm. Ein Haufen Volks hatte sich angeschlossen und gab

ihm alle guten Wünsche mit, daß es ihm gelingen möge, den Erzbischof zu versöhnen.

Vor dem Tore fragte Huffelin, nachdem sie über dies und das gesprochen hatten: „Und warum hast du es denn bekannt, wenn du es doch nicht getan hast?"

„Soll ich mir etwa meine Füße ausrecken lassen, wo ich doch gewußt habe, daß du mich auch so herausbringen wirst?"

Da erkannte Huffelin, daß sein Gesell in der Welt immer sein Fortkommen haben würde und sagte: „Nun bin ich aber wahrhaftig neugierig, was du beim Erzbischof ausrichten wirst?"

„Wenn ich nicht mehr wiederkommen sollte," antwortete Betscholt, „so grüße mir die Meisterin."

Damit war er vor dem Tor, und die Scharwächter schoben rasch wieder die Balken vor, daß der Feind nicht etwa unversehens hereindringe.

Betscholt hatte auf der Landstraße gar nicht weit zu gehen, da fielen ihn schon von links und rechts ein halb Dutzend erzbischöfliche Soldaten an, hielten ihm die Partisanten vor und wollten ihn nicht weiterlassen. Er entfaltete gemächlich das weiße Tuch, das er in der Hand trug, zeigte das Schreiben vor und bat den Offizier, er solle ihn zum Erzbischof geleiten.

Der Offizier war ein lustiges, junges Blut und erkannte in Betscholt den Schelm, so daß sie miteinander bald ins Gespräch kamen. Mit Lachen erzählte Betscholt, daß er noch vor einer Stunde hätte sollen geköpft werden.

„Ihr müßt wissen," sagte er, „es ist den braven

Leuten drinnen um den Wein zu tun. Wie ist denn die Lese gewesen?"

„Wenn der Wein so wird, wie der Most verspricht, so kann es den Leuten leid tun, daß er in die Keller Seiner erzbischöflichen Gnaden wandert."

Der Weg führte zwischen den Weingärten hin, wo die Soldaten noch Nachlese hielten, wandte sich dann in den Wald und stieg über die Hügel auf Pulgrau zu. In Pulgrau war das Hauptquartier des Erzbischofs aufgeschlagen. Allenthalben lagen Soldaten an den Rainen und Hängen. Die waren dick herausgefüttert, und man sah es ihnen an, daß sie es gut hatten. So stinkfaul waren sie geworden, daß sie nicht einmal den Kopf hoben, als die beiden an ihnen vorüberkamen.

Im Dorfe Pulgrau war es still und friedlich. „Der Erzbischof drückt die Leute nicht mehr als nötig ist," sagte der Offizier, „damit die Bauern nicht aufsässig werden."

Betscholt fand den Erzbischof im Erkerzimmer des Herrenhauses. Der hohe Herr saß beim Schachspiel, und sein Partner war kein anderer als der Rekor der Jesuiten Ermanno Fistanelli.

Nachdem der Offizier ehrerbietigst gemeldet hatte, daß er einen Unterhändler bringe, zog er sich zurück. Der Erzbischof beendete noch sein Spiel, indem er den Rektor mit drei Zügen matt setzte. Dann griff er nach dem Glas mit klarem Most, das er neben sich stehen hatte, kostete und leckte die Lippen, und hierauf wandte er sich dem Gesandten zu.

Mit vielem Anstand trat Betscholt heran und

überreichte sein Schreiben. Der Erzbischof war ein stattlicher Herr, voll Würde und geistlicher Bestimmtheit. Nachdem er den Brief gelesen, fragte er, warum man denn nicht eine Ratsperson, sondern einen Schustergesellen geschickt habe.

Worauf Betscholt mit aller Bescheidenheit entgegnete, daß die Ratspersonen eine Heidenangst hätten, es könne ihnen ergehen wie den ersten Gesandten, die nach ihrer Meinung gefangen oder gar umgebracht wären. Zudem wäre manchmal ein Schustergeselle gescheiter als fünf Ratspersonen zusammengenommen.

Da mußte der Erzbischof lachen: „Er hält wohl auf seinen Stand! Übrigens hätten sich doch die Herren vom Rat erkundigen können, wie es ihren Abgesandten nach Wien gegangen sei."

„Sie machen es eben wie Rudolf von Habsburg, als er zur Romfahrt eingeladen wurde."

„Wie hat es denn der Kaiser Rudolf von Habsburg gemacht?" fragte der Erzbischof.

„Er hat den Fragern mit einer Fabel geantwortet. Die lautete: Es wurden alle Tierlein in einen Berg geladen, und da kam der Fuchs auch daher. Die Tierlein gingen alle in den Berg, nur der Fuchs nicht, der blieb allein draußen und wartete, bis die Tierlein wieder herauskämen. Es kam aber keines wieder, und da wollte der Fuchs auch nicht in den Berg hinein."

„Und warum haben denn die Herren jetzt begonnen, sich auf das Verhandeln zu besinnen?"

Hierauf gab der Gesell keine Antwort mit dem Mund, sondern lediglich mit den Augen, die er auf das Glas

mit Most richtete. Da mußte der Erzbischof wieder lachen und schellte nach einem Diener, dem er auftrug, dem Gesandten einen Krug mit Most und ein Glas zu bringen. Sobald Betscholt getrunken hatte, fragte ihn der Erzbischof, was er von dem Most halte. „Ach,“ sagte der Gesell, „er schmeckt nach mehr und meint, es verlohne sich schon, zu verhandeln.“

Nachdem er noch einen Schluck getan, wollte er zu trinken aufhören und sich der Verhandlung unterziehen, aber der Erzbischof meinte, er solle sich vorerst nur ganz genau davon überzeugen, wie wohlbegründet seine Ansicht sei, und daß die Herren vom Rat nicht viel dawidersetzen könnten. Und nötigte mit solchen Worten den Gesellen zum Weitertrinken, ließ auch, nachdem die erste Kanne leer geworden war, eine zweite holen. Inzwischen unterhielt er sich mit ihm über die Stadt und die Herren vom Rat, von denen er die meisten recht wohl kannte. Ermanno Fistanelli hörte mit sanftem Lächeln zu und warf auch ab und zu ein Wort dazwischen. Wie es denn um Kloster und Kirche der Jesuiten und um die der Dominikaner stehe? Ob da wohl alles noch in Ordnung sei? Und wie man sich denn darein gefunden habe, ohne geistliche Tröstungen zu leben?

Ach, sagte Joachim Betscholt, um die Gebäude des Jesuitenkollegiums stehe es schlecht. Die der Dominikaner seien noch ganz gut erhalten, aber von dem Kollegium habe der große Wind das Dach weggeführt, und nun könnte man nicht herein, um den Schaden auszubessern, weil doch der Herr Rektor den Schlüssel

mitgenommen habe. Was übrigens die geistlichen Tröstungen angehe, so habe sich in währender Abwesenheit der Priesterschaft jedermann daran gewöhnt, selbst alles mit seinem Herrgott abzumachen, so daß, wenn die geistlichen Hirten wieder zurückkehren sollten, keiner mehr irgendeine Arbeit vorfinden werde. Ja – es gebe etliche, fuhr Betscholt fort, die behaupteten, der Weg zum Herrgott sei so viel kürzer geworden, und er mache ein viel freundlicheres Gesicht, wenn sie ohne Begleitung vor ihn kämen.

Der Erzbischof und der Rektor sahen einander an. Dann läutete der Erzbischof wieder nach dem Diener und befahl, es solle ein tüchtiges Stück Fleisch aufgetragen werden. Und ob er wohl nach dem süßen Most einen Trunk kernhaften alten Weines genehmigen wolle, fragte er den Gesellen.

Der antwortete, er vermeine, es könne ihm nicht schaden, werde ihm vielmehr eine rechte Freude sein, weil er doch so lange schon keinen Wein mehr zu kosten gehabt und geradenwegs vom Richtplatz herkomme.

Da mußte er denn während des Essens alles genau erzählen, und als er dazu kam, von seiner Hinrichtung zu sprechen, fragte ihn der Rektor mit sanftem Lächeln, wer ihm denn die Beichte abgenommen habe.

„Ei," sagte Betscholt, „Sapperment, das kann ich jetzt wirklich gar nicht sagen. Ist mir doch alles zumal kunterbunt im Kopf herumgegangen, daß ich Männlein und Weiblein nicht hätte unterscheiden mögen."

Nachdem er gesättigt war und auch dem alten Wein alle Ehre angetan hatte, setzte er sich in Positur und sagte, er wäre nun bereit, Seiner erzbischöflichen Gnaden die Vorschläge der Stadt zu unterbreiten.

Was denn die Stadt vorzuschlagen hätte?

Da sagte der Unterhändler ganz keck: „Nicht weniger und nicht mehr, als daß Euer erzbischöfliche Gnaden einstweilen die Herrschaft Pulgrau behalten mögen, bis der Prozeß, den die Stadt nunmehr auf dem Wege Rechtens anstrengen will, beendigt ist."

„Mein Lieber," antwortete der Fürst, „damit kann ich mich nicht zufrieden geben. Damit wäre mir gedient gewesen, bevor ich diese Fehde begonnen habe. Da hätte mich dieser Antrag der Stadt besänftigt. Aber nunmehr, wo ich die Herrschaft bereits durch etliche Wochen innehabe, kann mir das nicht genug sein. Die Stadt müßte mir klipp und klar mein gutes Recht auf die Herrschaft Pulgrau zugestehen; eher kann nicht Frieden werden. Sodann muß sie auf das ungerechterweise angeeignete Sigillum gänzlich verzichten. Endlich muß sie mir 10000 Dukaten bezahlen, zum Teil als Kriegsentschädigung, zum Teil aber als Buße dafür, daß sie damals die Bannung der Maikäfer auf weltlichem Wege vorgenommen hat."

„Und was soll mit dem Wein geschehen?"

„Wenn mir die Stadt die Hälfte dessen bezahlt, was mich die Lese gekostet hat, so will ich ihr wohl ein Viertel des Mostes gegen billigen Preis überlassen."

„Für das Luftschnappen der Bürgerschaft in währender

Belagerung verlangen aber Euer erzbischöflichen Gnaden keine Entschädigung?"

„Es wäre mir lieb, zu wissen, ob jemand in der Stadt ist, der ein noch frecheres Maulwerk hat als Er," sagte der Erzbischof.

„Ich getraue mich zu behaupten, daß Euer erzbischöflichen Gnaden keines finden würden. Sie waren drinnen wohl der Meinung, daß das meine gerade geschickt genug ist, um es mit Euer Gnaden bescheidentlich aufzunehmen."

Dem Rektor Ermanno Fistanelli war das sanfte Lächeln gänzlich aus dem Antlitz geschwunden. Er stand da wie ein lebendiger Stockfisch.

Der Erzbischof begann aber ein scharfes Feilschen mit dem Gesandten. Das war ein Bieten und Gegenbieten hinüber und herüber, ein Reden, Gegenreden und Überreden, wie auf dem Samstagsmarkt. Und als ob es sich nicht um städtische oder erzbischöfliche Rechte, sondern um Kälber oder Mastschweine handle. Zuletzt, wie der Erzbischof sah, daß er den Joachim Betscholt nicht überwinden konnte, gab er ihm Urlaub. Er sollte sich unten in das Wachtzimmer setzen und abwarten, wie sich der Erzbischof die Sache überlegt haben und wie er sich zuletzt entscheiden würde.

Somit ging Betscholt in das Wachtzimmer, das zur ebenen Erde gelegen war und mit den Fenstern nach einem schönen Garten sah. Der Tag ging zur Rüste und stand schon ganz müde hinter den Bäumen. In dem Zimmer war eine Menge von Soldaten und Offizieren, unter denen sich auch der junge Kavalier

befand, der den Gesellen hierhergeführt hatte. Der stellte ihn sogleich seinen Kameraden als einen lustigen Kumpan vor, der einen derben Scherz wohl von sich geben und gleichermaßen auch verdauen könne.

Da mußte nun Betscholt sogleich wieder die Geschichte von seiner Hinrichtung erzählen. Das gefiel der Runde so wohl, daß sie ihm alle fleißig zutranken, so daß er nach einer Weile ganz vergaß, aus welchem Grunde er sich hier befand. Der Schuh, den sie ihm in der Stadt angelegt hatten, drückte ihn nach dem fünften Glas alten Weines nicht mehr so hart, und er verfiel nun auf allerlei Allotria, wie er sie in den Herbergen kennen gelernt hatte. Da war auch ein griesgrämiger, alter Hauptmann in der Runde, den die jungen Herren gern neckten. Sobald das Betscholt sah, beschloß er, auch sein Teil beizutragen. Er erzählte, daß er eine Menge schier unglaublicher Kunststücke kenne. Unter anderem auch das, einen harten Taler durch die enge Öffnung eines Trichters hindurchzubringen. Das bestritten nun alle, und sogar der alte Hauptmann sprach ganz zornig, das solle er nur anderen Leuten weismachen wollen, nicht ihnen.

Da sagte Betscholt, er könne seine Kunst jeden Augenblick erweisen und wolle gerade den Hauptmann zu allernächst davon überzeugen. Hierauf ließ er einen Trichter bringen und bat um einen harten Taler, weil er gerade zufällig keinen solchen bei sich habe. Den Trichter steckte er dem Hauptmann in den Gürtel und verband ihm die Augen mit einem Tuch, damit er das Kunststück nicht abschauen könne. Nun solle man

wohl achtgeben, wie der Taler unten an der Hose wieder herausspazieren werde.

Anstatt aber den Taler in den Trichter zu werfen, ergriff Betscholt ein Glas und goß den Wein durch den Trichter, so daß der griesgrämige Hauptmann innen ganz überschwemmt wurde.

Da sprang der Hauptmann auf und wollte die Plempe gegen den heuchlerischen Schalk herausreißen. Aber die anderen Offiziere legten sich ins Mittel und hielten ihn unter großem Gelächter zurück. Endlich ließ sich der Hauptmann dazu überreden, die Affäre anstatt mit dem Degen mit den Kannen auszugleichen und statt des Blutes lieber den Wein fließen zu machen. Da ging es nun an ein gewaltiges Trinken, daß dem Joachim Betscholt die Augen übergingen.

Aber der Hauptmann war ein trunkfester Herr und gab sich nicht so rasch überwunden. Endlich erging es den beiden Kämpfern, wie es oft den streitbaren Helden im Zweikampf zu ergehen pflegt. Sie mußten beide daran glauben.

Und als der Herr Erzbischof einen Diener sandte, um den Unterhändler zu holen, lag dieser neben dem Hauptmann unter dem Tische, und die Hälfte der Offiziere hatte sich aus Freundschaft neben sie gebettet. –

In der Dämmerung näherte sich ein seltsames Gefährt dem Olmützer Tor. Das sah aus wie ein Schubkarren, aber anstatt der Handgriffe hatte es zwei menschliche Beine. Die gehörten dem städtischen Abgesandten Joachim Betscholt, und der Oberkörper und der Kopf, die dazu gehörten, lagen auf einem Brett,

unter das man zwei Räder geschoben hatte. Ein erzbischöflicher Soldat schob den Karren bei Joachim Betscholts Beinen vorwärts, und zwei andere Soldaten gingen als Ehrenwache nebenher. Von den Torwächtern angerufen, machten die Soldaten halt und meldeten, daß sie den Abgesandten zurückbrächten.

Da wurde dieser mit der gebotenen Vorsicht, daß nicht etwa die Feinde plötzlich hervorbrächen, eingeholt und in die Stadt gekarrt. Auf seiner Brust fand man eine Tafel mit der Aufschrift:

„Der alte Wein ist stark und gut, der Most ist gut und milde,
Der beiden Wirkung sieht vereint man hier in diesem Bilde.
Sobald der tapfere Kumpan wird morgen nüchtern sein,
So bringe er die Nachricht Euch von meinem festen – Nein!"

Und diesen Versen war das Siegel des Erzbischofs beigefügt.

Zwölftes Kapitel.

Wie die in der Stadt Viktoria schrien, und wie es ihnen dann in Pulgrau erging.

So war die Hoffnung der Bürgerschaft auf einen friedlichen Ausgleich auch zerronnen. Der Erzbischof war ein Mensch voll Gewalttätigkeit und Heimtücke.

Die Bürger waren überzeugt, daß sie sehr klug daran getan hätten, nicht einen der Ihrigen hinauszuschicken. Der wäre gewiß nicht zurückgekommen.

Hatte der Erzbischof nicht dem Joachim Betscholt in den Wein, den er ihm vorgesetzt hatte, irgendeinen abscheulichen Saft getan, der jenem ganz den Verstand geraubt hatte? So sehr zwar, daß er noch immer ganz verworren und dunkel sprach, wenn er über seine Sendung berichten sollte. Und wenn der Gesell nicht so gut bei Kräften wäre, so hätte ihm wohl das Gift für immer den Kopf verrücken können.

Als die drei Gesellen wieder in der „Großen Tabakpfeife“ beisammen saßen, hatten sie einander mehreres zu klagen.

Seit ein paar Tagen regnete es in Strömen. Das Wasser schlug gegen die Fenster und gurgelte draußen auf der Straße.

Der Wein in den Stengelgläsern sah grau und trübe aus, er schmeckte dünn, und es war zu vermuten, daß ihn der Wirt mit Wasser versetzte, weil der Wein in der Stadt zu Ende ging.

Die Pfeifen waren verstopft und wollten nicht brennen. Der Rauch stieg nicht in die Luft, sondern wälzte sich klebrig über den Tisch hin und kroch in die Gläser, so daß er den Wein ganz verdarb.

Von den Türmen war nichts zu sehen. Die waren in den Nebel gerückt, als wären sie viele hundert Meilen von hier fort.

„Ach," sagte Huffelin, „mir will es gar nicht mehr gefallen. Es geht mir gar nicht mehr recht zusammen. Mein guter Seidenader wird stutzig, weil er sieht, daß ich durchaus seiner Franziska nicht gewogen bin. Ich kann ihm doch nicht sagen, daß sie mich ebensowenig mag, weil sie mit dem sauberen Junker Fridolin unter einer Decke steckt. Und der Richter Elias Greinell, der es auf mich scharf hat, quält mein armes Mädel, die Hilda, auf niederträchtige Manier, daß es nicht auszuhalten ist. Und dabei will sie gar nicht gegen ihn aufmucken, weil ihr die Grillen von Dankbarkeit im Kopf sitzen, glaubt, sie muß sich alles gefallen lassen und kommt dabei herunter. Wenn dieses verwünschte Nest nicht so dicht umschlossen wäre, so wollte ich wohl trachten, daß ich weiterkomme."

„Potz Blatter und Flamm," sagte Betscholt, „dasselbige möchte ich von mir auch sagen. Ihr könnt nicht glauben, wie mir meine Meisterin zusetzt, seitdem sie glaubt, daß sie mich sicher hat. Es ist schon beinahe so, als ob ich bereits der selige Malt Hellefeuer wäre. Sie denkt sich die unterschiedlichsten Sachen aus, wie sie es mir recht sauer machen kann. Mit dem Geld hält sie mich knapper als vorher, als ich

noch zu des Meisters Zeiten nur Geselle war. Was ich damals auf dem Richtplatz von den Weibern gesagt habe, das hat sie sehr verdrossen."

„Was wollt Ihr sagen," sprach der Lübecker, „ich habe wohl den meisten Ärger von uns dreien. Da ist dieser Junker Fridolin, der kaum gut genug wäre, in Huffelins Prunkkanone geladen und herausgeschossen zu werden. Ein solcher Wehebengel, wie er ist, wird ihm doch alles im Schloß geduldet, weil der Graf an eine Weissagung glaubt, nach welcher er der Familie noch Glück bringen kann. Der Pater Coelimpatius macht scheele Augen, weil das gnädige Fräulein mir zu freundliche Augen macht, so daß ich nicht weiß, welches von den beiden Übeln das größere ist. Die drei ziehen dorthin und daher, und dazu ist der Graf jetzt recht verdrießlich, weil er nicht dazu kommt, gegen den Feind loszuschlagen."

So ernsthaft hatten die Freunde den Lübecker noch nicht klagen gehört. Er war aber auch wirklich im Schloß kaum imstande, sich in dem Widerstreit der Mächte zu behaupten. Der Junker verhehlte seine Feindschaft nicht, und wenn er etwas sagte, so hatte es immer seinen Nachdruck gegen den Lübecker. Vom Grafen kaum zurechtgewiesen, gebärdete er sich immer ungezogener.

Eines Tages fiel neben dem Lübecker, als er eben über den Hof ging, ein Dachziegel auf das Pflaster. Und als der Lübecker aufsah, konnte er gerade noch den Junker Fridolin erspähen, der seinen Kopf aus einer Dachluke zurückzog. Von solchen Dingen, deren

sich noch mehrere ereigneten, wollte aber Oswald dem Grafen keine Meldung machen. Es hätte sonst aussehen können, als fürchte er sich vor dem Junker.

Einmal aber wurde es ihm doch zu dumm. Da hatte Fridolin, als Oswald einen Befehl an die Besatzung erteilt hatte, diesem gerade entgegengehandelt, indem er sagte, daß er sich von dem hergelaufenen Kerl nicht kommandieren lasse. Darauf hatte ihn der Lübecker kurzerhand in eine Ecke gezogen und ihm zwei Ohrfeigen gesteckt.

O, Sapperment, da gab es aber hernach Lärm und Geschrei im Schloß. Eberhard mit der Beule sagte, der Junker habe so geschrien, als sei ein Schwein gestochen worden. Auf dieses Gezeter hinauf ging der Lübecker zum Grafen, mit Vermeldung, er müsse auf Bestrafung des Junkers dringen. Und der Graf setzte, wiewohl ungern, Fridolin in Stubenarrest, wobei er ihm aber versprach, daß er nach Abbüßung der Strafe auch ein Kommando über ein Fähnlein erhalten solle.

Da konnte sich der Lübecker nicht enthalten, dem Grafen zu sagen, daß er es seltsam finde, wie dem Junker alles durchginge. Und daß auf diese Weise der Kriegsdisziplin nichts hinzugefügt, sondern nur Abbruch getan würde.

„Ach," seufzte der Graf, „er wird mir ohnehin schon schwierig und will mir alle Weile in die Welt hinein davonlaufen. Und gerade jetzt könnte ich es wohl brauchen, daß die Weissagung sich erfüllt, denn, daß ich es nur gestehe, meine Gelder sind perdu! Das

sind Bächlein, die im Sand verronnen sind, und die Quellen sind verstopft. Ich kann meine Bauern nicht büßen."

Fräulein Klara aber war über des Junkers Aufführung empört. Als sie abends mit dem Lübecker durch Gunst des Zufalls zusammentraf, nahm sie ihn bei der Hand und zog ihn in eine Fensternische: „Junker Oswald," sagte sie, „ich will Euch nur sagen, daß ich arg verdrossen bin, weil Euch für alle Unbill so geringe Genugtuung geworden ist. Fridolin ist wohl mein Ziehbruder, und an ihm soll der Glanz unseres Geschlechtes haften, aber ich kann Euch zusichern, daß ich sein Betragen schändlich und abscheulich finde. Wenn ich auf dem Schlosse zu befehlen hätte, so wollte ich anders zupacken, und brauchtet Ihr bloß zu sagen, was Euch gefällig ist."

„O," sagte der Lübecker.

„Bei diesem Anlaß will ich auch nicht unterlassen, Euch zu fragen, ob Ihr nicht wieder den Unterricht aufnehmen wolltet. Der Feind gibt wenig zu tun. Und für ein Stündlein oder zwei könntet Ihr Euch wohl doch frei machen . . .?"

„Wie gerne wollte ich mich ganz nach Euren Wünschen einrichten," antwortete der Lübecker. „Aber da sind doch immer hundert Dinge zu versehen. In den Rüstkammern, in den Ställen, auf den Mauern, und wenn ich nicht selbst überall zum Rechten sehe, so kann ich sicher sein, daß nichts geschieht. Die Musik ist eine Kunst des Friedens und flieht vor dem rauhen Waffenlärm. Wir wollen hoffen, daß sich Bellona bald von

hier entfernt, und dann wollen wir uns um so eifriger unserm Studium ergeben."

Fräulein Klara hatte im Sinne, noch mehr in den Lübecker zu dringen, indem sie seine Hand fester faßte und ihm mit ihrem duftenden Kirchkragen ganz unter die Nase rückte, als sich die Tür des Zimmers auftat und Pater Coelimpatius zum Vorschein kam. Er trug seine sorgenvolle Miene aufgesteckt, und seine Trauer wehte um ihn her, denn seit einigen Wochen hatte der lebendige Quell seiner Dichtkunst wirklich das frische Rauschen eingestellt. Es war nur mehr ein spärliches Sickern von ein paar Versen im Tage und unter diesen Umständen war nicht abzusehen, wie er sein Werk zu Ende bringen sollte. Darüber führte er tagtäglich bittere Klage, die wohl einen Stein erbarmt hätte, aber das gnädige Fräulein nur immer in Zorn versetzte. Er hatte einen großen schwarz und gelb gefleckten Salamander in Öl gesteckt und rieb sich damit täglich den Kopf ein, damit ihm die Kraft des Gehirnes wiederkäme.

Aber es fielen ihm davon nur die Haare aus.

Als er jetzt hereintrat, nahm Oswald die Gelegenheit wahr und verzog sich, indem er sagte, er müsse jetzt zum Kommandanten, um Rapport abzustatten. Darauf verweilte auch Fräulein Klara nicht länger und ging durch eine andere Tür davon, indem sie den Doktor Coelimpatius zu seinem Erstaunen mitten im Zimmer allein zurückließ. Er starrte auf den Beschlag der eben geschlossenen Tür, auf dem die Abendsonne glitzerte, und wiederholte ganz in Gedanken

den Vers, über den er noch nicht hinausgekommen war:

„... Da du, die dem, der das mit dir in allen Züchten,
An Glaube, Liebe, Hoffnung, den drei Tugendfrüchten ..."

Und langsam schritt er weiter, um wieder eine Salbung mit dem Salamanderöl vorzunehmen.

Der Junker verblieb nicht die festgesetzte Zeit in seinem Arrest. Noch bevor die 48 Stunden seiner Haft um waren, kletterte er aus dem Fenster und schlug den Weg zur Stadt ein. Die Jungfer Franziska erwartete ihn in der Laube mit wildem Wein, die ein Viertel von dem winzigen Hausgärtlein Franz Seidenaders einnahm.

„Nein," sagte er, „es ist unerträglich. Wie dieser hergelaufene Kerl sich aufspielt, wie er das große Wort führt und sich gegen mich allerlei herausnimmt. Anstatt froh zu sein, daß ihm auf dem Schloß die Notdurft seines Leibes gestillt wird, beträgt er sich, als wäre er der Erbe und künftige Herr. Ich gäbe was drum, wenn ich ihn und seinen Gesellen, diesen Studenten, aus der Stadt beißen könnte. Die hängen zusammen, einer hilft dem andern. Wenn wir diesen Huffelin los werden könnten, so könnten wir hoffen, daß auch der Lübecker geht."

„Ich tue das Meinige, um dem Vater diesen unbequemen Gast recht lästig zu machen. Aber er will sich noch nicht dareinfinden, daß sein Plan gänzlich verloren sein soll. Am besten wäre es, wenn es hervorkäme, daß du gewillt bist, dich mit mir zu verbinden und mich zu deiner Gattin zu machen."

Hierauf umschlang der Junker das Mädchen mit seinem Arm und küßte es auf den Mund. „Ach, Liebste," sprach er dann, „da muß ich denn wieder sagen, daß dies zurzeit nicht angeht. Denn so lange der Alte lebt, bin ich unfrei und kann nicht, wie ich wohl möchte. Wir müssen uns gedulden, bis er die Augen zudrückt, daß ich nach meinem Herzen handeln kann."

„Indessen habe ich auch auf andere gute Art nachgesonnen, wie wir des Huffelin Sache ins Hinken bringen könnten. Er hält seine Liebschaft mit der Magd des Richters für wohlgeraten. Wie, wenn wir ihn daran packten? Wenn sich etwa eine Untreue dieser Weibsperson erweisen ließe? Aber sie hat bisher mit keinem Mann etwas zu tun gehabt . . ."

„Dann müßte man sie jetzt dazu bringen. Wie wäre es denn, wenn ich selbst die Sache übernähme . . ."

„Nein – da wollen wir doch lieber nicht davon reden," sagte Jungfer Franziska und schlug den Junker auf die Hand, die sie an ihrer Hüfte spürte, „da wollen wir dem Huffelin eher noch ein wenig Verzug gönnen." –

Binnen wenigen Tagen hatte sich jetzt der Wald verfärbt. Es war, als habe er nur darauf gewartet, bis die Weinlese beendet sei, um sie noch in rechter Sonnenherrlichkeit zu begehen. Jetzt war aber mit einem Male die Buntheit des Herbstes da. Die Hügel hatten ihr Narrenkleid übergeworfen, indem ein greller Flicken an dem andern saß, von Rot und Gelb und Braun. Die Luft war klar, so daß man gar des

Perspektivs nicht mehr bedurfte, um zu erkennen, was in der Ferne vorging.

Auf den Feldwegen und den Straßen knarrten die Ochsenwagen mit den Mostfässern.

„Jetzt fängt er an zu arbeiten,“ seufzte Jakob Klogler. Und Christoph Pitzer, der neben ihm stand, sagte: „Ja – aber er arbeitet nicht für uns.“

Jakob Mathern kam zu den beiden. Er war eben vom Wachtdienst am Olmützer Tor abgelöst worden und erzählte, daß dort beobachtet worden sei, wie eine Abteilung des Feindes die Verschanzung verlassen habe und nordwärts abgezogen sei.

Darüber zogen die anderen die Achseln ein und meinten, daß das wohl nichts anderes zu bedeuten habe, als daß eine Verschiebung im Zuge sei. Indessen ließ ihnen die Nachricht doch keine Ruhe, und sie begaben sich auf die Mauer.

„Daß euch der Teufel den Hals in tausend Stücke bräche,“ brummelte Jakob Klogler, als er ein Fähnlein Musketiere aus seinem Weingarten hervorkommen und sich auf der Straße ordnen sah. Dann schlug die Truppe gleichen Schritt an und marschierte in der Richtung auf Pulgrau davon.

Und wie sie noch eine Weile hinsahen, da kam bald hier, bald da eine Abteilung Soldaten hervor. Sie krochen aus den Weinbergen, aus dem Gehölz, hinter den Hügeln auf die Wege, stellten sich auf und schlugen die Richtung nach Pulgrau ein.

„Wie die Küchenschwaben, denen man ein Giftpulver gestreut hat,“ sagte Christoph Pitzer. Nach einer Weile

sagte Jakob Klogler mit schwerem Atem: „Ist es nicht, als ob sie sich gänzlich verziehen wollten? Es scheint, daß keiner zurückbleibt.“

„Weiß Gott, so sieht es aus,“ bemerkte Jakob Mathern. Da erhob sich aber auch schon in der Stadt ein Schreien und Singen.

„Der Feind will uns verlassen,
frei gibt er uns die Gassen,
des trauern wir nit sehr.
Das sind die braven Zünfte,
die brachten auf die Strümpfe
des Feindes ganzes Heer.“

Und da kam auch schon der Leutnant Knobelauch auf die Mauer gelaufen, stolperte über seinen langen Degen und schlug der Länge nach hin. Kaum hatte er sich erhoben, so schrie er, den Mund noch voller Sand und Staub: „Viktoria!“

Und da konnten sich die Bürger nicht länger halten, begannen vor Freude zu weinen und umarmten einander, indem sie sprachen, daß sie diese Stunde niemals vergessen würden.

„Schreiet nur,“ rief der Leutnant Knobelauch, „schreiet nur von den Zünften, die den Feind vertrieben. Aber wer anders hat denn die Viktoria erfochten, wenn nicht wir, wir Soldaten.“

Aber die Bürger waren zu sehr über die Wendung ihres Schicksals beglückt, um sich mit dem Leutnant in diesen Streit einzulassen.

Das war ein Jubeln und Lachen in der ganzen Stadt, daß keiner vor Freude wußte, was er tun und

was er lassen sollte. Huffelin ließ sogleich die große Prunkkanone mit einem Lindenzweig schmücken und dachte, wie gut es doch wäre, daß er aus diesem Stück keinen Schuß hatte abgeben müssen. Dann aber kam ihn ein so gewaltiges Lachen an, daß er sich setzen mußte, weil er sonst wohl auf Lebenszeit schief geblieben wär'.

Am Abend wurde ein Kriegsrat abgehatlen.

Warum denn der Erzbischof wohl abgezogen wäre, fragte der vorsichtige Merth Markus. Da meinte Huffelin: er hätte wohl gedacht, der Klügere gibt nach. Der Graf Drostenhoff aber, der war fuchsteufelswild, daß es nicht zum Schlagen gekommen war, und bestand darauf, daß man morgen mit dem früheſten den Feind verfolgen müsse.

Merth Markus sprach zwar dawider, aber die anderen waren voll unbändigen Mutes und stimmten dem Grafen zu. „Vielleicht daß wir dem Feind noch ein paar Fässer Wein abjagen," meinte Jakob Mathern. „Ja, er soll für uns die Lese besorgt haben," schrien einige. –

Im Morgengrauen traten die Fähnlein auf dem Marktplatz an. Alles war voll Zuversicht, und wer noch etwas Wein im Keller hatte, der hatte sich von seiner Ehefrau, Tochter oder Magd noch einen Abschiedstrunk bringen lassen. Der Graf ritt die Reihen ab, stellte Huffelin mit seinen Bürstenbindern und Schmiedegesellen an die Spitze, ließ den Lübecker mit den dreizehn und einem halben Mann des gräflichen Heerbannes die Nachhut nehmen und gab dann das Zeichen zum Aufbruch.

Es ging auf Pulgrau zu, weil die erzbischöflichen

Truppen in dieser Richtung abgerückt waren. Sie kamen durch den Wald, und Huffelin dachte an den Tag, an dem er mit Gilda hier den Schatz gesucht hatte. Wie lange ist das her, dachte er bei sich, und jetzt wird es hohe Zeit für uns, uns zu entscheiden. Daß ich sie nicht länger dort lassen darf, wo sie ist, das ist mir gewiß.

Je weiter die Bürger von der Stadt abkamen, desto stiller wurden sie. „Wo ist Merth Markus?" fragte Jakob Klogler, als er die Rotte der Kaufleute gemustert hatte.

„Er liegt krank im Bett und hat sich entschuldigen lassen," gab einer zur Antwort.

Der Wald lag in der Dämmerung so still da, daß es den Bürgern gar unheimlich werden wollte, und sie befürchteten, es könne jeden Augenblick zwischen den Büschen etwas hervorbrechen. Ach, sagte Meister Klogler bei sich, ich wollte, ich hätte es getan wie Meister Merth Markus, oder ich wäre zum Schutze der Stadt zurückgeblieben.

Endlich aber waren sie durch den Wald hindurchgekommen, und gerade wollte der Tag anfangen, hell zu werden, da sahen sie Dorf und Herrenhaus Pulgrau vor sich liegen. Ein paar Bauern gingen schon über Feld, die liefen herbei und begrüßten die Freunde mit vielem Geschrei. Auf die Frage nach dem Feinde antworteten sie, daß der schon gestern abgezogen sei. Nur vielleicht ein Fähnlein oder zwei seien noch zurückgeblieben, um die großen Weinfuhren zu geleiten.

Wie die Bürger vom Wein hörten, da spitzten sie

die Ohren und fingen an, gewaltigen Mutes mit den Plempen zu rasseln. Einige schütteten auch Zündkraut auf die Pfanne ihrer Musketen und hielten die Lunten bereit, als ob sie augenblicks losbrennen wollten. Mit den zwei Fähnlein getrauten sie sich schon fertig zu werden, wenn sie nur die Weinfuhren dabei gewannen.

Als sie ins Dorf rückten, da sahen sie auch richtig die Ochsenwagen mit den Mostfässern mitten in der Straße stehen, und die Soldaten hantierten daran herum, als ob sie gar nichts zu fürchten hätten. Da hob sich der Graf Drostenhoff im Sattel, streckte den Degen in die Höhe und schrie: „Drauf und dran! Gebt's ihnen . . ." Und die Bürger machten einen großen Lärm, schrien, was ihnen aus der Gurgel heraus wollte, und rückten mit Ernst und Grimm dem Feinde zu Leibe. Die Soldaten aber hatten sich wohl eher des Himmels Einsturz vermutet, als daß ihnen der Feind über den Hals kommen könnte. Sie erschraken so sehr, daß sie sich gar nicht erst in ein Scharmützel einließen, sondern vom Fleck weg davonliefen, als wären zehntausend Teufel hinter ihnen her.

Die Wagen mit den großen Fässern aber blieben mitten auf der Straße stehen.

Huffelin lief hinter dem Feind drein, denn er wollte ihn noch erreichen und durch Gefangennehmung einiger Soldaten Ehre einlegen. Aber er merkte gar bald, daß er allein den Fliehenden nachsetzte. Seine Bürstenbinder und Schmiedegesellen waren zurückgeblieben. Denn der Vormarsch der Bürger hatte nur bis zu den Weinfuhren stattgefunden. Sogleich waren einige hin=

aufgesprungen und hatten durch die Gärlöcher den Wein versucht. Aber die anderen drängten nach, wollten auch ihren Anteil haben, rissen die ersten herab und begannen einen Sturm, daß, wenn sie ihr so zugesetzt hätten, keine Festung sich hätte behaupten können.

Vergebens schrie der Graf auf sie ein, daß sie ihren Sieg ausnützen müßten, vergebens drängte er sein Roß zwischen die Haufen, ließ es herumtanzen und kourbettieren. Seine eigenen Leute hängten sich dem Gaul an den Schwanz und an den Zügel, hielten ihn fest und zogen den Grafen selbst unaufhaltsam aus dem Sattel, wiewohl er sich mit Händen und Füßen zur Wehre setzte. Ehe er sich dessen versah, war er auf dem Boden angelangt. Darauf drückten sie ihm eine Eisenhaube in die Hände, die war halb mit neuem Wein gefüllt, und er mußte sie leeren.

Es war ein Durcheinanderschreien und Getümmel, daß keiner wußte, wohin er sich wenden sollte. Die Bauern mußten sogleich aus ihren Häusern alle Gefäße bringen, in die man Wein einfüllen konnte. Da sah man Becher, Kannen, Krüge, Zuber, Eimer, Kessel und anderes Hausgeräte. Damit man auch etwas zum Sitzen habe, wurden Tische, Stühle, Bänke, Kober, ja sogar Bettgestelle aus den Häusern gezerrt und mitten auf der Straße aufgepflanzt. Da saßen sie zu zweien und dreien auf einem Stuhl, zu sechsen auf einem Tisch, in ganzen Klumpen hockten sie auf den Bettgestellen, daß diese in ihren Fugen krachten. Und wer keine Sitzgelegenheit hatte, der suchte sich seinen Platz am Fensterrand oder auf einem Gartenzaun.

Der Wein aber, der junge, neue Wein floß ihnen durch den Hals; und war des Lobes kein Ende über seine Güte, Stärke und seinen Gehalt. Darüber vergaßen sie ganz, wie gefährlich der junge Wein ist, wenn er als Sturm die erste Gärung zu bestehen hat.

„Wir sind lange genug auf dem Trockenen gesessen, daß wir jetzt ein wenig schwimmen dürfen," schrie Joachim Betscholt, der mit zehn Bürstenbindern auf einem Bettgestell saß. Und dann begann er ein Lied vom Neckarwein zu singen, das hatte diesen Anfang:

„Ihr Brüder hört das Wunderding,
wie es mir auf meiner Reis' erging,
als ich von Freiburg im Breisgau
nach Straßburg mußt reisen allda."

Darin wird erzählt, wie er auf seiner Wanderung einen Gesellen gefunden, der ihn gebeten, sich ihm auf den Rücken setzen zu dürfen, weil er einen gebrochenen Fuß habe. Sobald ihm aber der Gesell auf dem Rücken gesessen, habe ihn ein großer Durst zu plagen angefangen, also daß er im nächsten Dorf habe einkehren müssen. Hier habe es ein gewaltiges Zechen gegeben, und wie er dann wieder mit seinem Gesellen an die Luft gekommen, habe ihn dieser gefaßt und auf die Erde geworfen, habe ihm Mantel, Hut und Degen genommen und sei davon gegangen, indem er gesprochen, daß er der Neckarwein sei.

„Der Neckarwein laßt nit sein Art,
Sitzt wohl auf ein'; trägt doch einer hart."

Betscholt sang, als ob er eine Kapsel in der Kehle hätte. Aber die anderen nahmen es nicht genau, denn

das Lied war eines von denen, die den Durst nur noch größer machen, und darauf kam es ihnen an.

Nachdem sie an die zwei Stunden getrunken hatten, meinte der Graf, nun könnten sie wohl den Wein in Frieden lassen und dem Feind nachrücken. Aber da begannen alle zu lachen, daß die große Trockenheit noch lange nicht ausgeglichen sei, und das trunkene Wesen begann sie immer ärger zu ergreifen; zuletzt war keiner mehr ganz fest auf den Beinen, und der Graf dachte, er müsse froh sein, wenn er sie nur wieder in die Stadt zurückbrächte.

Mit einem Male kam ein Bauer gelaufen, focht schon von weitem mit den Händen in der Luft und schrie aus vollem Hals, daß der Feind in aller Stille und Schleunigkeit herankomme. Da kam ein verwirrtes Wesen über die Armen. Sie sprangen auf, stülpten die Sturmhauben auf den Kopf, daß ihnen der Rest des Weines über das Gesicht rann, stolperten einer über die Beine des andern, suchten und fluchten, rissen sich die Plempen ab, indem sie sich die Gehänge überwerfen wollten.

Es war ein Stoßen, Plagen, Schlagen und Jagen, daß Gott erbarm. Etliche aber konnten gar nicht vom Flecke. Die saßen auf der Erde, lächelten recht vergnügt und ließen die anderen davonlaufen, so gut sie konnten.

Als der Feind in das Dorf kam, machte er einen guten Fang. Nicht weniger als dreizehn Bürger, unter ihnen Christoph Pitzer, Jakob Klogler und Hans Kleinfeindt, neunzehn Gesellen, unter ihnen Joachim Betscholt, vierzehn Scharwächter und vier von des Grafen

Leuten waren zurückgeblieben wie Vögel auf der Leimrute.

Jakob Klogler saß auf einem Tisch, und wie der Feind einrückte, so hielt er ihnen zum Willkomm einen großen Krug entgegen. Er wollte auch einen Trinkspruch ausbringen, aber er konnte sich nicht besinnen, was er hatte sagen wollen.

Betscholt aber war am Abend dieses Tages wieder in der Stadt. Zwei Kroaten hatten ihn bis zum Tor gebracht und hatten ausgerichtet: der Herr Erzbischof lasse sagen, so viel Wein hätte er nicht, als dieser Mann da brauche.

Inzwischen aber war etwas geschehen, was den Bürgern nach dem bösen Streich, den ihnen der Erzbischof in Pulgrau gespielt hatte, wieder einigen Trost und Mut einflößte. Während sich die geschlagenen Scharen beim Olmützer Tor so rasch als irgend möglich in die Stadt zogen, kamen beim Wiener Tor vier Herren hereingeritten. Und die vier Herren waren der kaiserliche Kommissarius Gabriel von der Prein und die drei Abgesandten der Stadt an den kaiserlichen Hof zu Wien.

Da begannen die Bürger, sowie sie sich nur in etwas von der Bestürzung erholt hatten, wieder freier zu atmen, hoffend, daß ihnen das Erscheinen des Kommissarius etwas Gutes zu bedeuten haben werde.

Der Graf Drostenhoff aber war darüber gar nicht froh. Nun sollte es mit der ganzen Kriegsherrlichkeit gar zu Ende und mit einem solchen Ende sollte sie beschlossen sein. Das ging dem Grafen gar sehr

im Kopf herum, und er mochte es wenden, wie er wollte, daran konnte man nicht zweifeln, daß die Pulgrauer Affaire eine Niederlage gewesen war. Er ging den ganzen Tag über mit einem Gesicht herum wie zehn übereinander aufgepackte Donnerwetter, daß ihm jeder stillschweigend aus dem Wege wich. Sogar mit dem Lübecker vermied er es, darüber zu sprechen.

Gegen Abend ließ er sich ein Bad zubereiten. Er dachte, das könne ihm wohl am besten und ehesten die Hitze aus dem Blute nehmen.

Da er aber gar zu lange im Bade verblieb, wollte sich Ruprecht, der Kammerdiener, nach dem gnädigen Herrn erkundigen. Die Tür war von innen verriegelt, und auf ein vielfältiges Klopfen und Fäustetrommeln kam keine Antwort, so daß Ruprecht ganz besorgt und unruhig war. Man lief zusammen und sprengte die Tür auf.

Und da fand man den Herrn Grafen im Bade sitzen als einen Toten.

Eberhard mit den Beulen, der alte halbe Gefolgsmann, zog, als er das hörte, sein rotes Tuch um den Hals fest und sagte: er habe es immer gesagt, daß ein Bad zur unrechten Zeit schädlich sei.

Weil aber der Mensch zwischen Recht und Unrecht so schwer unterscheiden kann, so hatte Eberhard den Ausweg gefunden, sich des Badens überhaupt und vollkommen zu enthalten und seit einundzwanzig Jahren war er von diesem Grundsatz nicht mehr abgewichen.

Dreizehntes Kapitel.

Wie der Lübecker und Huffelin zusammen den Teufel austrieben.

Der Graf war sehr zur unrechten Zeit gestorben. Denn der kaiserliche Kommissarius hatte ihm eine Menge Bestellungen von Wiener Freunden und Bekannten mitgebracht, die den alten Herrn gewiß gefreut hätten, weil daraus zu ersehen war, daß man ihn in der großen Welt doch nicht so ganz vergessen hatte, wie er immer meinte.

So konnte der Herr Gabriel von der Prein, kaiserlicher Hofkriegsrat und Armeeverpflegungsinspektor, nichts anderes tun, als mit betrübtem Gesicht an dem Sarg des Grafen stehen und beim Begräbnis eine Scholle Erde in die Gruft werfen.

Er hatte auch auf die Mitwirkung des alten Herrn bei den Verhandlungen mit dem Erzbischof gerechnet. Nun mußte es ohne ihn gehen. Und es ging, weil der Erzbischof sich rascher zu einer Verständigung bereit fand, als man hatte erwarten können. Der Fürst war durch seine Vertrauensmänner am Wiener Hof von allen Vorgängen unterrichtet und er hatte erfahren, daß man sich nun doch entschlossen habe, darauf zu dringen, daß Friede im Lande werde. Lange genug hatten ja seine Leute am Hof diesen Entschluß hinauszuschieben gewußt. Lange genug, um die Bürger so kirre zu machen, daß sie sich zu günstigen Bedingungen verstanden. Sie willigten ein, zehntausend Dukaten als Entschädigung zu zahlen und auf das neuangemachte

Stadtwappen und Sigillum zu verzichten. Dafür hin-
wiederum überließ ihnen der Erzbischof die Herrschaft
Pulgrau zwar nicht ins Eigentum, aber doch in Erb-
pacht auf neunundneunzig Jahre gegen einen jährlichen
Zins von drei Kälbern, drei Hähnen, drei Schock Eiern
und drei Eimern Wein. Die Lese des heurigen Jahres
sollte der Stadt und den Bürgern gegen Bezahlung
einer weiteren Entschädigung von zweihundert Gold-
gulden übergeben werden.

So gewannen die Dinge ein neues und freund-
licheres Gesicht, und die Stadtväter waren recht froh,
daß sie bei der Sache nicht noch mehr Haare gelassen
hatten.

Auch auf dem Schloß hatten die Dinge ein neues
Gesicht gewonnen.

Nach Ablauf der ersten Trauerwoche waren die Herren
Elias Greinell und Doktor Heinrich Brühschwein vor
dem Fräulein erschienen und hatten im Beisein des
Kaplans Coelimpatius, des Junkers Fridolin und des
Lübeckers das Testament des alten Herrn eröffnet. Den
Lübecker hatte sich das Fräulein eigens als Zeugen
ausgebeten, obzwar der Junker Fridolin dagegen Ein-
sprache erhoben hatte.

Das Stück Pergament, das die beiden gelehrten
Herren unter feierlichem Schweigen entsiegelt hatten,
machte das Fräulein Klara zur Erbin über Schloß
und Dorf, über Wald und Au, über Jagd und Fischerei,
über Felder und Bauern. Dabei war ihr nur auf-
getragen, sich des Junkers Fridolin anzunehmen und
ihm jederzeit ein auskömmliches Leben zu gewähren,

weil sich doch durch ihn noch einmal der Glanz des Geschlechtes neu bewähren werde.

Hierauf war ein guter Imbiß auf dem Altan eingenommen worden, da man noch ganz gut im Freien sitzen konnte.

Als dann Doktor Coelimpatius mit dem Junker Fridolin allein verblieben war, wanderte der Kaplan eine Weile im Zimmer auf und ab. Dann sagte er: „Wir müssen den neuen Verhältnissen Rechnung tragen. Aus dem Tode sprießt das Leben. Was dem einen eine Grimmigkeit ist, ist dem andern eine Gerechtigkeit."

Der Junker Fridolin achtete nicht auf diese Worte und unterließ es eine Nutzanwendung aus ihnen zu ziehen.

Da fuhr der Kaplan fort: „Ich meine, Junker, Ihr solltet trachten, Euch die Hand des gnädigen Fräuleins zu gewinnen."

Zuerst meinte Fridolin, der Kaplan sei im Kopfe wirr geworden. Er überlegte, ob er nicht die Dienerschaft zu Hilfe rufen solle. Aber der Kaplan fuhr fort: daß der hochselige Herr Graf doch selbst angeordnet habe, das Fräulein solle Leben und Unterhalt des Junkers sicherstellen; daß sich durch ihn der Glanz des Geschlechtes neu bewähren werde; wie könne denn beides besser geschehen, als indem er sich mit ihr ehelich verbinde. Zudem habe er dann, wenn er des gnädigen Fräuleins Ehegemahl geworden sei, ein Machtwort zu sprechen und könne den verdrießlichen Gast aus dem Hause entfernen.

Da wurde der Junker Fridolin nachdenklich und sagte,

er wolle sich dies über Nacht zurechtlegen und sich morgen resolvieren. Und am nächsten Morgen kam er zu Coelimpatius, und der Kaplan konnte sogleich an dem neuen, prächtigen, à la modischen Gewand des Junkers abnehmen, wie sich dieser entschieden hatte.

„Ja," sagte Fridolin, „Ihr sollt recht behalten, und ich will Eurem Rat folgen."

Und sogleich ging er in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit zum Fräulein, die er dabei fand, die Rechnungen zu prüfen und in den großen Büchern zu blättern, die ihr der Hausverwalter und der Vogt hatten vorlegen müssen. Denn das Fräulein hatte sich vorgenommen, in die Wirtschaft Ordnung zu bringen.

Er setzte sich ihr gegenüber auf einen Stuhl mit Lehnen, legte die Arme auf, daß die Seide in der Sonne glänzte, und begann: daß er sie stets verehrungsvoll aus der Ferne betrachtet habe. Daß sie ihm stets als Vorbild und Muster aller Weiblichkeit erschienen sei. Daß er nicht wisse, ob er ihrem Geist oder ihrer Schönheit den Preis zugestehen solle. Und daß er sich glücklich schätzen würde, wenn es ihm vergönnt sein sollte, weiterhin mit ihr aufs innigste vereint, durch das Leben zu wandeln.

Aber das Fräulein fuhr fort, nachdem sie nur einen kurzen Blick auf ihn gerichtet hatte, in ihren Büchern zu rechnen und fragte dazwischen, ob er denn nicht den großen Unterschied zwischen ihnen in Betracht gezogen habe.

„Ach," sagte Fridolin, „was fragt die Liebe nach dem Unterschied der Jahre."

An die Jahre aber hatte das Fräulein nicht im entferntesten gedacht, weil sie diesem Gedanken durchaus immer auswich. Und darum wurde sie jetzt so rot, als habe man mit einem Male ein Feuer hinter ihren Wangen entzündet; und schrie den Junker an, was denn die Mägde im Schloß und die Bauerndirnen im Dorf dazu sagen würden, wenn ihnen das gnädige Fräulein den Galan weghaschen wollte.

Auf dieses Wort hin war der Junker eine Weile still. Dann schrie er aber auch. Er schrie: „Das weiß ich ganz wohl, daß da niemand anderer aus Euch spricht als dieser Gesell, der Lübecker, der wie eine Wanze ist. Der hat sich über Euch zum Herrn gesetzt. Aber ich bin dessen satt. Solange der Herr Graf gelebt hat, habe ich nichts sagen wollen und können. Jetzt aber muß das ein Ende nehmen, dafür werde ich Sorge tragen . . ."

Da schlug das Fräulein das Buch mit einem Knall zu und stand auf: „Und ich sage Euch, daß Ihr hier gar nichts anzuschaffen habt. Ich bin hier die Herrin, das mögt Ihr Euch merken. Und wenn Ihr mir das nicht glauben solltet, so sehet Euch nur selbst vor. Wenn sich mein hochseliger Herr Oheim Euer Maulwerk und Euer Affentum hat gefallen lassen, so bin ich aus einem andern Zeug gemacht. Der Lübecker bleibt. Und wehe Euch, wenn Ihr ihm etwa zu Leibe wollt. Dann seid Ihr am längsten auf dem Schloß gewesen."

Einen solchen betrüblichen Ausgang nahm Fridolins Werbung um das Fräulein. Und es war nur gut,

daß eine Ablenkung kam, weil sonst das Zusammensein nach diesem Vorfall wenig ersprießlich hätte sein können.

Diese Ablenkung war der Besuch des kaiserlichen Kommissarius Herrn Gabriel von der Prein. Das Fräulein hatte sich für verbunden gehalten, dem Herrn Hofkriegsrat, der sich so kavaliermäßig eingeführt hatte, eine freundliche Einladung zugehen zu lassen. Die Geschäfte waren nun beendet, und ehe der Kommissarius wieder nach Wien zurückkehrte, wollte er ein paar Tage auf dem Schloß verbringen.

Dem Fräulein war es auch darum zu tun, sich durch den Herrn Kommissarius der vornehmen Verwandtschaft in Wien recht gut in Erinnerung bringen zu lassen. Sie bot alles auf, um ihm den Aufenthalt recht angenehm zu machen. Mit dem Jagen war es freilich nichts, denn die erzbischöfliche Soldateska hatte in der Gegend alles Wild weggefangen oder verscheucht. Aber man vertrieb sich die Zeit mit Ballschlagen, Spazierengehen und angenehmen und kuriosen Gesprächen.

Eines Abends kam in dem hohen, dunklen Zimmer des verstorbenen Grafen die Rede auf den Teufel. Mit einem feinen Lächeln sagte der Kommissarius, daß man wohl den Teufel als ein gutes Mittel brauche, um das Volk im Zügel zu halten, das sich um Gott bei weitem nicht so viel kümmern würde, wenn es an keinen Teufel glaubte.

Coelimpatius aber focht eifrig dagegen. Der Teufel sei doch immer und überall auf der Welt, und oft genug könne man deutlich seine Klauen erkennen.

„Zu Wien hat man den Teufel schon lange nicht

gesehen," sagte der Kaplan. „Und doch hat man in Wien alle Ursach, an den Teufel zu glauben. Hat nicht einer der Ahnherren unseres erlauchten kaiserlichen Hauses in höchsteigener Person mit dem Teufel zu tun gehabt? Das war Friedrich der Schöne, als er zu Trausnitz gefangen saß. Da kam ein Magier zu Friedrichs Bruder, dem Herzoge Leopold, und erbot sich, durch Teufels Kunst den Friedrich zu befreien. Und da erschien der Teufel in eines Pilgrims Gestalt vor dem Gefangenen und sprach: ‚Sitze her auf mich, so will ich dich ohne Schaden zu deinem Bruder bringen.' Aber den Herzog kam ein Grauen an, und er machte ein Kreuz vor sich. Da entwich der Teufel mit Hinterlassung eines höllischen Gestankes."

Aber obzwar dieses Abenteuer einen Ahnherrn des erlauchten Kaiserhauses betraf, fuhr der Kommissarius fort, ein ungläubiges Gesicht zu machen.

Das spornte den Kaplan aber nur noch an, mehr von seinen Teufelsgeschichten vorzubringen: „Der Teufel ist immer darauf aus, Betrug und Hinterlist zu verüben, gegen einzelne und gegen ganze Völker, wie er denn auch einmal den Juden zu Sarepta in des Moses Gestalt erschienen ist. Er sprach, er wäre Moses und verhieß ihnen, er wolle sie mit trockenen Füßen durch das Rote Meer führen in das gelobte Land. Und als er sie an das Rote Meer gebracht hatte, ertränkte er ihrer einen großen Haufen."

Während dieses Gespräches sah der Junker Fridolin das Fräulein an und erkannte an ihren Mienen ihre Angst und Furcht vor dem Teufel.

„Euch wird der böse Feind nichts anhaben," sagte er mit spöttischem Lächeln, „wo Tugend und Gottesfurcht wohnen, da ist für den Satan keine Stätte."

Aber der Kaplan bemerkte, daß es für den Teufel kein Hindernis gebe, und daß er, da er selbst in den heiligen Dingen wohl bewandert sei, es auch wagen könne, die Frommen heimzusuchen. So sei die Geschichte höchst erstaunlich, die man vom Bischof Albrecht von Straßburg erzähle. „Der hatte einen Teufel bei sich, um von ihm heimliche Sachen zu erfahren. Und wie der Teufel so eines Tages im Studierzimmer des Bischofs saß, ging von ungefähr der Pfarrer mit dem Leichnam des Herrn draußen vorbei zu einem Sterbenden. Der Chorknabe läutete mit dem Glöcklein. Darauf beugte sich der Bischof und sah zu seinem Erstaunen, daß der Teufel desgleichen tat. Fragte der Bischof: warum er dies tue. Antwortete der Teufel: ‚Weißt du nicht, daß geschrieben steht, daß sich in Gottes Namen beugen sollen alle Knie im Himmel, auf Erden und in der Hölle?' Nach einer Weile ging der Pfarrer draußen vorbei, und der Chorknabe läutete. Der Bischof beugte wieder seine Knie, der Teufel aber blieb stehen. Fragte der Bischof: warum er sich jetzt nicht wieder beuge. Antwortete der Teufel: ‚Der Pfarrer hat den Leib des Herrn bei dem Kranken gelassen. Darum sollte er schweigend durch die Straßen gehen und nicht läuten lassen, denn die Verehrung gebührt nicht ihm, sondern dem Allerheiligsten.' Der Bischof erkundigte sich bei dem Pfarrer, und es ergab sich, daß es so gewesen war, wie der Teufel gesagt hatte."

„Ja, ich bin schon immer der Meinung gewesen,“ sagte der Kommissarius, „der Teufel ist ein Stück von einem Theologen.“

„Wie mögt Ihr nur so sprechen, Herr Hofkriegsrat?“

„Wollen wir also sagen: von einem verdorbenen Theologen.“

Das Fräulein war blaß und stumm geblieben und hatte den Kaplan immer nur groß und furchtsam angesehen. Ei, dachte der Junker Fridolin, ist mein tapferes Fräulein nur am hellen Tage überaus mutig und zeigt sich hier ihre weibliche Schwachheit? Sie sitzt ja da wie der Vogel, den der Blick der Schlange gebannt hat. Und sogleich ließ er sich es angelegen sein, der Sache weiter nachzusinnen, wie er daraus etwa für sich einen Vorteil ziehen könnte. Wenn man nicht von den Schwachheiten unserer Nachbarn einen Profit haben sollte, dachte er, so wäre doch durchaus und nirgends kein Geschäft zu machen. Der Kaufmann zieht seinen Profit aus der Üppigkeit der Frauen, aus ihrer Lüsternheit und Gefallsucht. Der Bäcker, der Fleischer, der Krämer aus der gemeinsamen Schwachheit aller, dem Hunger. Der Soldat aus der dem Menschen eingeborenen Lust zu Streitigkeiten, der Geistliche aus der Angst vor dem Tode. Warum sollte ich aus der eben erst zutage gekommenen Schwachheit meines Schloßfräuleins keinen Gewinn haben?

So philosophisch konnte der Junker Fridolin sein, wenn es galt irgendeinem Vorteil nachzuspüren.

Das Gespräch über den Teufel hatte am letzten Abend des Aufenthaltes des kaiserlichen Kommissarius

stattgefunden. Am nächsten Morgen schied er mit großer Dankbarkeit und dem Versprechen, dem gnädigen Fräulein nach Wunsch in Wien alles zu grüßen, was nur irgend an Verwandten aufzutreiben war.

Nun folgten ein paar ruhige Tage, und das Fräulein begann, sich eigentlich erst im neuen Leben mit Behagen einzurichten, wozu gehörte, daß sie ihre Musikstunden wieder aufnahm.

Samstags war der Lübecker in der Stadt mit den Gesellen bei der „Großen Tabakpfeife" beisammen gewesen. Sie hatten eine ernste Unterhaltung gehabt, und Betscholt und der Lübecker hatten im Vertrauen gesagt, daß sie es satt hätten und weiter wandern wollten.

Aber Huffelin hatte nichts davon wissen wollen. „Habe ich dich nicht aus des Henkers Händen kaufen müssen," sagte er zu Betscholt, „habe ich nicht tausend Possen um dich angestellt? Du könntest wahrlich dessen besser eingedenk sein und dich auch in etwas nach meinem Wunsche haben. Aber ihr zwei beide gehört in die Kalmusmühle, daß man miseriam cum aceto aus euch mache, weil ihr doch zu anderm nicht nütze seid."

Wozu denn Huffelin noch länger hier verziehen wolle? fragten sie.

„So lange will ich noch bleiben, bis ich meine Herzallerliebste so weit gebracht habe, daß sie ihren armseligen, neidischen und böswilligen Herrn zu verlassen willens ist. Und ihr – euch geht's durchaus zu gut, daß ihr es wohl vor Jucken nicht aushalten könnt.

Wollt ihr schon wieder ins Hungerland hinein? Die guten Speisen und faulen Tage haben euch hier glatt-haarig gemacht, und euer Glück hat sich gar anmutig vor-gestellt. Ihr könntet auf den alten Kaiser hinein leben, aber da will es euch hier auf einmal nicht leiden. Was Rats? Der eine hat eine Meisterin, der er ge-nehm ist, und die ihn sich warm hält. Der andere hat gar ein gnädiges Fräulein, das ihn Hahn im Korbe sein läßt. Ei verwünscht, was liegt daran, daß die eine etwas streitbarer Natur ist und die andere nicht mehr ganz jugendlich und zudem mit einem Vetter – oder was sonst der Schlingel sein mag – behaftet, den sich der Teufel zur Unterhaltung erfunden hat. Das Schicksal ist wie die Katzen, es hat unter den weichen Pfoten den Dornhandschuh. Aber man muß es nur richtig anzufassen wissen, so bleiben die scharfen Krallen wohl gar verborgen."

Nachdem Huffelin solchergestalt den Gesellen noch zugesetzt hatte, gaben sie sich damit zufrieden, noch länger zu verweilen. Denn wenn sie sich alle Unbilden der Wanderschaft so recht vor Augen stellten, so fanden sie es doch besser, sich mit ihren Widerwärtigkeiten auf gutem Wege auszugleichen.

Als der Lübecker auf das Schloß kam, war da trotz der Nachtstunde ein großes Laufen und ein erschreck-liches Lamentieren. Dem gnädigen Fräulein war mit einem Male so schwer übel geworden, daß sie an-gefangen hatte zu schreien und daß sie aus dem Bett gefallen war. Denn als die Kammerfrau auf dieses anhaltende Schreien und Zetern herbeigelaufen war,

da hatte sie das Fräulein hinter dem Bett gefunden, in den Vorhang eingehüllt und am ganzen Leibe zitternd. Die Augen hatten ihr faustdick vor dem Kopf gelegen, und die Zunge war so aufgequollen gewesen, daß sie kein Wort hatte sprechen können.

Nachdem man sie zu Bett gebracht hatte, war ein großes Weinen bei ihr ausgebrochen, als ob sie alle Säfte aus dem ganzen Körper auslassen wollte. Die Kammerfrau hatte ihr sodann einen Tausendguldenkrauttee gekocht, zur Beruhigung der Nerven, und hatte auch ein wenig Gewürznelken, Pfeffer, Ochsenzunge, Gundelkraut und Krausemünze beigesetzt, von denen jedes seinen besonderen Zweck und sein Glied im menschlichen Körper hat, dem es mit guter Wirkung dienlich ist.

Zur Stunde saß die Kammerfrau noch bei dem gnädigen Fräulein wach.

Oswald hielt diese Ereignung für einen der gewöhnlichen und bei Frauen besonders leicht sich einstellenden Zufälle und ging zu Bett, ohne sich weitere Sorgen zu machen.

Am Morgen aber wurde er schon recht frühzeitig zum Fräulein berufen, die ihm etwas Wichtiges zu sagen habe. Er fand sie im Bette liegend, blaß, mit fieberisch glänzenden Augen und bis zum Halse zugedeckt, als ob sie friere.

Nachdem der Lübecker mit zierlichen und wohlgesetzten Worten sein Bedauern vorgebracht hatte, wie es bei solchem Anlaß einem gut erzogenen Mann zustand, nickte ihm das gnädige Fräulein zu. „Ja," sagte sie,

„diese Nacht hat mich krank gemacht. Krank an Seele und Leib. Nie hätte ich geglaubt, daß ein plötzlicher Schrecken auch den Leib so hinfällig machen kann. Aber nun habe ich es an mir erfahren. Und ich muß befürchten, daß ich noch mehr solcher Schrecknisse überstehen muß."

Hierauf verbreitete sich der Lübecker über den Schrecken ins allgemeine, da er doch nichts Passendes zu sagen wußte, und keinesfalls auszunehmen vermochte, wohin das gnädige Fräulein abziele.

„Ach, lieber Junker Oswald," sagte sie, „was haltet Ihr denn wohl davon, wenn ich den Fridolin zum Mann nähme."

Das war nun eine Frage, auf die schwer eine Antwort zu geben war. Der Lübecker half sich also inzwischen dadurch, daß er gegenfragte, ob das von ihrem Herzen oder von ihrem Verstande angeordnet sei, oder ob sie sonst etwas anderes dazu verhalte.

Da senkte das Fräulein den Kopf: „Mein Herz würde mir wohl andere Weisung geben. Und mein Verstand warnt mich davor."

„Also ist es etwas anderes? Wollt Ihr mir nicht sagen, was es ist? Ich bin euer treu ergebener Freund, dem Ihr alles anvertrauen könnt und, wenn es ein Geheimnis ist, so ist es bei mir so verwahrt wie in einer Gruft mit eisernen Türen." So sprach der Lübecker dem Fräulein zu, denn er sah, daß sie darnach verlangte, solchen Zuspruch zu erhalten.

Endlich hob sie die Augen auf und sah dem Lübecker in die seinen. Ja, flüsterte sie, sie habe Vertrauen,

und sie wolle es ihm sagen, denn mit einem Menschen müsse sie doch davon sprechen, ob es ihr zwar streng verboten sei und sie vielleicht Strafe dafür zu erwarten habe.

Aufmerksam horchend rückte der Lübecker dem Bett noch näher und fühlte seine Hand von der Kranken ergriffen.

„Ach Gott," seufzte sie und fuhr dann flüsternd fort: „Mein Oheim ist hier gewesen und hat . . ."

„Euer Oheim, der ist doch tot und verstorben . . ."

„Er ist wiedergekommen . . . von drüben ist er gekommen, in seinem Leichentuch und in Begleitung eines Teufels, der ihn an einer Kette geführt hat, daß er ihm nicht entrinne. Er ist nämlich zum Fegefeuer verurteilt. So ist er herein getreten . . . ach, mein Herz . . . ich kann nicht . . . wollet fühlen, wie mein Herz schlägt, als wollte es mir aus der Brust springen."

Der Lübecker fühlte nach dem Herzen und gab dem Fräulein sodann von dem Mohnabsud zu trinken, der neben dem Bett stand, auf daß sie sich beruhigen möge.

„Dort ist er hereingetreten, obzwar ich mein Schlafzimmer absperre und den Schlüssel unter mein Kopfkissen lege. So ist er hereingetreten, gräßlich anzusehen, einen Schleier über sein Antlitz gebreitet. Und der Teufel hinter ihm mit seinen Hörnern und Klauen, der hat ein Ansehen gehabt, daß man hätte auf der Stelle sterben mögen. Ganz haarig von oben bis unten und mit einem Schimmer von innen heraus wie brennender Schwefel."

„Und der verstorbene Oheim hat Euch wohl aufgetragen, daß Ihr den Fridolin zum Gatten nehmen sollt."

„Das hat er getan. Und hat mir weiter befohlen, niemandem etwas zu sagen."

Der Lübecker dachte einen Augenblick nach. Es war ihm eingefallen, daß er einen Blick gesehen hatte, den der Junker bei jenem Gespräch über den Teufel auf das Fräulein gerichtet hatte. Und er glaubte, eines Fadens Ende in der Hand zu haben.

Also bat er das Fräulein, ihm zu gestatten, vor ihrer Tür zu wachen. Er sei begierig zu erproben, ob das Gespenst und der Teufel auch ihm Rede stehen würden. Aber da schrie das Fräulein auf, als habe ihr jemand einen Spieß durch den Leib gerannt und ertappte wieder des Lübeckers Hand. Nein, schrie sie, das könne sie nicht zugeben, damit bringe er sich um seiner Seele Seligkeit und liefere sich in die Hände des Satans.

Der Lübecker aber sprach ihr wieder zu, legte ihr die Hand auf das Herz und gab ihr Mohnabsud zu trinken, daß sie sich beruhige. Dann sagte er, daß er guten Grund habe, zu glauben, sowohl der Geist des Oheims als auch der Teufel seien von dieser Welt. Und dann getraue er sich schon, mit ihnen fertig zu werden. Auf diese Weise sprach er so lange, bis ihn das Fräulein, wiewohl ungern und unter ängstlichen Bitten um Vorsicht, die Erlaubnis gab, vor ihrer Tür zu wachen.

Als der Lübecker das Zimmer verließ, sagte er zu sich: „Das soll mein letztes Stück hier sein. Sobald

das ausgeführt ist, will ich gehen. Der Boden wird mir zu heiß. Und da kann Huffelin dawidersprechen, was er will . . . ich kann nicht mehr."

Die Nacht verbrachte er nach seinem Plane auf der Lauer. Neben dem Schlafzimmer des Fräuleins war eine kleine Kammer, die dem Aufpasser ein angemessenes Versteck bot. Er hörte die ganze Nacht hindurch das Fräulein nebenan seufzen und stöhnen, auch manchmal beten und mit dem Rosenkranz klappern. Dazu krachte das Bettgestell recht widerwillig, wie sie sich darauf von einer Seite auf die andere warf. Aber der Geist des verstorbenen Grafen und der Teufel, der ihn an der Kette führte, ließen sich in dieser Nacht nicht blicken.

Der Lübecker gab indessen die Hoffnung nicht auf, daß sie ihm doch noch begegnen würden. Das sagte er auch dem Fräulein und fügte hinzu, er freue sich darauf, von den Herrschaften zu erfahren, wie es im Jenseits und in der Hölle aussähe. Ob dieses Frevels erschrak das Fräulein gewaltig und bat den Lübecker inständig, sich nicht durch derlei lästerliche Bemerkungen zu versündigen und am Ende gar den bösen Gewalten über sich Macht zu geben. Hingegen wollte sie am Nachmittag, den sie außer Bett verbrachte, mit Oswald Musik betreiben. Aber dazu war der Lübecker nicht zu haben und sagte, er wolle sich heute alles Musizierens enthalten, weil dieses weich und schlaff mache und man seine Fäuste in Ordnung haben müsse, wenn man mit dem Teufel diskutieren wolle.

Abends versah sich Oswald mit einem tüchtigen Hasel-

stock, den er heute ins Tanzen zu bringen hoffte. Als er sich eben in sein Versteck begeben wollte, lief ihm der Student Huffelin entgegen, der gekommen war, ihn aufzusuchen.

„Du kommst wie gerufen," lachte der Lübecker, „kannst mir heute gleich behilflich sein, den Teufel auszutreiben. Nun sind wir zwei gegen zwei, und der Betteltanz kann angehen."

Damit erzählte er dem Gesellen, welche Besorgung er heute hätte, und daß er sich einen guten Spaß davon verspreche. Da war Huffelin mit Freuden dabei und sagte, daß ihm diese Motion recht willkommen wäre, um seinen innewohnenden Ärger auszukochen. Denn – und dies sei der eigentliche Grund seines Kommens – es habe sich schon wieder etwas ereignet, was ihnen Scherereien und Laufereien machen werde.

„Da ist uns wieder der Betscholt in eine Spalte geraten," sagte der Lübecker sogleich, denn wenn es Scherereien gab, so war gewiß der Betscholt daran beteiligt.

„Erraten. Er steckt schon wieder im Loch."

„Den hat auch nicht das Glück zur Ehe genommen. Was hat er denn schon wieder verbrochen?"

„Es scheint, daß er den Prügelknaben abgeben soll. Es kann sich bald nichts mehr in der Stadt zutragen, ohne daß die Schuld dem Betscholt in die Schuhe geschoben wird. Er, der von Handwerks wegen mit dem Pech sollte umgehen können, hat es doch so überall verschmiert, daß er allenthalben kleben bleibt. Nun ist der Richter Elias Greinell krank geworden. Es hat sich ihm dort, wo der Rücken aufhört, seinen guten

Namen zu führen, eine Geschwulst gebildet, so daß er weder sitzen noch liegen kann. Das ist ja nicht gerade besonders erbaulich. Was tut aber mein Herr Elias Greinell? Er schickt den Büttel aus und läßt meinen guten Betscholt aufheben und wieder in den Kotter setzen. Warum? Was vermeinst du wohl als Ursach' dieser neuerlichen Drangsalierung und Tribulation? Die Katze läuft einem den Buckel hinauf, wenn man nur daran denkt. Weil unser guter Betscholt ihm soll die Geschwulst angezaubert haben. Aus Haß und Rache wegen der früher geschehenen Ereignisse, als Prozeß und beinahe erfolgte Hinrichtung. Er läßt es sich nicht nehmen und beruft sich dabei auf die verwünschte Wurzel, die man bei Betscholt damals gefunden hat. Das soll nach seiner Meinung eine Zauberwurzel sein und also unser Betscholt ein Zauberer. Und wenn das der Richter ausspricht, so verdreht er die Augen und knirscht mit den Zähnen. Er ist vollkommen entschlossen, unsern Gesellen mit einem hänfenen Kragen zieren zu lassen und an seinem allerbesten Hals aufzuhängen."

„Das ist eine nichtsnutzige Zeitung. Da werden wir wieder zu tun haben, bis wir seinen Kopf aus der Schlinge kriegen. Quid faciemus nos? Hast du schon etwas unternommen?"

„Ei freilich . . es versteht sich, daß ich sogleich den Richter überlaufen habe. Mit dem ist aber nicht zu sprechen. Der liegt im Bett und wimmert und nur, wenn man ihm vom Betscholt etwas sagt, so beginnt er, zu brüllen wie ein Unsinniger. Ich habe nichts ausrichten können. Zudem glaube ich auch, daß er den

Betscholt nicht zum wenigsten deshalb verarrestiert hat, weil er glaubt, damit auch mir ein Übels anzutun; Gilda hat mir genug davon erzählt, wie schlecht er auf mich zu sprechen ist."

„Ach, wenn der alte Graf noch lebte, der wär' doch sicher bereit gewesen, uns in allen Stücken und Aktionen behilflich zu sein."

„Der alte Herr fehlt uns dabei, damit hast du recht. Ein Fiduzit! Übrigens wenn er heute nacht doch erscheinen wollte, daß wir ihn gleich nach seiner Meinung befragen könnten."

Unter solchen Gesprächen erwarteten die Gesellen die Mitternachtsstunde. Hufselin beklagte sich nur darüber, daß sie so trocken und ohne Licht sitzen müßten. Der Lübecker aber sagte, daß die Dienerschaft von ihrem Versteck nichts wissen dürfe. Man könne doch nicht wissen, ob das Gespenst nicht unter ihr den einen oder den andern zum Freunde habe. Und wer mit Geistern und Teufeln in Verkehr treten wolle, der müsse schon zu kleinen Opfern bereit sein.

Und wirklich sollten die Opfer nicht vergeblich gebracht sein. Als die Turmuhr Mitternacht geschlagen hatte, wurde ein Geräusch vernehmbar, ein Scharren und Schleifen, ein Seufzen und Ächzen, dazu ein Klirren von Ketten, daß es seine richtige Art hatte.

„Jetzt kann es gleich angehen," sagte der Lübecker und nahm den Haselstock zur Hand. Dann öffnete er die Tür zu einem schmalen Spalt.

Da sahen sie denn auch schon einen Lichtschein den Gang entlangkommen. Der rührte von einer Kerze her,

die das Gespenst in der Hand trug. Ganz in weiße Bettücher eingehüllt, ließ der Geist von seinem Gesicht nichts erkennen. Und ganz wie es das Fräulein beschrieben hatte, war er mit einer Kette gefesselt, deren Ende ein grimmiger Teufel in der Hand hielt. Dieser Teufel war ganz zottig von oben bis unten wie einer, der einen dicken Winterpelz mit den Haaren nach außen trägt. Der Kopf war schwarz, und die Augen funkelten weiß aus den erschrecklichen Gesicht. Aus der Stirn standen zwei Hörner, die waren mit Schnüren hinten befestigt.

Die zwei Gesellen ließen in ihrem Versteck den höllischen Spuk vorbeipassieren und bis zur Tür des Fräuleins gelangen. Hier setzte der Geist das Licht ab, und der Teufel begann indessen mit den Zähnen zu knorpeln und zu griesgramen, daß es wirklich ganz ungeheuer war. Dazu hatte das Fräulein nebenan mit lauter Stimme ein Vaterunser zu beten begonnen, nicht anders, als sei ihr letztes Stündlein gekommen.

Als aber das Gespenst die Hand auf die Klinke der Tür zum Fräulein legte, da brachen die beiden Gesellen mit solchem Ungestüm hervor, daß sie gleich beim ersten Anprall die Höllenbrut über den Haufen rannten. Huffelin hatte sich den Teufel und der Lübecker den verstorbenen Grafen ausersehen . . . Da begann nun ein Toben und Wüten in dem engen Gang, von dem ein gewaltiger Lärm entstand. Dieses Toben und Wüten war aber dergestalt eingerichtet, daß die beiden Gesellen immer nur gaben, die Höllengeister aber nur empfangen mußten. Des Lübeckers Haselstock hielt eine frohe

Kirchweih auf dem Rücken des Gespenstes. Huffelin arbeitete mit den bloßen Händen und mußte sich nur wundern, welchen trefflichen Vorrat an guten Dachteln er noch immer übrig hatte, trotzdem er doch in Prag sich im Austeilen niemals einen Zwang angetan hatte.

Dann griffen die beiden Gesellen noch einmal heftig zu, rissen den Höllengeistern die Verhüllung ab und schälten aus den Bettlaken den Junker Fridolin und aus dem Zottelpelz den armen Eberhard mit den Beulen heraus.

Die Dienerschaft, die über den Lärm wach geworden und herbeigelaufen war, sah mit Erstaunen, welche schönen Schmetterlinge aus den Puppen zum Vorschein kamen. Da standen alle übrigen dreizehn Mann des gräflichen Heerbannes, Veronika, die Küchenmagd und die Kammerfrau und betrachteten die Lustbarkeit aus der Nähe.

Hierauf nahm der Lübecker dem Junker Fridolin den Nachschlüssel zu des Fräuleins Tür ab, öffnete und stieß die Ausgeschälten über die Schwelle.

Das Fräulein saß im Bett, hatte die Hände über den Rosenkranz gefaltet und sah mit aufgerissenen Augen dem Aufzug zu.

„Sie haben sich müssen zu erkennen geben," sagte der Lübecker, „unser Höllenzwang war zu kräftig."

Da stieg aus des Fräuleins Entsetzen zuerst der Zorn: „Geht mir aus den Augen," schrie sie dem Junker Fridolin zu, „und kommt mir nie wieder in die Nähe."

Dann aber kam das Lachen, als sie den zerschundenen und geschwollenen Eberhard ansah: „O Eberhard,"

sagte sie, „tragt Ihr so wenig Sorge um Eure Beulen, daß ihr Euch mit so gefährlichen Dingen eingelassen habt."

„Gnade," schrie der Alte und warf sich vor dem Bett auf die Knie, „Gnade, Verzeihung. Verwerft mich nicht . . . er hat mich dazu angestiftet."

Aber das Fräulein hörte nicht ihn, sondern reichte dem Lübecker und Huffelin ihre Hände: „Ich danke euch, ihr braven Herren . . . ich werde euch diese Tat nicht vergessen."

Als die beiden Gesellen nach vielen gnädigen Worten und Gunstbezeigungen entlassen waren und sich auf dem Gang befanden, sagte Huffelin: „Jetzt aber wollen wir noch eins trinken, Lübecker! Nicht so sehr wegen der Scheußlichkeit der zwei höllischen Geister, als vielmehr wegen der Holdseligkeit deines gnädigen Fräuleins."

„Ach, mein lieber Huffelin," sagte der Lübecker, indem er den Arm dem Freunde unterschob, „wenn nur nicht wieder unser braver Betscholt eingekapselt wäre, so hätte ich mich morgen aus dem Staube gemacht."

Vierzehntes Kapitel.

Wie der Richter Elias Greinell seine Augen auf Gilda warf, und wie der Lübecker erhöht ward.

Damit aber hatte Huffelin recht, wenn er sagte, daß der Richter Elias Greinell den Joachim Betscholt ebensosehr um seiner selbst willen eingesperrt habe als deshalb, um seinen Freunden etwas anzutun. In Elias Greinell hatte sich nämlich ein ganz ingrimmiger Zorn gegen Huffelin angesammelt, und der war nur noch jedesmal vermehrt worden, wenn der Richter in das Rathaus ging. So oft er nämlich durch das Tor eingehen wollte, über dem die beiden Wächterfiguren ausgehauen waren, mußte er hinaufschauen. Und da war es ihm jedesmal, als rücke der Steinwerfer wirklich mit der Hand, um ihm ein Loch in den Kopf zu schmeißen. Auf diese Weise war er schon zum Gespött der Scharwächter geworden. Aber so sehr er auch entschlossen war, nächstens gescheiter zu sein, er mußte doch wieder erschrecken und den Kopf beugen.

Darüber war er so ganz besonders gegen den Studenten entbrannt, der ihm dieses Phantasieren angeblasen hatte. Wenn er schon jetzt daheim mit Schmerzen im Bett liegen mußte, so sollte dem Huffelin doch etwas Unangenehmes bereitet sein.

Gilda hatte bei dem Alten, der brummiger war als je, böse Tage. Von früh bis abends auf den Beinen, mußte sie ihn bedienen und das Hauswesen versehen,

herzu- und weglaufen, dies und das bringen und fort-tragen; und dabei mußte sie über jeden Schritt Rechenschaft geben, weil ihr der Richter mißtraute, und wurde tagsüber wohl hundert Male grob angelassen und angefaucht, daß ihr der Atem ausging.

Wenn sie dann spät abends, sobald der Richter eingeschlafen war, auf eine Viertelstunde vor das Haus kam, mit Huffelin zu sprechen, so seufzte sie einmal über das andere Mal: „Ach, wenn wir damals nur den Schatz gefunden hätten, so könnte ich mich jetzt von dem Übel lösen."

„Du hast dich schon gelöst," sagte Huffelin immer wieder, „du hast immer genug geleistet für das wenige, was er an dir getan hat. Komm mit mir und laß alles liegen und stehen."

Aber darauf schüttelte Gilda immer nur den Kopf. Das könne sie nicht, das dürfe sie nicht, das verbiete ihr das Gewissen.

Auch der Herr Doktor Armleder schüttelte den Kopf. Aber nicht über Gildas Schicksal, das ihn nichts kümmerte, sondern über Elias Greinells Geschwulst, die er zu kurieren berufen war. Denn diese Geschwulst wurde von Tag zu Tag größer, röter und härter, und Doktor Armleder stand vor ihr wie der Ochs am Berge, maßen ihm ein solcher Fall in seiner Praxis noch nicht vorgekommen war.

„Ihr sollt sehen, es ist Zauberei dabei," sagte der Richter, „und vielleicht hilft ein kräftiger Exorzismus besser, als Eure Tränklein, Kräuter und Umschläge."

Der Richter war dem geistlichen Medizinkasten keines-

wegs so abgeneigt, wie man hätte nach seinem Verhalten in der Angelegenheit der Maikäfer glauben können. Wo es sein eigenes Befinden galt, war ihm schon jedes Mittel recht.

Durch den Doktor Armleder kam die Nachricht von des Richters Erkrankung auf das Schloß. Er war zu dem gnädigen Fräulein berufen worden, um ihrem durch den blinden Schrecken gestörten Organismus wieder durch seine Kunst zum Gleichgewicht zu verhelfen. Hernach wurde er von dem Kaplan ausgefragt, ob der Zustand des Fräuleins zu Befürchtungen Anlaß gebe. So waren die beiden ins Gespräch gekommen, und Armleder hatte auch von Herrn Elias Greinell erzählt, daß der von seiner Geschwulst vermeine, sie sei ihm angezaubert worden, und daß er sich von einem guten Exorzismus Linderung verspreche.

Doktor Armleder hatte den Fall als Kuriosum erzählt, aber dem Kaplan war die Geschichte in den Kopf gegangen. Er hatte seinen Gedanken die Zügel schießen lassen, und die hatten ihn seltsame Wege geführt. Von Greinell zu Betscholt. Von Betscholt zu Huffelin. Von Huffelin zu Gilda. Von Gilda zu Greinell zurück. Denn er wußte durch Fridolin, was sich zwischen dem Studenten und der Magd des Richters angesponnen hatte. Und eine Abzweigung von seinem Wege leitete auch zu dem Lübecker. Sobald er mit sich ins reine gekommen war, setzte er sich mit Fridolin zur Beratung zusammen. Und da schärften die beiden einen Pfeil, mit dem sie vor allem Huffelin zu treffen gedachten, der aber auch den Lübecker streifen mochte, weil sie

dessen treue Kameradschaft seit der Nacht des handfesten Höllenzwanges erkannt und verwünscht hatten.

Und in Verfolg des Planes erschien der Kaplan gleich am nächsten Tage beim Richter.

„Ich komme," sagte er, „weil ich von Eurem Doktor Armleder vernommen habe, daß Ihr schwerkrank geworden seid. Das tut mir herzlich leid, denn Ihr wißt doch, wie hoch ich Euch und Eure Gelehrsamkeit, Eure stets würdige und christliche Führung seit jeher geschätzt habe."

„Ach," antwortete der Richter, geschmeichelt und verdrossen zugleich, „was nützt den Menschen die christliche Führung, wenn der Teufel doch Macht über uns gewinnt und an unserm Körper Geschwülste hervorrufen mag, wie er Lust hat."

„Ihr sollt nicht lästern, sondern Euch in Geduld fassen. Hat nicht auch Hiob dulden müssen und ist dann um so herrlicher belohnt worden. Und was ist Eure Geschwulst im Vergleich zu Hiobs Aussatz, Krätze und anderen Unglücksfällen?!"

„Meint Ihr nicht, daß man die Krankheit durch einen kräftigen Exorzismus austreiben könnte?"

„Wenn ich Euch so ansehe, lieber Freund," sagte der Kaplan nach einer Weile, „so meine ich allerdings, daß Euch mit einem Exorzismus zu helfen wäre. Freilich nicht mit einem solchen Exorzismus, der Euch wohl eingekommen ist. Wenn ich Euch so ansehe ... ei freilich! Ihr seid in den besten Jahren, mein Lieber. Kein Jüngling mehr, aber auch kein alter Mann, noch ganz wohl bei Kräften und ein recht saftiger Mann.

Den Exorzismus, den ich meine, seid Ihr imstande anzuwenden."

„Ihr versteht es meisterhaft, den Menschen neugierig zu machen," brummte der Richter.

„Wisset, daß ich mir habe Euern Fall durch den Kopf gehen lassen. Und wie ich so gestern über meinem Josephus Flavius sitze, da stößt mir, wie von Gottes Finger gewiesen, eine Stelle auf, die mir ganz gut auf Euch zu passen scheint. Erlaubt, daß ich Euch davon erzähle. Ihr werdet sogleich wissen, was ich meine. Die Bibel erzählt uns dieselbe Geschichte, aber da ich sie nun eben im Josephus Flavius gefunden, so will ich sie Euch aus diesem vorführen. Sie steht im siebenten Buch der jüdischen Altertümer, im vierzehnten Kapitel und berichtet, daß David, als er alt geworden war und immer unter einer großen Kälte des Körpers zu leiden hatte, mit einem schönen Mädchen namens Abisake vermählt worden sei, so daß sein Blut wieder warm geworden. Was sagt Ihr dazu?"

Da wollte sich der Richter im Bett aufrechtsetzen, aber die Geschwulst ließ es nicht zu, und also sank er mit einem Stöhnen wieder hin: „Nun," sagte er und keuchte noch ein wenig von der Anstrengung: „Ihr wollt mich wohl aufs Glatteis führen. Wenn ich Euch recht verstehe –"

„Gewiß," unterbrach ihn der Kaplan, „Ihr sollt Euch ein Weib gesellen."

„Wenn Ihr so trefflich für mich Sorge getragen habt, so ist Euch wohl schon ein Weib beigefallen, dem ich meine Werbung vorbringen kann."

Der Kaplan nickte mit dem Kopf: „Meine Sorge um Euch wäre nur halb gewesen, wenn ich Euch nicht auch dafür einen guten Rat wüßte. Ihr braucht gar nicht so weit zu gehen, ja, Ihr braucht nur die Hand auszustrecken."

Aber noch immer verstand Elias Greinell den Kaplan nicht ganz. „Weiß Gott," fuhr Coelimpatius fort, „und es ist doch wahrhaftig nicht so schwer, dahinter zu kommen. Das ist niemand anderer als Eure brave Magd Gilda, ein braves und gesundes Mädchen, frisch und stark, wie Milch und Blut. Der kann ein solcher Exorzismus schon recht wohl anvertraut werden."

Da schwieg der Richter lange, und Coelimpatius ließ ihm Zeit, sich alles wohl zu überdenken. Als aber Elias Greinell gar nicht wieder zu Worte kommen wollte, da fing der Kaplan wieder an, daß er es nur versuchen solle, und daß die Gilda nicht werde Nein sagen können, weil sie doch dem Richter so sehr zu Danke verpflichtet sei. Und daß sie, wenn sie der Richter ehelichen wollte, doch durchaus froh sein und es sich zur Ehre anrechnen könne. Und daß es doch ein unerhörter Glücksfall sei, wenn sie aus einer Magd zur Hausfrau werden solle. Und daß sich ein solches Mädel, das von so obskurer Herkunft sei, doch alle zehn Finger ablecken müsse, wenn ihr ein solcher Braten nur von weitem gezeigt werde.

Nachdem der Kaplan ziemlich eine Stunde gesprochen hatte und bereits daran war, seinen Geist aufzugeben, rührte sich endlich der Richter und sagte – als ein vorsichtiger Herr, der er war – er wolle sich jedenfalls die Sache noch vorher überschlafen.

So schied der Kaplan ohne feste Versicherung, daß sein Anschlag gelungen war, aber doch mit der Hoffnung, daß sein Köder dem Fischlein in die Augen gestochen hatte.

Und es sollte sich erweisen, daß dieses Fischlein wirklich angebissen hatte. Herr Elias Greinell hatte eine halbe Nacht des Kaplans guten Rat erwogen, hatte die andere Hälfte der Nacht vom künftigen Glück friedsamen Ehestandes geträumt und hatte am Morgen seiner Magd und Haushälterin Gilda eröffnet, daß er sie zu ehelichen gedenke.

Er hatte sicher erwartet, von seiten der Erkorenen Widerspruch zu finden, ein großes Lamentieren und Weinen, da er doch wußte, daß sie mit Huffelin zu Herzen stand. Und er hatte sich auch schon alles zurecht gelegt, wie er sie zu Pflicht und Gehorsam führen wollte, Argumentum bei Argumentum, daß sie ihm zuletzt nicht hätte entrinnen können. Dabei verließ er sich zumeist darauf, daß Gildas kluger Sinn und einsichtsvoller Verstand ihr am Ende sagen werde, wie sie doch als eines wohlbestallten Richters Gattin besser fahren müsse denn als eines hergelaufenen Studiosi Liebste.

Aber er sollte zu seinem eigenen Erstaunen gar nicht notwendig haben, mit dem Rüstzeug seiner Argumentationen anzurücken. Gilda stand zwar, nachdem er ihr seine Absicht eröffnet hatte, eine ganze Weile, als hätte der Blitz eben vor ihr in den Boden geschlagen. Sie war wie erstarrt und sah so aus, als ob man ihr ein Glied abbrechen könne, ohne daß Blut geflossen wäre.

Endlich vermochte sie sich wieder zu bewegen. Sie schlug die Augen auf, die waren aber voll Tränen.

„Ich will deine Antwort hören, Gilda," brummte der Richter vom Bette her. Er war bereit, die Schleusen seiner Beredsamkeit zu eröffnen.

„Ja, Herr, wenn Ihr es so wollt," sagte sie, kehrte sich um und ging bei der Tür hinaus.

Abends fand sich der Student Huffelin im kleinen Gärtchen hinter dem Hause ein. Gilda hatte ihm verstattet, dorthin zu kommen, weil dort ihr Beisammensein den Nachbarn nicht in die Augen fiel. Er hatte nicht lange zu warten. Gilda kam aus dem Hause, anstatt aber wie sonst mit freudigem Gruß zu ihm zu treten, blieb sie einige Schritte vor ihm stehen und sah ihn mit traurigen Augen an.

Huffelin fragte mit Erstaunen: „Was hast du, Gilda? Geht's dem Alten schlecht?" Dabei hoffte er im stillen, sie werde ihm sagen, daß der Richter in kurzer Zeit von dieser Erde hinweggerafft sein werde.

Aber Gilda schüttelte den Kopf. „Mit ihm steht's nicht so schlimm! Aber mit uns beiden ist es aus." Und dann sagte sie ihm, welche Absicht der Richter ihr am Morgen eröffnet habe, und wie er dann folgends den ganzen übrigen Tag von nichts anderem als dieser künftigen Ehe gesprochen habe.

Zuerst hielt Huffelin das Ganze für einen Scherz. Als er aber an Gildas Mienen sah, daß er sich diesen Trost versagen mußte, und daß es bitterer Ernst war, faßte er mit beiden Händen den Staketenzaun und brach zwei Stecken heraus, daß sie knackten wie dürre

Reiser. „Dieser Affe," schrie er, „dieser Bacchant, was will er denn von dir? Ist es nicht genug, daß du ihm bis jetzt gedient hast? Will er dich noch auch für alle Zukunft einsperren, daß du ihm nicht entrinnen kannst? Aber jetzt ist es genug! Jetzt ist das Maß voll! Nicht einen Tag länger. Damit hat er selbst dich freigegeben."

„Ach, Huffelin," sagte Gilda traurig, „jetzt bin ich dir verloren. Ich kann ihn nicht verlassen. Ich muß nach seinem Willen tun. Das bin ich ihm schuldig. Ja, wenn wir damals den Schatz gefunden hätten! Aber was soll ich ihm bieten?"

Darauf sah sich Huffelin um, ob da nichts wäre, was er mit Fug zerschlagen könnte. Und weil da eben ein großer irdener Hafen über den Staketenzaun gesteckt war, des gründlichen Austrocknens wegen, so versetzte ihm Huffelin einen Hieb, daß er gleich in neunundneunzig Stücke zersprang. Aber das nützte ihm nichts wider das, was ihm das Schicksal verhängt zu haben schien. Und so sehr er sich bemühte, Gilda davon zu überzeugen, daß ihre Entschließung ein Frevel wäre, sie wich nicht von ihrer Meinung.

Da ging er endlich davon, ohne Kuß und Gruß, zornig und traurig, so daß er glaubte, er werde den Morgen nicht erleben. Nachdem er die halbe Nacht durch die Straßen gewandert war, fand er dann einen Sitz auf dem Rande des Brunnens auf dem Marktplatz. Das Wasser lief munter aus seiner Röhre und schwatzte in die Dunkelheit hinein. Die vier göttlichen Tugenden auf dem Brunnenaufbau hinter ihm steckten

die Köpfe zusammen, als wollten sie beraten, wie dem Gesellen zu helfen sei. Die Nacht war kühl aber nicht rauh, und Huffelin fand, daß es sich um diese Jahreszeit noch ganz wohl wandern ließe.

Schon fünfmal war der Nachtwächter Christoph Zimbelin an dem Brunnen vorübergegangen, ohne daß er den dort sitzenden Mann anzusprechen gewagt hätte. Endlich faßte er sich ein Herz, trat auf ihn zu und fragte, was er hier treibe. Aber im selben Augenblick auch stieß er einen wilden Schrei aus, warf Spieß und Laterne von sich und rannte, was er konnte. Denn der Angesprochene war vom Brunnen herabgesprungen und hatte sich auf ihn gestürzt. Durch ein paar Straßen jagte Huffelin den armen Zimbelin, daß der ganz seine Gicht vergaß. Endlich blieb er stehen und begann so laut zu lachen, daß der Nachtwächter nur noch mehr ins Rennen kam. Die Jagd hatte Huffelin wohlgetan und sein Herz befreit.

Was war zu tun? Wenn Gilda durchaus nicht Vernunft annehmen wollte, so blieb ihm nichts anderes übrig als zu gehen.

Der Lübecker war nicht wenig erstaunt, als ihn Huffelin auf dem Schloß aufsuchte und sagte: „Du hast recht, mein Lieber! Wenn wir nicht den armen Betscholt im Kotter sitzen hätten, so sollten wir wandern, lieber heute als morgen. Aber wir haben noch zwei Aufgaben hier: unseren Betscholt zu befreien und einige Denkzettel auszuteilen; vor allem diesem Dr. Coelimpatius und dem braven Junker Fridolin, die mir diese Verwirrung bereitet haben; denn nach dem Besuch

des Kaplans ist der Richter darauf verfallen, mir Gilda zu nehmen. Dann aber ist unseres Bleibens keine Stunde länger."

Indessen hatte aber das Schicksal beschlossen, wenigstens dem Lübecker vor seinen Gegnern seine Erhöhung widerfahren zu lassen.

Die Kunde davon aber brachte niemand geringerer als der Bürgermeister Gottfried Myrtha in eigener Person, begleitet vom Stadtschreiber Hünesfeldt, der seit seiner Wiener Sendung eine große Liebe für alle feierlichen Aktionen hatte. Das Fräulein saß gerade über einer feinen Stickerei, die bestimmt war, einem Ruhekissen für Oswalds Zimmer übergezogen zu werden. Sie war nicht wenig erstaunt, als man ihr den Bürgermeister anmeldete, und vermeinte zuerst, daß ihn die Abwicklung irgendeines Geschäftes auf das Schloß führe.

Herr Gottfried Myrtha erwies sich als galanter Mann, und mit seinem Benehmen hätte er ganz wohl auch am Wiener Hofe bestehen können. So sagte ihm später der Stadtschreiber und dachte dabei an den Schneidermeister Hans Brenn, wie der sich am Wiener Hofe durch nichts weniger als Anmut und Gewandtheit ausgezeichnet hatte. Gottfried Myrtha machte also zuvörderst drei Schritte vor, schwenkte den Hut, wich einen Schritt zurück und verbeugte sich nach allen Regeln.

„Womit kann ich Euch dienen, Herr Bürgermeister," fragte das Fräulein.

„Im Gegenteil, gnädiges Fräulein, ich komme, Euch

zu dienen. Wollt nur ganz über mich verfügen. Weiß Gott, ich wüßte mir nichts Lieberes, als wenn Ihr mir eine Gelegenheit bieten wolltet, Euch meine Ergebenheit zu beweisen."

Hierauf ließ das Fräulein Wein auftragen und Backwerk und zeigte sich in ihrer ganzen Lieblichkeit. Und es war ein helles Wunder, anzuhören, wie sie sich mit dem Bürgermeister gegenseitig mit schönen Reden die Ohren krauen konnten. Nach einer Weile kam auch der Doktor Coelimpatius hinzu und wieder etwas später der Junker Fridolin. Die hatten gehört, daß der Bürgermeister auf das Schloß gekommen war, und hätten gern erfahren, was er hier wollte.

Nachdem gegessen und getrunken worden war, legte der Bürgermeister das Barttuch ab, das er sich zur Schonung seines schwarzseidenen Wamses vorgebunden hatte, räusperte sich und begann: „Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, wie Ihr die Nachricht aufnehmen werdet, die ich Euch zu überbringen habe. Wenn sie Euch nicht genehm sein sollte, so wollt es mich nicht entgelten lassen und dessen eingedenk sein, daß ich Euch in Dienstfertigkeit ergeben bleibe."

Nach dieser Einleitung wollte dem Fräulein fast etwas ängstlich zumute werden. Hörte es sich doch an, als komme er in einer amtlichen Eigenschaft, die nichts Gutes bringen mochte.

„Ich soll Euch nämlich einen Hausgenossen entführen. Und ich weiß nicht, ob Ihr gewillt sein werdet, ihn auszuliefern. Es ist ein großes, wohl versiegeltes Schreiben vom Rat zu Lübeck eingetroffen. . ."

Da sahen Coelimpatius und der Junker Fridolin einander an, und aus ihren Augen wehten die Fahnen des Triumphes. Und Fridolin, der nicht an sich halten konnte, sagte: „Wir haben es von Anfang an gewußt, daß er ein Landstreicher und grober Schlingel ist. Er hat uns genug großen Dampf angetan."

„Erlaubt, Herr Junker," sagte der Bürgermeister, „wenn ich mich nicht irre, was ich keineswegs anzunehmen Ursache habe, so ist dieser junge Mann aus Lübeck durchaus kein Landstreicher und grober Schlingel, sondern der Sohn aus einer wohlhabenden und höchst achtbaren Familie, aus einem der besten und vornehmsten Geschlechter dieser Stadt."

Da war denn dem Junker Fridolin die Pfeife schön in den Kot gefallen. Und nicht genug an dem, daß er dieses erfahren mußte, so wandte sich jetzt auch noch das Fräulein an ihn, machte ein paar wilde Katzenaugen und fauchte ihn an: „Und was wollt Ihr eigentlich hier? Habe ich Euch nicht gesagt, daß Ihr Euch nicht sollt vor mir sehen lassen? Ich habe Euch vor dem gestrengen Herrn Bürgermeister mit Zurechtweisen verschonen wollen. Aber da Ihr Euch selbst mausig gemacht habt, so empfehle ich Euch, Ihr möget Euch schleunigst von hier verziehen."

Was wollte dem Junker übrigbleiben, als dem Befehl zu gehorchen. Er ging hinaus. Ihm war ganz schwarz vor den Augen, und er glaubte, er müsse ersticken. Und wenn er den Lübecker hätte mit einem Löffel Wasser vergiften können, so hätte er es getan.

Indessen fuhr der Herr Bürgermeister mit Fragen fort. Wie sich denn der junge Herr aus Lübeck nenne. Da wußte aber das Fräulein keine weitere Auskunft, als daß er Oswald heiße. Den Namen seiner Familie habe er nur dem Oheim und sonst niemandem gesagt.

„Es wird schon richtig sein," sagte der Bürgermeister, „der Junker, der hier gesucht wird, heißt Oswald Benning und ist ein Patriziersohn. Und der Rat von Lübeck schreibt mir, es sei ihm sichere Kunde zugegangen, daß sich Oswald Benning hier aufhalte. Er hat wegen eines Zwistes seine Familie verlassen und ist in die Welt hinausgelaufen. Nachdem er lange gänzlich verschollen gewesen, ist seine Familie in Angst verfallen und hat lassen eine Belohnung ausschreiben für den, so ihr über den Aufenthalt des Junkers Nachricht geben könnte. Darauf hat man ihr zugetragen, daß er sich hier befinde. Nun soll ich feststellen, ob dem so ist."

„Ja – die Wege Gottes sind wunderbar," sagte das Fräulein, denn es zweifelte gar nicht mehr, daß ihr Oswald und dieser Patriziersohn dieselbe Person seien.

Und der Doktor Coelimpatius hatte kaum gesehen, daß des Junkers Fridolin Wagschale ganz auf dem Boden angelangt war und hingegen des Herrn Oswald seine ganz hoch oben, so begann auch er, die Wege Gottes zu loben; und daß nur recht sei, wenn einem so wackeren jungen Herrn wieder seine Familie die Tür aufmachte; und daß man sich nicht daran stoßen

müsse, weil er seine Jugend mit Rennen, Laufen und Springen über Zaun und Stiege verzehrt habe; und daß er nur von seiner Mannheit und seinem stolzen Mut angetrieben worden sei, sich die Welt ein wenig zu besehen.

Sobald der Bürgermeister nach vielen Komplimenten gegangen war, begab sich das Fräulein in den Garten und wandelte hier wohl eine halbe Stunde schweigend auf und ab. Sie stand auch bisweilen in Gedanken auf einem Fleck und schob mit der Fußspitze die welken Blätter auf ein Häuflein zusammen. O Welt! dachte sie, welche Überraschungen verhehlst du uns in deinem Schoß! Und doch, wenn man darum rundherum gekommen ist, so ist es keine Überraschung, sondern man hat es schon längst gewußt. Nachdem sie dergestalt noch mehrere Betrachtungen aneinandergeknüpft hatte, ging sie auf ihr Zimmer und ließ den Lübecker zu sich rufen.

Als er eintrat und sie ihm mit einem holden Lächeln entgegenkam, da wußte er sogleich, was ihm bevorstand, und wäre am liebsten umgekehrt. Er hatte es ja schon vom Kaplan brühwarm erfahren, daß man ihn ausgeforscht hatte. Und an den Beglückwünschungen des Coelimpatius hatte er ersehen, wie sehr sein Weizen beim Fräulein ins Blühen gekommen war.

Nun hielt sie ihn an der Hand und führte ihn zum Fenstersitz.

Es war Sonntag, und zum ersten Male seit langen Wochen läuteten die Kirchenglocken. Denn gestern waren über Gestattung des Herrn Erzbischofs sowohl die Dominikaner als auch die Jesuiten wieder zurück-

gekehrt und waren also die Hirten der Herde wiedergegeben.

Nach ein paar trüben Tagen leuchtete wieder die Herbstsonne, und die Häuser der Stadt waren wie sonntäglich herausgeputzt.

„Nun," sagte das Fräulein, „Herr Oswald Benning, nun hat man Euch die Maske abgenommen."

„Ich habe niemals mein wahres Gesicht versteckt," antwortete der Lübecker, „nur meinen Namen habe ich für mich behalten. Aber was tut der Name zum Manne."

Da nahm das Fräulein wieder seine Hand: „Gewiß! Darin habt Ihr recht! Ihr könntet heißen, wie Ihr wollt. Ich habe es Euch am ersten Tage angesehen, daß etwas Besonderes an Euch ist. Und es ist wie in der Bibel: wer sich erniedrigt, der wird erhöhet werden."

„Findet Ihr nicht, daß die Luft hier ein wenig dick und schwül ist. Verstattet mir, daß ich das Fenster öffne." Damit entzog der Lübecker dem Fräulein seine Hand und stieß das Fenster auf.

„Eure Familie hat Euch nun mit Gottes Hilfe aufgefunden. Ihr sollet sogleich zurückkehren, zu Friede und Versöhnung, läßt sie Euch entbieten. Alles soll wieder gut sein, wie vorher. Ich will nicht fragen, was Euch mit Eurer Familie auseinandergebracht hat. Ich muß Euch aber als Eure Wirtin fragen, ob Ihr dieser Friedensbotschaft folgen wollt. Denn, daß ich es nur gestehe, Euch zu missen, wäre mir unlieb, und doch will ich auch wieder Eurem Glücke nicht im Wege stehen."

Nun wußte der Lübecker aber selbst nicht, was er beginnen sollte, saß also nachdenklich da, mit Falten zwischen den Augenbrauen, daß es aussah, als müsse er diesem Glücke eine freundliche Seite abgewinnen. „Ach," sagte er zuletzt, „es wird mir schwer, zurückkehren zu sollen."

Das nahm das Fräulein so an, als habe er gesagt, es wäre ihm lieber, zu bleiben. Und sogleich wurden ihre Wangen so rot wie Rosen und ihre spitzen Fingerlein begannen mit der goldenen Kette zu spielen, an der ihr eine kugelrunde Uhr in den Schoß hing. „Ihr solltet Euch nicht so in den Schatten stellen," sagte sie, „Ihr seid immer allzu bescheiden gewesen. Ein Herr wie Ihr kann von der Welt schon etwas fordern. Seht Ihr nicht, daß sie Euch allenthalben entgegenkommt? Wenn Ihr nicht nach Lübeck heimkehren wollt, so gründet Euch anderswo ein Heim und betreibt dann die Versöhnung nicht als verlorener Sohn, sondern als einer, der selber etwas geworden ist."

O weh, da kam der Lübecker dahinter, daß er in die große Gefahr geraten war, die er bisher immer noch vermieden hatte. Aber schon war es zu spät, ihr noch zu entweichen, denn das Fräulein hatte wieder seine Hand ergriffen und fuhr fort: „Ich sehe, daß ich Euch noch weiter helfen muß. Ach, Ihr macht es mir durch Eure Schüchternheit allzu schwer und überlaßt mir alles das, was sonst des Mannes Sache ist. So muß ich Euch denn selber fragen, ob Ihr nicht gewillt wäret, Herr auf diesem Schloß zu werden."

Da riß es aber den Lübecker in die Höhe, daß dem Fräulein ein Schrei entfuhr. Er trat zwei Schritte zurück, bis ihn die Wand an weiterem Entweichen verhinderte, und nahm eine überaus ernste Miene an: „Weiß Gott," sagte er, „Ihr stürzt mich in eine schreckhafte Pein des Herzens. Wie könnt Ihr mich Unwürdigen mit so viel Gnade und Güte überhäufen und mich mit so viel tausend Banden der Dankbarkeit an Euch fesseln, wo ich doch nicht weiß, wie ich alles dies Euch entgelten soll? Ich müßte der allerärgste Höllenbrand sein, wenn ich nicht noch in meiner Sterbestunde Eurer Liebe gedenken sollte. Aber – und dies ist das Allerschlimmste – wehe, daß sie an mir ganz und gar vergeudet ist! Denn nun muß ich Euch in tiefer Trauer bekennen, daß ich bereits verheiratet bin, und daß diese Ehe zwar nicht dem wirklichen Verhältnisse nach, aber nach dem Rechte und vor Gott noch immer besteht . . ."

Hierauf tat das Fräulein abermals einen Schrei, daß es durch das Zimmer hallte. Ihr Blick, den sie in den Schoß gesenkt gehalten hatte, traf den Gesellen wie ein glühendes Trumm Eisen. Und es war eines Momentes Dauer, als wolle sie ihm das Nürnberger Eilein, mit dem sie gespielt hatte, an den Kopf werfen, woran sie vielleicht nur durch die Kette gehindert war, an der es ihr um den Hals hing.

Sodann fiel sie vom Sessel und lag ohnmächtig da.

Der Lübecker klingelte und schrie nach der Dienerschaft, daß sie Wasser bringen sollte. Und wie er das Fräulein in guten Händen sah, ging er die Treppe

hinab und hinaus, wo zwischen der Gärtnerwohnung und dem Turm ein heimlicher Winkel war.

Dort hob er das eine Bein in die Höhe und tanzte auf dem andern so lange, bis ihm der Atem ausging und er nicht mehr konnte.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie sie in der Stadt Komödie spielen wollten.

Gottes Donner, das gab eine Freude, als man die Paters Dominikaner und Paters Jesuiten nach so langem Fernbleiben wieder am Stadttor hatte empfangen können. Die ganze Stadt war dabei gewesen. Denn am Ende war es für die Sterbenden und Toten immerhin besser, wenn sie mit erzbischöflicher Approbation ins Himmelreich fuhren oder dortselbst anlangten, als wenn sie bloß den Segen und die Tröstungen des Paters Coelimpatius mit sich führten. Zumal da doch der Pater Coelimpatius ohne Gestattung seines geistlichen Oberen zurückgeblieben war. Das war vielen im Kopf herumgegangen, und wer vermochte, der verhielt derweilen das Sterben, bis er den richtigen und obrigkeitlichen Paß dazu erlangen konnte.

Auch mit den Hochzeiten war es nichts Rechtes, weil jedes Weiblein, das in den Stand der heiligen Ehe treten wollte, vorher mit sich zu Rate ging, ob der geistliche Oberhirte wohl eine solchergestalt geschlossene Verbindung als rechtsgültig anerkennen werde. Und weil zu besorgen war, daß der oder jener bei vorkommendem Zögern des Erzbischofs seinen Kopf gerne wieder aus der Schlinge werde ziehen wollen.

Also war wirklich ein großes Jubilieren, als die frommen Väter mit den hochgepackten Wagen wieder beim Olmützer Tor einrückten. Das ganze Tor war

mit grünen Kränzen besäumt, und der Bürgermeister nebst dem Rat war den Paters bis an die Stadtgrenze entgegengegangen. Hinter dem Tor aber standen die Pfeifer und Trommler, die spielten, daß es eine Art hatte. Und die ganze Scharwache stand unter Gewehr. Und sogar die Schützengilde war ausgerückt, die sich unter den kriegerischen Ereignissen der letzten Zeit wieder von neuem zusammengefunden hatte.

So konnten die Paters in die Stadt einziehen, als ob sie von ihnen erobert worden sei, und richteten sich wieder in ihren Häusern ein, wo sie alles so fanden, wie sie es gelassen hatten.

Sobald aber die erste ungestüme Freude über den erst eigentlich durch die Rückkehr der Väter so recht bekundeten glücklichen Ausgang der Zwistigkeiten mit dem Erzbischof sich gelegt hatte, sannen einige Köpfe den Dingen weiter nach.

Hans Brenn, der Schneider, sprach bei sich: „Nein, . . ei, der Daus und Schellensiebener! Da muß noch was geschehen." Und also ging er im Verfolg seines Gedankens zum Bürgermeister mit nachstehender Vorstellung: daß es doch keineswegs der Reputation der Stadt angemessen sei, ein solches Ereignis wie den Friedensschluß mit gleichsam stumpfen Sinnen hinzunehmen. Das könnten Bauern tun oder Landstreicher, denen der Dienstag wäre wie der Mittwoch, aber nicht Leute, die mit Recht etwas auf sich halten dürften und sozusagen sogar die Pflicht hätten, sich hervorzutun. Um so mehr, als doch einige unter den Bürgern wären, die mehr von der Welt gesehen hätten,

als vom Kirchturm aus zu erblicken wäre und sogar zu Wien an dem kaiserlichen Hoflager was Rechtes vor sich gebracht hätten.

Bei diesen Worten lächelte der Stadtschreiber Hünesfeldt, der dieser Unterredung beiwohnte. Denn er gedachte der Figur, die der Schneidermeister am Wiener Hofe gespielt hatte. Und er wünschte, er hätte dem Bürgermeister den braven Hans Brenn im Bilde vorstellen können, wie er sich dort ausgenommen hatte.

Wenn der Bürgermeister aber auch von so manchem Streich des Hans Brenn Kenntnis hatte, so war er doch voll Hochachtung für ihn. Denn Hans Brenn war derjenige gewesen, der die Gesandtschaft vor frühzeitiger Rückkehr in die Stadt bewahrt hatte. „Was wollt Ihr," hatte er gesagt, „wozu wollen wir schon zurückkehren? Um uns in der Stadt belagern zu lassen? Nein – wir sind aus der Stadt gekommen und wollen nicht früher wieder hinein, bevor nicht alles zu Ende ist." Dieses Wort trug den Stempel der Weisheit so sehr an sich, daß der Bürgermeister um seinetwillen dem Hans Brenn in Gedanken vieles abbat, was er ihm früher auf den Kopf zugesagt hatte.

Es traf sich aber, daß der Vorschlag des Schneidermeisters auch von anderer Seite unterstützt wurde. Da waren auch andere Meister, die vermeinten, nach so viel Drangsalen müsse die Einkehr des holden Friedens auch recht herzhaft gefeiert werden.

Der Maler David Konrad schlug vor, man solle ein großes Tafelgemälde in eine Kirche stiften, das er für billigen Preis liefern wolle.

Der Bäcker Christoph Pitzer sagte, man solle eine Tafel geben mit einem großen Schaugebäck, das er zu einem billigen Preis herstellen wolle.

Der Ratskellermeister meinte, man solle ein Faß guten Weines, oder zwei, auf dem Marktplatz zum besten geben.

Der Leutnant Knobelauch fand, daß ein kriegerisches Schauspiel dem errungenen Frieden am angemessensten sei, und daß man eine große Parade mit nachfolgendem Feuerwerk abhalten solle.

Endlich kam der Meister Thomas Schram mit dem Vorschlag, daß es sich wohl mit dem Ansehen der Stadt am besten vertragen würde und wohl das trefflichste Gesicht hätte, wenn sie zur Feier des Friedens und der Rückkehr der Pfaffenschaft eine Komödie aufführen wollten. Eine Komödie sei ein sonderbares Ding, voller Hinter- und Vordertüren, voller Fenster ins Publikum, voller ordentlicher und außerordentlicher Gelegenheiten, in ein paar Versen etwas zum Falle Passendes vorzubringen. Eine Komödie sei dehnbar trotz einem Gummiband. Und wenn nicht anders, so könne man einen Herold oder Frau Fama mit der Trompete vorher auftreten lassen, die könnten sagen, zu welchem Ende die Aufführung stattfinde.

Aber da sprachen etliche dawider. Und Merth Markus schrie am lautesten, er befinde, daß sich die Stadt nicht mit Komödien einlassen solle. Denn die Komödie gehöre zum Hofstaat der Babylon, strotze von Eitelkeiten und Gefährdungen der Seele und der Sittlichkeit und sei ganz und gar des Teufels.

Und Jakob Mathern, der nicht wollte, daß ihn Merth Markus an frommem Eifer übertrumpfe, fügte hinzu: „Und aus christlicher Wohlmeinung will ich nur darauf verweisen, daß bisweilen in den Komödien so grobe Zoten und wüste, aussätzige und lasterhafte Redensarten vorkommen, daß man sich die Ohren zuhalten und davonlaufen möchte."

Darauf sagte Meister Thomas Schram: „So will ich euch wiederum aus christlicher Wohlmeinung erwidern, daß wir um der groben Redensarten willen die Komödien nicht zu meiden brauchen, weil man sonst um derenwillen ja auch die Bibel nicht lesen dürfte."

Zuletzt aber kamen sie bis auf wenige Meister dahin überein, daß sie nach des Thomas Schram Vorschlag tun wollten. Aber, sobald dies einmal feststand, ergaben sich neue und noch größere Schwierigkeiten über das Was? Wie? und Wo? Es tat sich eine Kommission zusammen, der die Sache übergeben war, und die hielt nun fleißig im Rathaus Sitzungen ab, zu denen der Ratskellermeister ein für allemal gehalten war, vom besten Wein und auch etwas zur Zukost beizustellen.

Der Rektor Ermanno Fistanelli war dieser Kommission zugezogen, weil er vom Komödiespielen am meisten verstand; denn die Paters Jesuiten pflegten in ihrem Kollegio zu den heiligen Zeiten auch bisweilen geistliche Spiele aufzuführen, so die Geschichte Christi oder aber einen Vorgang aus der goldenen Legende der Heiligen zum Gegenstand hatten. Dazu waren auch die Studenten und Studentlein der Patres Jesuiten

trefflich erzogen, so daß manche unter ihnen als Weiber sehr artlich aufzutreten vermochten und die kleineren gar Engel abgaben, wie man sie im Himmel nicht hätte hübscher sehen können.

Über den Vorschlag des Merth Markus, eine solche Komödie doch schnurstracks vor dem Volke zu spielen, sagte jedoch Merth Markus, daß dieses denn doch nicht angehe, weil das Volk kein Latein verstünde und man bei einem solchen öffentlichen Schauspiel darauf sehen müsse, daß es von jedermann begriffen würde.

Da meinte Jakob Mathern, daß sich vielleicht jemand der Mühe unterziehen müsse, ein solches Schauspiel ins Deutsche zu übersetzen. Dagegen sprach aber der Rektor, weil durch eine solche Übersetzung die Heiligkeit litte und das geistliche Spiel allzusehr profaniert würde.

In dieser Verlegenheit kam nun eine Rettung von Doktor Coelimpatius, dem heimlichen Dichter auf dem Schloß. Der erschien eines Tages mit einer dicken Rolle unter dem Arm vor der Kommission; diese Rolle legte er auf den Tisch, rollte sie auf, plättete sie mit beiden Händen und bat dann die Herren, sich das Ding näher zu betrachten. Auf der ersten Seite stand: „Mucius Scaevola oder Mannesmut und Feindestücke oder das friedewünschende Rom, nach einer wahren Begebenheit zu Nutz und Ergötzen des Publikums für die Komödie in Verse gebracht und aufgestellt vom Doktor Coelimpatio."

Dann sagte der Dichter: „Dieses ist ein gar treffliches Schauspiel, was ich, obzwar es von mir stammt,

ohne Überhebung und Verletzung meiner eingeborenen Bescheidenheit sagen kann. Zudem handelt es von feindlicher Bedrängung der Stadt Rom durch den grausamen König Porsenna und ihrer Errettung durch den tapferen Ritter Mucius Scaevola, der den König umzubringen gewillt, aber von den Wachen ergriffen, die rechte Hand über einem Kohlenbecken zum Stumpf gesenget und abgebraten hat. Also daß der König vor Schrecken über so viel Tapferkeit von der Stadt abgezogen ist. In dieser Komödie, die der Historie entnommen ist, ist beides schon enthalten, Krieg und Frieden, welche unserer Stadt in der letzten Zeit gleich wie Rom beschieden gewesen sind."

Nach einigem Nachdenken sagte Merth Markus: „Aber diese Komödie will mich immerhin ein wenig allzu weltlich bedünken."

„Mitnichten," sagte Coelimpatius, „wollet Euch überzeugen, daß in meinem Stücke außer den Personen, von denen die Historie schreibt, auch noch die Personen vieler christlicher Tugenden auftreten: als der Stärke, der Weisheit, der Frömmigkeit, der Tapferkeit. Endlich fehlt auch zur Warnung und zum Abscheu das Laster der Gefräßigkeit und des Unglaubens nicht, ebenso wie die Unkeuschheit mit der Keuschheit einen grimmigen Zweikampf aufführen. Meine Komödie ist nicht bloß unterhaltend, sondern dient auch der Belehrung, also daß sie im ganzen ein treffliches und erbauliches Spektakel genannt werden kann."

Der Rektor Ermanno Fistanelli betrachtete Coelimpatius mit sanftem Lächeln: „Ich muß Euch sehr be-

wundern, Herr Kaplan, wegen Eures seltenen Mutes. Ihr seid kaum einer Gefahr und wegen Eures Ungehorsams gegen den Erzbischof, einer Straf entgangen, die bloß durch die Fürsprache des kaiserlichen Kommissarius von Euch abgewendet worden ist. Und nun wollt Ihr Euch schon wieder in eine Gefahr begeben, indem Ihr Euer Stück auf das Schaugerüst schickt."

Nach längerem Beraten entschied sich die Kommission dafür, die Komödie des Herrn Doktor Coelimpatius zur Darstellung zu bringen. Aber Merth Markus hatte sich ausbedungen, daß auch etwas Geistliches dabei sein müsse. Also war man darauf verfallen, ein Stück der großen Schulkomödie vom frommen Hiob ins Deutsche zu übersetzen und in die Historia des Mucius Scaevola einzuschieben. Dergestalt, daß der fromme Hiob als ein Ratsherr zu Rom und Freund des Scaevola erscheinen und seine Drangsale auf dem Kapitol erleiden sollte. Zwar sprach dies ganz gegen den Bericht der Bibel, aber Merth Markus meinte, es wäre immerhin besser, der Heiligen Schrift ein wenig Gewalt anzutun, als das Geistliche ganz fahren zu lassen.

Sobald man also so weit im reinen war, beratschlagte man weiter darüber, wer für das Spiel als Akteur gewonnen werden sollte. Der Rektor Ermanno Fistanelli war sogleich bereit, einige seiner geschicktesten Buben dazu herzugeben. Auch sonst fand sich noch da und dort ein Tauglicher. Zuletzt war nur mehr die Rolle des Mucius Scaevola selbst und seines Freundes Marius noch ohne einen rechten Akteur.

„Könnten wir nicht," sagte endlich Thomas Schram, „die beiden Herren dafür gewinnen, ich meine den Gast unseres Meisters Seidenader, Herrn Huffelin und den Herrn Oswald Venning? Die beiden haben sich schon in mehr als einem Ding geschickt erwiesen, und dabei haben sie auf ihren Fahrten doch sicher mehr als einmal Komödie spielen sehen, so daß sie uns auch in diesem Punkte über sind. Wenn die sich dazu bewegen lassen wollten, das wäre unserem Spiel eine Aufbesserung und Zierde."

Doktor Coelimpatius wußte nicht, ob er diesem Vorschlag zustimmen oder ihm entgegentreten sollte. Denn er war wohl im Grunde der Meinung der anderen, aber andererseits stand er doch mit den beiden Freunden auf keinem guten Fuße, und sein Gewissen wollte es nicht recht zugeben, daß er von Huffelin einen Gefallen annahm, da er ihm selbst doch erst seinen guten Brunnen vergiftet hatte. Indessen machte er sein Gewissen recht weit, so daß hätte ein Heuwagen hindurchfahren können, und sprach sich selbst zu, daß Huffelin wohl von der Suppe, die er ihm eingebrockt hatte, den Koch nicht kenne. Er ließ also den Antrag des Thomas Schram unwidersprochen.

„Aber," fragte der Maler David Konrad den Dichter, „habt Ihr denn auch eine lustige Person in Eurer Komödie untergebracht, einen Pickelhäring oder Stockfisch, Schampitasche, Hanswurst oder Rüpel, wie solche zur Ergötzung des gemeinen Volkes vorkommen müssen?"

Da mußte Coelimpatius bekennen, daß er einer

solchen lustigen Person keine Stelle vergönnt habe, weil sie sich mit dem hohen Stil seines Stückes nicht gut vertrage, zumal sie in der Gesellschaft der göttlichen Tugenden auch nicht an ihrem Ort sei.

Über diese Auskunft aber schüttelten alle Herren der Kommission, den Rektor Ermanno Fistanelli einbegriffen, den Kopf, indem sie der Meinung des David Konrad beipflichteten, daß man ohne lustige Person dem Volke nichts vorsetzen dürfe. Endlich ergriff der Rektor das Wort. Man könne, sagte er, vielleicht diese Personen aus einem andern Stück herübernehmen. Gerade in der Komödie vom frommen Hiob seien auch zwei Erzschelme angebracht, Gestas und Dismas mit Namen, ein guter und ein schlechter Spitzbube. Und wenn man schon ein anderes Stück in die Komödie vom Mucius Scaevola einflicken wolle, so könne man auch Gestas und Dismas herübernehmen und sie vielleicht dem König Porsenna als Hofnarren und Lustigmacher beigeben.

Damit waren alle einverstanden, und Coelimpatius sah ein, daß er der öffentlichen Meinung auch dieses Opfer bringen müsse.

„Aber," fuhr der Rektor fort, „die Sache hat doch auch noch ihren Haken. Dem Gestas könnte wohl noch ein Darsteller gefunden werden. Aber dem Dismas ergeht es für seine losen Streiche sehr schlecht. Denn er wird auf der Szene durchgeprügelt, geprellt, indem er oftmals mit einem Tuch in die Luft geworfen und wieder aufgefangen wird, und zuletzt wird er in ein Faß mit Wasser gesteckt. Wir haben bei unseren Auf-

führungen immer den schlechtesten Schüler zur Strafe mit dieser Rolle belegt. Es ist aber zu zweifeln, daß sich jetzt freiwillig jemand zu diesem Dienste bereit finden wird und ich mag vor der ganzen Bürgerschaft, auf offenem Markte, dafür keinen meiner Schüler hergeben."

„Dem könnte Rat werden," sagte Thomas Schram, nachdem alle eine Zeitlang nachgedacht hatten, „wir müssen es machen, wie die Patres Jesuiten, und jemanden nehmen, der Strafe verdient hat, und der froh sein muß, wenn wir ihm für diesen Dienst einigen Nachlaß an seinem Quantum gewähren. Und da fällt mir eben bei, daß wir ja einen Delinquenten im Kotter sitzen haben, diesen Schustergesellen Betscholt, der vom Richter wegen verübter Zauberei eingesackt worden ist. Nun will es mir wohl scheinen, als sei der Mann ohne sein Verschulden ins Loch geraten. Aber item, die Justitia kann nicht gut zugeben, daß sie sich durchaus geirrt hat, und darum ist es besser, ihn mit einem kleinen Denkzettel zu entlassen, damit er nicht meine, man habe sein Unrecht eingesehen. Ich schlage also vor, diesen Joachim Betscholt den Dismas spielen zu lassen, ihn zu prügeln, zu prellen, ins Wasserfaß zu schmeißen und ihn sodann als genugsam bestraft davon zu schicken."

Dieser Gedanke des Thomas Schram gefiel der Mehrheit ganz wohl und leuchtete ihr ein, weil doch der Schustergeselle schon einmal in einer recht peinlichen Sache hatte aushelfen müssen. Auch der Bürgermeister Gottfried Myrtha schloß sich an, wiewohl er sagte, daß man dessen-

ungeachtet dem ordentlichen Gang des Prozesses nicht vorgreifen dürfe. Indessen könne man wohl das Auftreten des Betscholt als einen Abschlag auf die zu gewärtigende Strafe einstweilen vor sich gehen lassen.

So war denn alles aufs beste geordnet, und die Kommission konnte auseinandergehen und mit dem zufrieden sein, was verrichtet worden war.

Am Abend nach der Sitzung trat der Student Huffelin bei Herrn Thomas Schram ein, von diesem mit freundlichem Gruß willkommen geheißen. „Ich danke Euch," rief der Hausherr, „daß Ihr Euch mit eurem Anliegen an mich gewendet habt. Euch und dem Herrn Oswald Benning sind Rollen zugeteilt. Und auch dem Gesellen Betscholt ist eine lustige Person zugefallen, genau, wie Ihr es gesagt habt, einer, der geprügelt und geprellt werden soll."

„Wie soll ich Euch das danken?" sagte Huffelin, indem er dem Kaufmann die Hand reichte.

„Ach, was wollt Ihr mir groß dabei danken? Hat es mir doch selber Spaß gemacht und wird es mir doch noch mehr Spaß machen. Zudem hat mir Euer frisches und fröhliches Wesen so gut gefallen und sind die lustigen Stücklein, die Ihr schon in unserer Stadt vollführt habt, so gut und lehrreich, daß ich Euch immer gern helfen möchte. Weiß Gott, wenn ich nicht Weib und Kind und Geschäft hätte und nicht schon alt und steif in den Beinen wäre, so sollte es mir eine Freude sein, mit Euch dreien eine Strecke Weges in der Welt herumzulaufen. Da gäbe es wohl noch

mehr zu lachen und Schabernack anzustellen. Nun laßt Euch auch diesen Spaß noch gut gelingen."

Aber als die Vorbereitungen zum Spiel schon im Gange waren und auf dem Marktplatz bereits das Gerüst für die Szene gezimmert wurde, da zog eines Tages ein verdeckter Wagen mit drei mageren Pferden davor durch das Wiener Tor. Neben dem Wagen gingen fünf oder sechs Männer, und ein zweiter kleinerer Wagen mit einem einzelnen Pferd kam hinterdrein. Auch dieser Wagen war mit einer Plache verdeckt und vorne durch einen Vorhang abgeschlossen. Der Scharwächter am Tor, der den Kopf durch den Vorhang gesteckt hatte, war einer verhüllten Frauensperson ansichtig geworden, und da dieser Wagen so geheimnisvoll verschlossen war, hatte das Gerücht, daß in ihm etwas ganz Besonderes verborgen sei, gleich am Tor seinen Ursprung genommen. So zog die Gesellschaft durch die Stadt und über den Marktplatz. Als die Männer das Gerüst zu sehen bekamen, blieben sie stehen und betrachteten es lange und mit verständigen Blicken.

Endlich sagte der Anführer: „Ich schätze, beim Zeus, da soll eine Bühne aufgebaut werden. Was soll das anderes sein?"

„Du magst recht haben, mein lieber Jodokus Rintfleisch," sagte ein anderer, „dann ist es aber auch das Gerüst, auf dem unsere Hoffnungen hingerichtet werden."

„Man darf nicht gleich den Schirlingsaft der Verzweiflung trinken, lieber Artemesius, es kann auch das

Katheder unseres Triumphes werden, die Rostra unserer Erfolge. Wir wollen doch sehen, wie es sich damit verhält. Laßt mich nur machen."

Hierauf trat er an den sorglich verdeckten Wagen heran und sprach einige Worte hinein. Da schob eine gar weiße und zierliche Hand den Vorhang ein wenig zurück, und die verhüllte Frauensperson warf einen raschen Blick auf das Gerüst. Sodann setzte der Zug seinen Weg fort und hielt zuletzt vor dem Einkehrwirtshaus „Zur blauen Traube", wo der große Wagen abgeladen wurde. Da kam eine Menge von Dingen zum Vorschein, die den Herumstehenden seltsam genug dünkten, Sessel, die mit Goldfarbe bestrichen waren, Holzklötze, die so bemalt waren, daß sie wie Felsen aussahen, Leitern, Laternen und ganze Ballen von roten, blauen, grünen Mänteln und Gewändern, endlich Kronen aus Messingblech und sogar ein Reichsapfel aus Pappe. Der kleinere Wagen aber fuhr in den Hof und in den Stall, dessen Tor sogleich geschlossen wurde, so daß man nicht sah, wer darin gesessen hatte.

Weniges später stand Jodokus Rintfleisch vor dem Bürgermeister Gottfried Myrtha. Nachdem er eine anmutige und ausnehmend schöne Verbeugung gemacht hatte, bat er für sich und seine Truppe um die hohe und gnädige Gestattung eines löblichen Rates, in dasiger Stadt einige Vorstellungen geben zu dürfen.

„Er ist also ein Komödiante," sagte der Bürgermeister und besah seine Hände, um dem Fremden den kaiserlichen Ring zu zeigen.

„Ein Schauspieler, mit Vergunst Euer Gnaden. Von

des hochberühmten Magisters Johann Velthen zu Dresden Truppe, der die Erlaubnis zusteht, sich die Kursächsische Komödianten-Gesellschaft zu schreiben und zu nennen. Diese Truppe ist hoch angesehen durch ganz Deutschland und hat an den mehrsten Orten mit großem Suckzeß gespielt. Da aber in der letzten Zeit so viel Zulauf an neuen Akteurs gewesen ist, daß der Magister nicht für alle hat Verwendung finden können, so hat sich ein Teil der Truppe losgetrennt und unter meine des Jodokus Rintfleisch Direktion oder Leitung gestellt."

Während Jodokus Rintfleisch so sprach, betrachtete ihn der Bürgermeister der Länge und der Breite nach, denn es schien ihm, als habe er den Mann schon einmal irgendwo gesehen.

„Ist Er nicht schon einmal in unserer Stadt gewesen," fragte Gottfried Myrtha endlich.

„Nein," antwortete der Gefragte, „ich, Jodokus Rintfleisch habe noch niemalen den Vorzug gehabt, vor Euer Wohlgeboren zu stehen."

„Aber mit seinen Vorstellungen wird Er wenig Glück bei uns haben. Sintemalen die Bürgerschaft selbst drauf und dran ist, eine Komödie zu geben. Ein Schauspiel, von unserem Doktor Coelimpatius verfaßt und die Historie des Mucius Scaevola behandelnd, dem die Geschichte des frommen Hiob wunderbar eingefügt ist."

„Ach, Mordio, Euer Gnaden, was soll uns das für ein Hindernis sein? Wenn Ihr uns nur verstatten wolltet, uns mit den dasigen Akteurs zu vereinigen. Wie wollten wir uns gegenseitig da heben und fördern. Was wollte das für eine Darstellung werden, wenn die

Truppe des berühmten Magisters Velthen, jetzt Jodokus Rintfleisch, mit einer löblichen Bürgerschaft zusammenginge. Da müßten wohl die neun Musen, alle Nymphen und der göttliche Apollo selbst vor Verwunderung die Hände über dem Kopf zusammenschlagen."

„Es ist hierzulande nicht der Brauch, sich mit Komödianten zusammenzutun."

„Darauf kann ich Euer Wohlgeboren nur entgegnen, daß wir zu Leipzig unter großem Zulauf der Bevölkerung mit den Studenten zusammen gespielt haben. Unter den freiwilligen Akteurs ist auch der Sohn des zweiten Bürgermeisters gewesen. Auch sind wir nicht den anderen Banden gleich zu achten, die gleich wie die Zigeuner leben, sich täglich betrinken und dann Lärm schlagen und die Bürgerschaft auf jede Art belästigen. Denen möchten wir wahrlich nicht im geringsten verglichen werden, da wir im Gegenteil darauf sehen, nirgends Anstoß zu erregen und Ärgernis zu geben. Wir sind ruhige und solide Leute, treiben unsere Kunst wie ein Handwerk und würden uns, wenn die Kunst es vertrüge, irgendwo ansässig gemacht zu werden, in nichts von der Bürgerschaft unterscheiden. Auch haben wir keine liederlichen und buhlerischen Frauenzimmer bei unserer Bande, mit denen wohl sonst am meisten Anstände und Verdrießlichkeiten sind. Darum lassen wir lieber, ganz nach alter Art die Frauenzimmer Rollen durch einen glatten Jungen darstellen. Das heißt: daß ich Euer Gnaden keine Unwahrheit sage, wir haben doch ein Frauenzimmer bei uns, aber ein halbes, das ist eine Dame ohne Unterleib . . ."

„Ohne Unterleib?" staunte der Bürgermeister.

„Ja – ohne Unterleib. Es ist eins der größten Naturschauspiele, die man sich denken kann. Mordio, die hat nicht wenig Verwunderung erregt, wo sie bisher ist gezeigt worden, bei hohen und höchsten Herrschaften, der Kurfürst von Sachsen hat sie wollen für sein Raritätenkabinett erwerben. Der Zar der Reußen hat ihr wollen ein Glashaus bauen lassen, daß man sie auch von allen Seiten recht betrachten möge. Ja, der König von Frankreich hat uns sogar einen eigenen Gesandten geschickt, daß wir sie sollten nach Paris bringen und ihm vorstellen. So weit ist der Ruf dieser halben Frauensperson gekommen. Und daß ich es nur sage, es wird uns eine große Freude und Ehre sein, wenn Euer Gnaden uns besuchen wollen, und wir werden Euer Gnaden dieses Phänomenon und absonderliche Naturschauspiel in separierter Vorführung zeigen. Aus der merkwürdigen Beschaffenheit dieses Frauenzimmers ist aber zu ersehen, daß sie nicht wie andere ihres Geschlechts herumlaufen, löffeln und Unfrieden stiften kann."

„Das muß eine wahrhaft seltsame Frauensperson sein."

„Zuletzt möchte ich nicht unterlassen, zu erwähnen, daß wir eine Menge neuer und vortrefflicher Komödien, alles englische Stücke, wie sie von der großen Königin Elisabeth sind gestattet und zugelassen worden. Vornehmlich ist unsere Truppe überaus angenehm zu sehen in einer Komödie „‚Hamlet, der Prinz von Dänemark oder der verwunderliche Geist auf der Schloßterrasse oder das ins Ohr geträufelte Schlangengift.'"

„Wir haben unsere eigenen Stücke, mein bester Jodokus Rintfleisch.“

„Was verschlägt's, wenn wir zu den zweiten noch ein drittes hinzutun? Ich getraue mich ganz wohl, den Prinzen von Dänemark mit dem Mucius Scaevola und dem frommen Hiob so überein zu bringen, daß kein Schneider die Naht erkennen soll. Dabei wird immer noch genügend Platz sein, daß die lustige Person ihre Sprüchlein anbringen kann. Ich habe schon schwerere Dinge zuwege gebracht und kann Euch sagen, die richtige Lustbarkeit beginnt erst, wenn es auf der Szene recht bunt und beweglich zugeht.“

So redete Jodokus Rintfleisch dem Bürgermeister zu, mit Schmeicheln, Anreizen und Verheißen und vielen Listen, bis dieser endlich sagte, er wolle sich die Sache überlegen und die anderen Herren befragen, ob sie ein solches Zusammenspielen wohl gestatten würden.

Zuerst sprachen die meisten dagegen, denn sie meinten, es stehe der Stadt besser an, das feierliche Schauspiel selbst und allein ins Werk zu setzen, als sich dabei auch fremder Komödianten zu bedienen. Sobald aber das Probieren begonnen hatte und alles kopflos durcheinander lief, da erkannten sie, daß es wohl schwerer sei, sich in einem solchen Komödienspielen zurechtzufinden, als sie es sich gedacht hatten. Und nun waren ihnen die Schauspieler recht willkommen, daß sie ihnen helfen sollten, das Stück auf die Beine zu stellen. Am dritten Tag nach der Ankunft in der Stadt bekam Jodokus Rintfleisch die obrigkeitliche Erlaubnis, mit seiner Bande an dem Spektakulum teilzunehmen und

hernach noch sechs Vorstellungen auf eigene Rechnung zu veranstalten.

Zu diesem Ende hatten auch Huffelins und des Lübeckers Ermahnungen nicht wenig beigetragen, denn Jodokus Rintfleisch hatte seine alten Freunde gleich am ersten Abend noch aufgesucht und sie in der Wirtsstube der „Großen Tabakpfeife" gefunden. Das war zwischen Jodokus und Huffelin ein Willkommenheißen und Umarmen gewesen. Der Lübecker war aber nicht ganz so laut und warm geworden.

Der Wein in den Stangengläsern schillerte wie Öl.

Am Himmel war schon die frühe Dämmerung eingebrochen und hing mit grauen Tüchern über den Dächern. Ein herbstlicher Wind fuhr durch die Straßen, fegte dürre Blätter vor sich her und trieb den Leuten die Mäntel an.

Von der dicken Turmzwiebel der Dominikanerkirche kam der Klang der Glocken nur in Zwischenpausen an das geschlossene Fenster, wenn der Wind gerade den Atem anhielt.

Der Rauch aus den langen Pfeifen stieg dünn und gerade in die Höhe und breitete sich über den Köpfen der drei zu einem weißlichen Laken aus, unter dem sie saßen wie unter einem Baldachin.

Im großen Kachelofen brannte das erste Herbstfeuer.

„Es ist doch eine rechte Keckheit von Euch, Jodokus Rintfleisch, hierher zu kommen, wo Ihr vor kurzem erst als Ahasverus aufgetreten seid."

„Was wollt Ihr? Mordio, ohne Keckheit wird man es im Leben niemals zu etwas Rechtem bringen. Es

macht mir Freude, die Bürgerschaft wieder einmal auf eine andere Weise an der Nase herumzuziehen. Wir sind auf dem Weg nach Prag, wo wir den Winter über bleiben wollen. Da wird auch dieser braven Stadt nicht erspart, zu unserem Reisegeld ihre Beisteuer zu leisten. Welcher Feldherr wird es sich bei gesundem Verstand versagen, Kriegskontribution zu erheben, wo er kann. Mein Geld, zu dem mir mein guter Oswald verholfen hat, ist dahingegangen."

Da sah der Lübecker mit nicht geringem Erstaunen auf: „Ich hätte dir zu Geld verholfen?"

„Ei, gewiß. Hat sich nicht deine brave Familie endlich über den verlorenen Sohn erbarmt und eine Belohnung ausgeschrieben für den, der über seinen Aufenthalt gewisse Nachricht geben könnte. Ich habe davon Kundschaft erhalten und habe nicht gezögert, ihr diese Nachricht zukommen zu lassen. Aber die Taler haben schnelle Beine. Sie sind fort, und ich weiß nicht einmal recht, wohin sie gelaufen sind."

„Du warst es also. Ich hätte es mir wohl denken können," sagte der Lübecker.

„Ich habe dir auch dafür etwas mitgebracht, worüber du deine Freude haben wirst. Du mußt nachher mit mir kommen. Auf das Schloß kann ich es dir nicht bringen. Du mußt es dir schon selber holen."

„Hört, Jodokus Rintfleisch," fragte Huffelin, „was für ein toller Gedanke ist das doch von Euch, Euch mit den Bürgern zu einer Komödie zusammenzutun?"

Aber da legte der Komödiant seine Hand auf des Studenten Arm und sprach unter Lächeln: „Was wollt

Ihr, da ist gar nichts von Tollheit dabei, sondern nur kluge Rechnung. Haben die Bürger nicht ein prächtiges Gerüst aufgerichtet, das uns für unsere Komödie herrlich dienen kann. Mordio, das hat mir sogleich in die Augen gestochen und hat mich wünschen lassen, es für mich in Gebrauch zu nehmen. Deshalb habe ich ohne Verlust einiger Zeit mich zu diesem Entschluß besonnen. Ansonsten hätten die Bürger nach geschehenem Komödienspielen das Gerüst wieder abgebrochen oder uns nur gegen ein Entgeld zur Benutzung überlassen. So aber gewinnen wir einen Anspruch darauf, indem wir gleich das erste Mal darauf mitspielen, und sie können uns folgends nicht gut vertreiben oder von uns irgendeinen Zins nehmen, weil wir mit Recht darauf verweisen können, wie wir auch ihnen zur Hand gewesen sind."

Da stießen die drei auf ein gutes Gelingen an.

„Wißt Ihr," sprach Huffelin sodann, „daß mir dieses Zusammentreffen mit Euch den Wunsch anregt, mich Eurer Bande anzuschließen und mit Euch zu ziehen. Es ist mir nur lästig, daß Ihr Euch nach Prag wenden wollt, von wo ich vor dreiviertel Jahren ausgezogen bin. Wenn Ihr nach Wien ginget oder wo anders hin, so würde ich es mir nicht zweimal überlegen."

„So wollt Ihr also die Stadt verlassen?"

„Man hat uns den Urlaub gegeben, den wir erbeten haben," sagte Huffelin und nickte dem Lübecker zu: „man hat keinen Grund, uns noch länger zu halten. Warum auch? Wir haben den Bürgern eine Enttäuschung

bereitet und sind nicht zu zähmen gewesen, wir haben uns nicht befleißigt, seßhaft zu werden. Es kann doch niemand aus seiner Haut herausfahren. So soll also nur noch das Schauspiel abgewartet werden, zu dem sie uns brauchen, und dann dürfen wir unseres Weges ziehen."

Hierauf aber teilte Huffelin dem Jodokus Rintfleisch im Vertrauen mit, daß sie schon längst abgezogen wären, wenn sie nicht noch ihren Gesellen Betscholt zu befreien hätten, was sie aber bei dem Komödienspielen ins Werk zu setzen gedächten.

Da stießen die drei abermals auf ein gutes Gelingen an. Und so im weiteren Verlaufe noch mehr als einmal.

Als sie aber aufbrachen, da nahm der Jodokus Rintfleisch den Lübecker unter den Arm, um ihn mitzunehmen und ihm zu geben, was er ihm gebracht hätte.

Vor dem Tor der „Blauen Traube" aber machte sich der Lübecker los und sagte, er müsse auf das Schloß gehen, weil man ihm sonst das Zuspätkommen verübeln könnte. Und er werde schon ein ander Mal kommen. In Wahrheit aber war es ihm zuwider, etwas vom Meister Leberwurst annehmen zu sollen und zudem traute er dessen tollem Lachen nicht recht.

„Du entgehst ihm aber doch nicht," rief ihm der Komödiant nach, „Lieber, Bester, du entgehst ihm nicht."

Sechzehntes Kapitel.

Wie die drei Gesellen wieder in die Welt hinauszogen.

Nach fünf Tagen war es so weit, daß die große Komödie vor sich gehen konnte. Der Sonntag kam, und die ganze Stadt war genugsam entbrannt und wie auf eine Offenbarung gespannt.

Das Spiel sollte nach der Messe beginnen und bis gegen Abend dauern, da es durch die Zusammensetzung aus drei Stücken ein wenig lang geraten war.

Man hatte fleißig probiert, und die Komödianten waren nach der Jodokus Rintfleisch Anzeige als brave, nüchterne und durchaus wohlanständige Männer erfunden worden, kein Schandvolk und Gesindel, wie es sonst unter den Schauspielern herumläuft.

Inzwischen hatte Jodokus Rintfleisch, um einiges Geld zu verdienen, die Dame ohne Unterleib ausgestellt. Und es war genug Zulauf gewesen, von Männern und Weibern, alt und jung, die des Verwunderns kein Ende fanden. Da stand das Ding, eine schöne, wohlgebaute Frauensperson vor den Augen der Zuschauer, aber nur bis zu den Hüften, und das Weitere fehlte ihr. Sie stand oder saß oder lag, wie man das schon nennen wollte, auf einer breiten Steinplatte, die wieder auf einer Säule befestigt war, um die man ringsherum gehen konnte; so daß zu ersehen war, daß hier kein Betrug vorgenommen wurde. Sie lächelte, sprach auch, konnte sogar den Leuten aus der Hand wahrsagen, und wenn man drei Groschen extra zu

zahlen gewillt war, so sang sie so schön, daß man hätte meinen mögen, sie sei eine von den heidnischen Meerjungfrauen, den Sirenen. Mit ihren Augen blitzte sie nach links und rechts, und es war mehr als sonderbar, daß sie mit diesen Blicken allein eine ganze Menge der jungen Leute, die dahin kamen, in Flammen setzte wie eine Brandrakete ein Pulvermagazin. Das war doch gewiß verwunderlich, da sie ja nur ein halbes Frauenzimmer war, und eine beträchtlichere Anzahl ganzer in der Stadt nur darauf wartete, von diesen jungen Leuten erwählt zu werden.

Unter den jungen Leuten, bei denen es Feuer auf dem Dach gab, war auch der Junker Fridolin, der einmal nach dem Probieren der Komödie mit Jodokus Rintfleisch und noch einigen anderen zur Besichtigung der Dame gekommen war. Jodokus hatte sie mit verschiedenen Scherzen eingeladen, mit ihm zu gehen, da jetzt gerade sonderliche Gelegenheit sei, eine Merkwürdigkeit zu betrachten, wie sie sonst nicht so bald wieder zu finden sei.

Seitdem kam der Junker Fridolin immer wieder, stand lange bei der halben Dame, sah ihr in die Augen, seufzte und verspürte wohl auch unter dem Wams einen ingrimmigen Schmerz. Wenn er wegging, da fiel es immer mit schwerem Gewicht in die blecherne Tasse am Eingang. Aber er ließ sich auch sonst nicht lumpen, stellte sich außer mit zarten Brieflein auch schon am dritten Tage mit einem schönen Kettlein ein, an dem vorne eine große Perle hing, und am vierten Tage mit einem Paar Ohrgehänge, dem schönsten, das

bei Jobst Volmann zu finden gewesen war. Das konnte der Junker Fridolin tun, denn er hatte einen alten Juden aufgesucht, der ihm auf die Nachricht von der bevorstehenden Reise des Lübeckers und der somit wieder eröffneten Hoffnung auf eine eheliche Verbindung mit dem Fräulein Klara zögernd ein paar Dukaten hatte zukommen lassen.

Dabei war aber Fridolin in seinem Kopfe sehr verwirrt, denn er fragte sich oft, warum er diesen Aufwand mit Geschenken mache, da er von dieser halben Dame doch nie etwas anderes erwarten konnte als im besten Fall einen Kuß. Er konnte sie doch nicht in das Schloß mitnehmen und in seinem Zimmer aufstellen.

Jungfer Franziska merkte sehr bald, daß sich die Verfassung ihres Geliebten in beträchtlicher Unordnung befinde. Da setzte es dann eine kuriöse Unterredung, an deren Ende sich Fridolin aufs Haupt geschlagen fühlte. Aber das trieb ihn nur noch mehr zur schönen Magneta, wie die Dame genannt wurde.

Wiewohl zwischen dem ersten Anblick des Frauenzimmers und dem Komödiensonntag nicht einmal eine ganze Woche lag, so war es doch dem Junker Fridolin, als dauerte sein erbarmungswürdiger Zustand schon monde-, ja jahrelang, weil ihm inzwischen schon so viel durch Kopf und Herz gegangen war.

Noch am Sonntag Morgen, ehe er zur Messe ging, kam er in das Wirtshaus „Zur blauen Traube", um Magneta zu sehen. Er mußte erst eine Weile warten, bevor er in das Zimmer gelassen wurde, wo sie sich

ihm zeigte. Sie stand auf ihrem Postament und kämmte ihr langes Haar, wobei sie ihn mit ihren brühheißen Blicken versengte. Das Fenster, das zur ebenen Erde in den Garten hinausging, stand offen, denn der Herbst hatte sich noch einmal zusammengenommen und wollte zeigen, was seine Sonne vermochte, wenn sie gut gelaunt war.

Junker Fridolin sah die schöne Magneta an, und es wurde ihm ganz kalt im Magen, wenn er bedachte, wie sie da immer, jahraus, jahrein auf der Steinplatte stand. Endlich sagte er: „Und tut das Euch nicht weh, Dame Magneta, daß Ihr so ganz und gar um die Mitte des Leibes schon zu Ende seid? Ich muß bei Tag und Nacht daran denken, weil mir Euer Unglück so sehr zu Herzen geht."

Auf diese Frage setzte die schöne Magneta mit dem Kämmen aus, lachte wie eine Schlittenschelle und bat den Junker, doch näher an ihr Postament heranzukommen, damit sie ihm ihre Antwort sagen könne. Und sobald sie ihn erreichen konnte, faßte sie ihn am Kinn, zog ihm daran den Kopf nach links und rechts, gab ihm einen nicht eben sanften Backenstreich und sagte: „Warum soll mir das denn so besonders wehtun? Hab ich doch Leute gekannt, denen an ihrem Verstand ein noch viel größeres Stück gefehlt hat als mir an meinem Leib, und denen doch nichts wehgetan hat."

Darauf wußte der Junker Fridolin nichts zu erwidern, obzwar er es gern getan hätte, weil es ihm schien, als sollte er jetzt irgendeine kuriöse und denkwürdige Anmerkung machen. Und so brachte er bloß

vor, daß er jetzt zur Messe gehen müsse und hernach zur Komödie, wo er den König Porsenna zu spielen habe, einen furchtbaren Wüterich, der gleichwohl nachher zur Raison gebracht werde.

„Man soll den Komödianten kein Glück wünschen," sagte die schöne Magneta, „aber ich will für Euch die Daumen halten, daß Ihr den Karren nicht umschmeißt." Und dabei blitzte sie den Junker aus ihren Augen wieder so an, daß es ihn kalt überlief.

Weil er aber jetzt wirklich keinen Vorwand mehr hatte noch länger zu verweilen, so schickte er sich an, die Dame Magneta zu verlassen, wobei er bedauerte, daß sie dem Schauspiel nicht beiwohnen könne, und ihr versprach, sogleich nach beendeter Komödie zurückzukehren und über alles gebührenden Bericht zu erstatten.

„Schert Euch nicht um mich," sagte Magneta, „ich habe das Komödiespielen satt. Noch aus den Tagen her, wo ich als vollständiges Frauenzimmer auf der Welt herumgelaufen bin. Ihr könnt mir's glauben!" Nachdem der Junker Fridolin gegangen war, griff die Dame nach einer kleinen Klingel, die auf einem Tischchen neben ihr stand und läutete dreimal scharf. Sogleich erschien Jodokus Rintfleisch in der Tür zum Nebenzimmer und fragte nach ihrem Begehren.

„Ich will dich nur fragen," sagte Magneta, „wann denn endlich dieser Oswald Benning kommen wird? Jetzt warte ich schon eine Woche. Warum kommt er nicht? Ich habe nicht Lust, noch länger zu warten. Ich laufe dir auf und davon und fange ihn mir selber.

Zudem: heute ist die äußerste Frist, da er mit seinen Gesellen doch nach der Komödie die Stadt verlassen will. Wie kannst du nur so ein ungeschickter Treiber sein, mein lieber Jodokus?"

Mit einem erzürnten Gesicht antwortete Jodokus, bei dem die Geduld auch nicht gerade mit Scheffeln zu messen war: „Ei, Mordio, wie viel Donnerwetter hab ich dem Gesellen doch schon heimlich in den Hals gewünscht, wegen seines Sträubens und Herumziehens. Da hat er jedesmal eine andere Einrede, daß er nicht mit mir gehen kann und stellt sich an, als hätte er den ganzen Tag über wunder was für Geschäfte und Besorgungen. Es ist, als hätt' er jemanden, der ihm sagt, was ihn erwartet. Aber für heute ist er mir sicher. Heute muß er mir in dieses Zimmer, und das andere mußt du nach deinem Vermögen mit ihm abmachen."

Über diese Zusicherung gab sich Magneta zufrieden und ließ Jodokus Rintfleisch ziehen. Der ging geradenwegs zur Dominikanerkirche, wohin er sich mit Huffelin und dem Lübecker verabredet hatte. Es gab noch einiges zu besprechen, und die drei besorgten das bei einem letzten Glas Wein in der Wirtsstube der „Großen Tabakpfeife."

Der Wein hatte dieselbe lichte grüne Farbe wie der herbstliche Sonnenhimmel. Die Pfeifen qualmten wie Opferfeuer auf dem Altare der Freundschaft.

Und von allen Türmen war ein Bimmeln und Bammeln mit großen und kleinen Glocken, denn eben begann in der Stadtpfarrkirche der Dankgottesdienst

für die Befreiung der Stadt, und dazu erhoben auch alle anderen Glocken ihre Stimmen.

Die Straßen waren leer, weil alles in der Kirche oder auf dem Marktplatz war, um nichts von dem großen Schaugepränge zu versäumen.

Eine alte taube Magd, die das Haus hütete, brachte die letzten Gläser. Die drei stießen an und tranken aus. „Und nun wollen wir gehen," sagte Huffelin.

Aber als sie vor dem Haus standen, fiel es dem Studenten ein, daß er in seinem Quartier noch etwas zu besorgen habe und verließ die anderen, indem er versprach, daß er rechtzeitig zur Stelle sein werde. Als er jedoch den Freunden aus den Augen war, wechselte er die Richtung und schlug anstatt des Weges zu des Herrn Franz Seidenader Haus den andern zu dem des Richters Elias Greinell ein. Auf seinen alten Schleichpfaden gelangte er in das Gärtchen hinter dem Haus, und er brauchte sich heute nicht einmal sonderlich zu verbergen, weil doch von den Nachbarn niemand zu Hause war.

Im Winkel neben dem Hühnerstall stand Gilda, und ihr Gesicht war so voller Flecken, daß man ihr ansehen konnte, sie habe einen Scheffel voll geweint. Huffelin trat neben sie und nahm ihre Hand: „So soll es denn das letzte Mal sein," sagte er in Kummer und Trauer.

Weil die Gilda aber ein tapferes Mädel war, so verschluckte sie ihre Tränen, wiewohl es ihr zumute war, als sei sie innerlich ganz wund, und als brennten sie diese Tränen wie Salz und Pfeffer. „Muß es

also so mit uns zu Ende kommen und kann dich nichts bewegen, von deinem törichten Starrsinn abzulassen?" fuhr Huffelin fort.

Gilda schüttelte den Kopf, wie sie immer getan hatte, wenn Huffelin diese Frage an sie richtete. „Ich muß bei ihm ausharren. Es ist jetzt ärger als je. Er wälzt sich in seinem Bette und lamentiert den ganzen Tag."

„Und morgen bin ich weit fort von hier."

Da konnte Gilda nicht länger an sich halten, ließ die Tränen hervorbrechen, wie sie wollten, und schlang ihre Arme um den Studenten.

„Und du wolltest dieses Opfer bringen, du wolltest dich dem alten Mann gesellen, der so voller Bosheiten steckt wie ein Keller voll Asseln; du willst mich ziehen lassen, und wer weiß, welchem Schicksal entgegen, da ich doch dich nicht habe, die du mir wie ein guter Engel wärst."

„Ich kann nicht anders."

Noch einmal setzte Huffelin seiner Liebsten mit vielen herzhaften Worten zu, obzwar er schon wußte, daß er sie nicht würde überreden können, aber doch auch nicht die Hoffnung ganz wollte ziehen lassen, daß sie noch in der Stunde des Abschieds sich anders entscheiden würde. Nachdem er sie mit allem Schönen und Lieben bedrängt hatte und sie doch nicht von ihrem Entschluß ablassen wollte, sank ihm die Hand, mit der er die ihre gehalten hatte, herab.

„Gilda," sagte er.

Sie aber legte sich ihm noch einmal an die Brust, küßte und herzte ihn, und dann stieß sie ihn von sich

und lief rasch in das Haus hinein. Huffelin stand noch eine Weile mit hängendem Kopf, und als sie nicht mehr wiederkam, ging er seines Weges zur Komödie.—

Indessen waren Jodokus Rintfleisch und der Lübecker miteinander dem Marktplatz zugeschritten, wobei sie ganz von selbst in ein Gespräch über frühere Zeiten geraten waren. Sie mußten an dem Gasthof „Zur blauen Traube“ vorbeikommen, und da stand, wie zufällig, Artemisius vor dem Tor, der in des Rintfleisch Truppe die jungen Liebhaber zu spielen hatte.

„Ei, lieber Kamerade,“ sagte da Jodokus, „es fällt mir eben bei, daß du dir noch gar nicht geholt hast, was ich dir mitgebracht habe. Ich hoffe, daß du mich nicht wirst kränken wollen, indem du mein kleines Angebinde verschmähst. Und wenn du dir es nicht eben jetzt holst, so wirst du nachher wohl kaum mehr dazu Zeit finden, indem ihr doch sogleich nach eurem Streich Reißaus nehmen wollt.“

Der Lübecker wäre auch jetzt noch gern der Beschenkung entkommen, aber Jodokus hatte ihn von rechts angefaßt; Artemisius war herbeigesprungen und half von links nach, und ehe man hätte drei zählen können, war der Lübecker über die Stiegen hinaufgeschoben, durch die Tür gefördert, über einen Gang gezogen und in ein Zimmer halb geführt, halb geworfen.

Da stand er dem merkwürdigen Naturspiel gegenüber, der Dame ohne Unterleib. Er hörte, wie hinter ihm die Tür abgesperrt wurde.

Hierauf bewegte sich die Dame, ließ einen Schrank aufspringen und trat in ihrer ganzen Größe heraus,

ihre Augen blitzten zu dem Lübecker hin und, indem sie die Arme ausbreitete, rief sie mit ihrem süßen Mund: „Oswald, mein Oswald!“

Da taumelte der Lübecker, als ob er einen Schlag über die Schienenbeine erhalten hätte, wich und schrie: „Sophie Meyers . . . Sophie . . . Falsette!“

Sophie oder Falsette aber blitzte mit ihren Augen immer weiter und folgte dem weichenden Gatten, indem sie bei sich frohlockte, daß sie ihn nun wieder eingefangen habe.

Jedoch plötzlich fuhr der Geist der Stärke in den Schwachen, und mit einem Anlauf rannte der Lübecker unter Sophies ausgestrecktem linken Arm hindurch, zum Fenster und sprang mit einem Satz in den Garten hinaus.

Als Sophie zum Fenster kam, sah sie ihren Gatten nur mehr ganz hinten über den Gartenzaun klettern.

Da wandte sie sich wieder ins Zimmer und besann sich einige Zeit. „Der ist mir ausgewischt,“ dachte sie bei sich, „er hat genug! Aber, Mordio, was liegt daran, hab ich doch noch einen andern Gimpel im Garn.“ –

Nach dem Hochamt lief alles sogleich bei der Kirchentür hinaus, mit Stoßen und Drücken, wer früher draußen wäre, damit sie noch einen guten Platz für das Schauspiel bekämen. Da wurden nicht wenige seidene Röcke verdrückt und Mieder durch heftiges Anfassen zerknittert und beschmutzt, so daß es auch noch innerhalb der Kirche beinahe zu Zank und Streit gekommen.

Wer sich aber hinausgedrängt hatte, der lief so schnell er konnte dem Marktplatz zu, wo so mancher einsehen mußte, daß die Frömmigkeit allein nicht hinreichte, um sich bei der Komödie einen Sitz zu verschaffen; sintemalen jene, die weniger fromm gewesen waren und das Hochamt versäumt hatten, nun schon auf den besten Plätzen saßen oder standen und sich weder durch List noch durch Gewalt wollten verdrängen lassen.

Für die große Menge war durch die Scharwache ein Raum abgemessen und umstellt, es gab auch sogar einige Reihen von Bänken, die übereinander anstiegen, aber für die Ratsherren, ihre Anverwandten und für alle hohen Herrschaften und geistlichen Würdenträger war dem Schaugerüst gegenüber eine Tribüne errichtet, die mit rotem Tuch ausgeschlagen und überhaupt in allem aufs prächtigste hergerichtet war. Der Bürgermeister saß sogar unter einem Baldachin, und in der Mitte der Tribüne war, weil das Spiel doch so lange dauern sollte, ein Tisch mit Erfrischungen aufgestellt.

Während die Menge sich noch um Plätze balgte und lange Hälse machte, ob es schon etwas zu schauen gebe, schollen die Zinken und Hörner, die Trommeln und Pfeifen der Stadtmusikanten vom Rathaus her, und darauf begaben sich die Stadtväter in feierlichem Zug auf die Tribüne. Jetzt aber wollte man schon wirklich etwas zu sehen bekommen, und der Frau Meisterin Hellefeuer Hannes, der sich im Getümmel mit reichlichem Gebrauch der Ellenbogen nach vorn arbeiten wollte, wurde vom Meister Jakob Klogler,

dem er auf die Zehen getreten war, beim Schopf ergriffen und recht ordentlich gebeutelt.

Dem Nachtwächter Christoph Zimbelin stieß bei diesem Anlaß auch ein Unfall zu. Er war schon seit geraumer Zeit magenkrank, maßen ihm kein kleiner Bissen schmeckte, und so hatte er, um seine Gesundheit zu schonen und die rechte Zeit für das Mittagsessen nicht zu versäumen, seine Alte dazu verhalten, heute zeitiger als sonst abzukochen nnd ihm die Suppe und ein rechtes Trumm Fleisch gleich auf seinen Platz mitzugeben. Als er aber so stand und seinen Henkeltopf ans Herz drückte, kam die Bewegung, die durch Hellefeuers Hannes hervorgerufen worden war, auch an ihn, und der Bäckermeister Christoph Pitzer fiel mit solcher Gewalt gegen ihn, daß die Suppe aus dem Topf spritzte und ihm über das Wams hinunterlief. Da fing er mit tausend Donnern, Sappermentern und Teufeln so lästerlich zu fluchen an, daß der Ratsherr Merth Markus, der seinen Sitz an der Ecke der Tribüne, nahe dem Volke hatte, es nicht unterlassen konnte, seinem Nachbar Jakob Mathern zuzuflüstern, daß er doch mit seiner Ansicht über die Gefährlichkeit und Unchristlichkeit des Komödienspielens werde recht behalten. Denn schon bevor es begonnen habe, könne man an dem Beispiel des sanften und friedlichen Nachtwächters ersehen, daß selbst der sonst auf guten Pfaden Wandelnde sich der Zuchtlosigkeit zuwende.

Aber nun war es zu spät, dem Verderben Einhalt zu tun, denn die Komödie nahm ihren Anfang.

Hinter dem Schaugerüste, wo in einem kleinen Ver-

schlage die Darsteller versammelt waren, hatte es aber vor Beginn noch ein heftiges Leben gegeben. Denn alle hatten sich eingefunden und waren bereit. Der Junker Fridolin hatte sich schon seine königlichen Kleider umgetan, Huffelin war aus einen Studenten ein römischer Kriegsheld geworden, auch die Komödianten waren alle da, Betscholt saß als armer Sünder neben einem ihm zugeordneten Scharwächter in einem Winkel, der fromme Hiob sprach seinen Part noch ein letztes Mal vor sich hin. Nur der Lübecker, der den Marius, Mucius Scaevolas Freund, zu spielen hatte, wollte nicht kommen.

Doktor Coelimpatius, in dessen Gehirn dieser Marius seinen Ursprung genommen hatte, lief in dem Verschlag auf und ab wie ein wildes Tier im Käfig, und dann wieder schien es, als wolle er an der Rückwand des Schaugerüstes emporklettern, so daß die Buben, die von draußen durch die Spalten der vorgespannten Tücher hineinschauten, ihre helle Freude daran hatten. Man sandte Boten nach dem Lübecker aus, aber einer nach dem andern kam zurück, ohne ihn gefunden zu haben.

Zuletzt mußte man gleichwohl ohne ihn beginnen, weil man sonst hätte bis in die Nacht hinein spielen können. Um aber dem der Verzweiflung zugetriebenen Doktor Coelimpatius einigen Trost zu geben, wollte Jodokus Rintfleisch selbst, der die Rolle des Schelmen Gestas zu spielen hatte, auch den römischen Ritter Marius auf sich nehmen. Also konnte man endlich das Zeichen zum Beginn geben.

Hinten auf dem Schaugerüst war noch ein zweites

kleineres Gerüst aufgebaut, und auf diesem saßen Gott Vater und der Teufel, mit deren Unterredung und Wette das ganze Spiel eingeleitet wurde. Nachdem Gott Vater seinen braven Diener Hiob gepriesen und der Teufel gar infernalisch dawider geredet hatte, kamen sie zum Wetten, und der Teufel meinte, wenn sie schon dabei wären, könnten sie noch um zwei andere Dinge wetten: ob der römische Ritter Mucius Scaevola wirklich seinen Arm über dem Kohlenbecken des Porsenna braten und ob der Prinz von Dänemark auch wirklich für seinen ermordeten Vater Rache nehmen werde oder nicht. Gott Vater hielt dafür, der Teufel dagegen, und sobald die Wette abgeschlossen war, betrat der fromme Hiob die Bühne. Er zählte alle seine Reichtümer auf, seine Ochsen, Esel, Schafe, Kamele, Elefanten, Weiber und Kinder. Der böse Schelm Dismas, und der war Joachim Betscholt, aber war hinter ihm hereingeschlichen und zählte auch noch dazu die großen Herden an Wanzen, Läusen und Flöhen auf und berichtete, welche von den Kindern der fromme Hiob wirklich sich selbst und welche er seinen Freunden zuschreiben dürfe. Sodann sprach der fromme Mann auch im besonderen von zweien seiner Söhne, die ihm am liebsten waren, und von denen der eine als Prinz von Dänemark, der andere als ein tapferer Jüngling zu Rom, geheißen Mucius Scaevola, große Ehre und Achtung genoß.

Als der Patriarch so weit gekommen war, entstand unter der Menge vor dem Schaugerüst ein mörderliches Geschrei, daß man gar sehr erschrak und nicht

wußte, was man denken sollte. Es war aber nichts weiter, als daß der Hellefeuerin Hannes, der dem Meister Klogler die Schopfbeutler von vorhin nicht vergeben konnte, seinem Feind eine lange Nadel zolltief in den fleischigsten Teil seiner Hinterseite gestochen hatte.

Sobald der Lärm wieder der Stille gewichen war, nahm das Spiel seinen Fortgang. Mucius Scaevola trat mit seinen Freunden auf, beklagte das Vaterland, das von dem Könige Porsenna hart bedrückt wurde. Und die edlen Jünglinge weinten alle zusammen über das Unglück, das über das Land gekommen war, bis sich Mucius Scaevola ermannte und versprach, die Stadt von ihren Feinden zu erretten, indem er hinging und den König tötete. „Ha,“ schrie er, „solche Tyrannei und Boshaftigkeit ist nicht erhöret seit Erschaffung der Welt. Gottes Donner, da muß man sich ja sogleich die Zunge aus dem Hals reißen und sich gar die eigenen Glieder mit dem Schwert abhacken. Sollte ich so eine Schmach noch länger angehen lassen, so wäre es besser, daß mich der Erdboden verschlänge. Ich kann mich nicht länger erhalten, gebet mir mein Schwert, so will ich hinaus und den Tyrannen darniederhauen, nicht wie ein Mensch, sondern wie ein wahnsinniger Teufel. Was sollte ich mein Leben noch fürder achten, wenn ich es nicht für mein Vaterland zu opfern imstande bin.“

Das brachte der Student Huffelin mit so schrecklicher Stimme vor, daß es den Zuhörern kalt über den Rücken lief. Er brüllte so sehr, als ob er über dreißig Meilen

hinwegschreien wollte, und focht so heftig mit den Händen, daß seine Gefährten vor ihm, als vor einem Rasenden, zurückwichen. Nur sein Freund Marius resolvierte sich, den Mucius Scaevola zu begleiten.

„Ach Gott," dachte der Doktor Coelimpatius, „was hat mir dieser Rasende aus meinem Mucius Scaevola gemacht. Anstatt eines gesetzten, sittsamen Jünglings gibt er einen wild gewordenen Leuen. Und welche Worte hat er ihm in den Mund gelegt, die sind doch wahrhaftig nicht von mir, die muß er zusammen mit diesem elendiglichen Jodokus Rintfleisch ausfindig gemacht haben. Und darum also hat man mir den Zutritt zum Probieren nicht verstatten wollen, damit die meine Dichtung nach Gefallen schänden können."

Das gnädige Fräulein, das auf der Tribüne in der ersten Reihe saß, dachte hingegen: „Wie schade, daß nicht mein Oswald Benning so viel Feuer und natürliche Leidenschaft gehabt hat wie dieser Wildfang von römischem Ritter. Dann wäre vielleicht dies und das anders geworden, trotzdem er eine Frau hat, da doch eine Ehe dieser Ungläubigen schließlich nicht unlöslich ist." Und dabei verwunderte sie sich darüber, daß sie den Lübecker nicht unter der Maske des Marius erkennen konnte.

Die Jungfer Franziska Seidenader aber verglich den Studenten mit ihrem Fridolin und sprach bei sich: „Wer weiß, wenn der früher als mein Junker gekommen wäre, ob er sich da hätte an die Gilda hängen müssen?"

Die Frau Meisterin Dorothea Hellefeuer aber besah

ihn ganz genau und dachte dann: „Der könnte mir auch ganz wohl gefallen. Gewiß besser als mein Betscholt, denn der sieht so heruntergekommen und schwächlich aus, daß es mich gar nicht so besonderlich darnach gelüstet, ihn wieder in mein Haus ziehen zu sehen. Zudem ist mein neuer Altgesell ein ganz braver und rechtschaffener Kerl."

Inzwischen aber ging die Komödie rastlos weiter und zeigte, wie nach Gottes Ratschluß den frommen Hiob ein Unglücksfall nach dem andern traf, Verlust aller Güter, Viehherden und des Geldes, Krankheit und plötzlicher Tod mehrerer ansehnlicher Kinder, Söhne und Töchter, so daß des Hiob liebstes Weib in Verzweiflung verfiel. Sie rannte, nachdem sie vergebens nachgesonnen hatte, wie sie sich den Tod geben könnte, mit dem Kopf so wild gegen die Wand, daß die mit Blut vollgefüllte Schweinsblase, die sie unter der Haube hatte, zerplatzte und ihr der rote Lebenssaft in Strömen über die Wangen lief. Das sah so erbärmlich aus, wie sie darauf hinfiel, mit den Beinen und Armen zappelte und sodann den Geist aufgab, daß dem Zuschauer, insonderheit den Frauenzimmern, das Weinen ankam. Nicht lange nach diesem Hinsterben seiner Lieblingsfrau fiel auch den Hiob selbst das schwere Siechtum an, und mit Gottes Gestaltung entführte der Teufel seine Seele dem Leib.

Dieses bittere Sterben des Hiob war notwendig, damit er seinem Sohne Hamlet auf der Terrasse eines dänischen Königsschlosses als Geist erscheinen könne. Dieser dänische Prinz hielt nämlich den verstorbenen

König für seinen rechten Vater, und da wollte ihn der Geist des frommen Hiob darauf verweisen, daß dieser brave König von seinem bösen Weib und deren Geliebten getötet worden sei. Nachdem dies geschehen war, schwur der Prinz mehr als einen Eid, daß er den Vater rächen wolle, und sagte dann, daß er nach Rom reisen wolle, um sich seinen Bruder Mucius Scaevola als Beistand zu holen.

Was mit diesem weiter vor sich ging, sollte der folgende Aktus zeigen. Da war zunächst der grausame und tyrannische König Porsenna auf der Szene, der der ganzen Welt grimm gesinnt war und niemandem ein freundliches Gesicht zeigen konnte.

„Ei, wie gut er dieses wilde Wesen aus sich heraus ans Licht bringt," sagte das Fräulein Klara zu sich, „dem darf ich keine Gelegenheit geben, es gegen mich zu wenden."

„Wenn er sich nur nicht mit dem Naturwunder hätte einlassen wollen," dachte die Jungfer Franziska.

„Der könnte mir auch ganz wohl gefallen," dachte die Hellefeuerin.

Jetzt aber sollte des Joachim Betscholt Bestrafung folgen, denn er hatte als Schelm Dismas einen Diebstahl im Lager des Königs begangen und war vor diesen gebracht worden. Und der König, nachdem er ihm mit vielem Fragen hart zugesetzt, verurteilte ihn dazu, zuerst ausgepeitscht und geprellt und sodann in einem Faß Wasser ersäuft zu werden. Während der Zurüstungen für diese Exekution betrat Mucius Scaevola die Bühne und näherte sich dem König, denn es war

der Augenblick gekommen, wo er versuchen sollte, ihn zu ermorden. Er trat auch wirklich dicht hinter ihn, aber da tat es auf einmal einen Schrei und ein Klatsch. Und aus dem Faß mit Wasser, das man schon für den Schelmen Dismas hereingebracht hatte, ragten ein Paar Beine hervor. Das waren aber keineswegs die Beine des Missetäters Joachim Betscholt, sondern die des Doktors Coelimpatius. Der war auf ein lockeres Brett seitwärts auf dem Schaugerüst getreten, wohin ihn der Jodokus Rintfleisch geschickt hatte, daß er alles besser überblicken könnte. Und während er so stand, hatte sich das Brett zu bewegen begonnen, hatte sich geneigt, und da sich dasselbe in Manneshöhe über der Bühne befand, war er wie durch Zauberei geradenwegs in das Wasserfaß geglitten.

Der erfindungsreiche Kopf des Jodokus Rintfleisch, dem keine mechanische Kunstfertigkeit fremd war, hatte sich wieder durchaus bewährt.

Indessen hatte der König Porsenna zu reden begonnen, aber er kam über die ersten Worte nicht hinaus. Denn einmal merkte er an dem Lärm in seinem Rücken, daß sich dort etwas zugetragen hatte, zum andern aber fühlte er an seinem eigenen Leib ein Unbehagen, und das kam davon, daß ihm die Hosen langsam herabzurutschen begannen, maßen ihm der Student Huffelin, als er vorhin an ihn herangetreten war, den Bund hinten mit einem scharfen Messer durchgeschnitten hatte.

Aber man durfte nicht länger säumen, dem Doktor Coelimpatius aus dem Faß zu ziehen, da er sonst wirklich ertrunken wäre. Es erwies sich aber, daß er so

fest in dem Faß darin stak, daß man ihn nicht ohne weiteres herausbringen konnte, und als seine Beine nur mehr schwach zu zappeln vermochten, kam ein findiger Kerl dahinter, daß es am besten wäre, das Faß umzustürzen. Aber da gab es eine kleine Überschwemmung, und alles zog die Beine an, weil das Wasser allenthalben in die Schuhe drang.

Der Doktor Coelimpatius lag auf den Brettern und schlug um sich wie ein großer Fisch, den man eben auf das Trockene gezogen hat.

Die Frauenzimmer unten schrien, denn sie glaubten, der Doktor wäre in den Veitstanz verfallen.

Die Männer aber konnten sich vor Lachen nicht fassen, und der Lehrbube Hannes war Kloglers Gabriel auf die Schultern gesprungen und schrie, sie sollten dem Doktor Streusand einschütten, damit er wieder trocken werde.

Während dieses Vorganges war der König Porsenna von dem Gerüst verschwunden, denn er war in Gefahr geraten, zugleich mit den Hosen seine königliche Würde gänzlich zu verlieren.

Aber auch Mucius Scaevola und der Schelm Dismas waren verschwunden. Die liefen schon längst in ihren eigenen Kleidern durch die menschenleeren Straßen. Niemand hatte sie angehalten, denn alles rannte auf dem Schaugerüst durcheinander, mit Geschrei und unsinnigem Toben, und niemand kümmerte sich auch ferner um sie, so daß sie in des Meisters Jakob Kloglers Hof und von dort mit Ersteigung des Schweinestalldaches leicht über die Stadtmauer gelangen konnten.

Sodann liefen sie längs der Mauer, wichen dem Olmützer Tor im Bogen aus, obzwar sie mit allem Grund annehmen konnten, daß die Wächter ihrer nicht sonderlich achten würden. Auf der Höhe des heiligen Berges machten sie halt, um sich ein wenig zu verschnaufen, weil sie ein bißchen stark gelaufen waren. Da sahen sie unten auf dem Marktplatz die Menschen wimmeln wie die Ameisen in einem zerstörten Haufen oder wie die Bienen, wenn die junge Königin ausziehen will.

Da sprach Joachim Betscholt: „Lebe wohl, du viel-edle Stadt, ich kann dir nicht danken, denn du hast mit der einen Hand gegeben, mit der andern genommen; da ist denn nicht viel übriggeblieben. O, Sapperment, du bist wie eine Königstochter im Märchen, die ihren Freiern den Kopf abschlägt, daß sie es gleich vergessen, noch ein zweites Mal nach ihr zu fragen. Und wir müssen Gott loben und danken, daß wir bloß mit ein paar Flecken davonkommen, die du uns in den Pelz gesengt hast. Art läßt nicht von Art, wem das Blut nicht dick wird, der kann nicht sitzen bleiben." Und damit drehte er sich mit dem Rücken gegen die Stadt und hob die Schuhsohlen gegen sie: „Sieh dir genau mein Schuhwerk an, du viel-edle Stadt und grimmige Königstochter. Es ist das zweite Paar, das ich mir bei dir gemacht hab, und das hätt' ich nicht tun sollen, weil es noch immer mit einem Paar gerade ausgegangen ist. Darum will ich aber jetzt auch doppelt laufen und deinesgleichen auf lange meiden."

Und da er mit dem Rücken gegen die Stadt stand, setzte er seinen Fuß auf, drehte sich gar nicht mehr um und ging stracks den heiligen Berg hinunter, von der Stadt fort.

Huffelin aber hatte gar nichts gesagt, er nahm sein Herz in beide Hände und folgte dem Gesellen.

Als sie aber hinunterkamen und den Weg zwischen den Weingärten einschlugen, da lag einer hinter einem dürren Strauch.

„Potz, Blatter und Flamm!“ sagte Betscholt, „das ist der Lübecker!“

„Wahrhaftig!“ rief Huffelin, „wo bist du gewesen?“

Der Lübecker aber lachte über das ganze Gesicht und lachte immer fort, wie ein Trunkener, obwohl er keinen Wein in sich hatte, sondern nur von lauter innerer Fröhlichkeit ganz toll und voll war. „Fragt mich nicht! Ich bin ausgewischt, weil mir ein Gespenst begegnet ist, das hat ausgesehen wie meine allergrößte Dummheit. Aber hier in der Stadt bin ich zum Geisterbanner geworden.“

So zogen sie denn weiter, zwischen den Weingärten hin, die jetzt freilich arg zerzaust aussahen wie ein Tanzboden am andern Tage, und so zogen sie dem kleinen Holzhäuschen in des Richters Elias Greinell Weingarten zu. Denn dort hatten sie am vergangenen Tage in aller Heimlichkeit alles hingeschafft, was sie auf ihre Wanderschaft mitnehmen wollten, damit sie niemand in letzter Stunde zurückhalten möge.

Vor dem Häuschen zog der Schustergeselle eine Flasche hervor und einen kleinen Becher, die hatte er

vorher bei aller Schnelligkeit des Aufbruches nicht vergessen, mitgehen zu heißen, aus dem Winkel, wo sie der Herr Coelimpatius bereitgestellt hatte, für den Fall, daß er einer Stärkung bedürftig werden sollte. Jetzt hob er den Becher und sagte, es sollte jeder die Gesundheit dessen ausbringen, was ihm in der Stadt das Liebste gewesen sei.

„Dir, du Liebe und Törichte, du Gefangene und niemals mir Entschwindende," sagte Huffelin.

„Dir, du wiedergewonnene Gesundheit und Geradheit, dir, du Lachen, das ich wieder gelernt habe," sagte der Lübecker.

„Dir, du beste aller Gottesgaben, du goldner Wein," sagte Betscholt.

Dann wollten sie in das Häuschen eintreten, aber wie sie die Tür öffneten, da stand Gilda vor ihnen.

Der Student fuhr mit der Hand nach dem Hals, denn es war ihm, als habe man ihm eine Schlinge umgeworfen und ziehe sie fest zusammen, so daß er nichts sagen konnte als den Namen seiner Liebsten: „Gilda!"

„Ja . . ich bin doch gekommen, und nun gehe ich mit dir, wohin du willst, und wird mich nichts dir nehmen. Dem Richter ist seine Geschwulst aufgebrochen, und der Doktor Armleder hat gesagt, es sei nichts als eine Blutbeule gewesen. Da soll er sich denn helfen, wie er mag. Eine Blutbeule soll mich an meinem Glück nicht hindern.

„Und wenn es keine Blutbeule gewesen wäre, so wärest du nicht gekommen?" sagte Huffelin.

„Das weiß ich nicht, aber dieses weiß ich, daß ich

niemals wieder hätte lachen können, wenn ich dich hätte ziehen lassen."

Nach diesen Worten luden sich die drei Gesellen ihre leichten Bündel auf, und dann traten sie zu viert ihre neue Wanderung an.

Vor dem Wald aber blieb der Lübecker stehen und sagte: „Hier geht mein Weg von eurem fort. Ihr wollt nach Süden, ich aber nach Norden."

Da fragte ihn Huffelin, ob er nach Hause zurückkehren wolle.

„Ich kann es mir noch genugsam überdenken, denn bis nach Lübeck hin ist es weit, und ich weiß jetzt, daß wir mit jedem Tag anders werden. Lebt wohl, wenn ihr aber einmal ein Dach über eurem Kopf brauchen solltet und kein anderes habt, dann müßt ihr euch doch in Lübeck nach eurem Gesellen erkundigen."

Der Schustergeselle aber ging mit dem Studenten und Gilda bis zu dem Hügel, von dem man die Stadt noch ein letztes Mal sehen konnte. Dann sagte er: „Nun will auch ich von euch gehen. Denn ich sehe, wenn ein junges Paar in die Welt hinauszieht, dann soll ein Dritter machen, daß er fortkommt. Zudem will es mich bedünken, als klebte manchmal Pech an meinen Sohlen und Händen, daran sollt ihr keinen Anteil haben. Viel Glück auf den Weg."

Und damit gab ihnen der Geselle die Hand und wandte sich nach Osten zu, nach Ungarn, wo er, wie er sagte, die schwarzen Schnurrbärte mit seinem Schusterpech wollte aufwichsen helfen, und wo, nach allem was man davon hörte, auch kein übler Wein wuchs.

Huffelin und Gilda aber sahen zu, wie die Herbstsonne immer tiefer sank, und wie die Dächer der Stadt ganz rot wurden. Von der dicken Turmzwiebel der Dominikanerkirche kam ein Leuchten, als sei dort oben ein Stück lebendiges Feuer in großer Herrlichkeit entbrannt.

„Fürchtest du nicht den Winter, der jetzt kommt?“ fragte Gilda ein wenig bang.

Huffelin antwortete: „Wir wollen nach Süden, Liebste, immer nach Süden, bis ins gelobte Land Italien ...“ Und dann sagte er noch ganz leise: „Was sollte dir ein Winter anhaben können, Liebste?“

Da nahmen sie einander bei der Hand, und so gingen sie in die Welt hinein.



